Vom heissen Stein

Leo Ernst Achilles Muellenbach

140
ajt

Digitized by Google

Vom heißen Stein.

Digitized by Google

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 2. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Bülow, Frieda von, Kara. Roman.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Burckhard, Max, Simon Thums.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Božena. Erzählung. 3. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Margarete. 3. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
— Moriz v., Zwei Wiener Geschichten.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 5. Auflage.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Fulda, L., Lebensfragmente. 2 Novellen. 2. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Hillern, Wilhelmine von, 's Reis am Weg.	Geh. M. 1.50.	Geb. M. 2.50.
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 3. Auflage.	Geh. M. 2.50.	Geb. M. 3.50.
Junghans, S., Schwertlilie. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Kirchbach, W., Miniaturen. Fünf Novellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Muellenbach, E., Vom heißen Stein. Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Prel, K. du, Kreuz am Ferner. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Proelß, J., Bilderstürmer. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen.	Geh. M. 2.50.	Geb. M. 3.50.
Sudermann, H., Frau Sorge. Roman. 37. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 16. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Der Katzensteg. Roman. 30. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Im Zwielicht. 20. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 19. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Es war. Roman. 22. Auflage.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Telmann, K., Trinacria. Sizilische Geschichten.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Voß, Rich., Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Wereschagin, W., Der Kriegskorrespondent.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Widmann, J. V., Touristennovellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Wilbrandt, A., Der Dornenweg. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Hermann Ifinger. Roman. 4. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Meister Amor. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Die Osterinsel. Roman. 3. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 4. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. 10. Aufl.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—

→ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ←

Digitized by Google

Vom heißen Stein.

Roman

von

Ernst Auellenbach

(E. Lenbach).

Stuttgart 1897.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Digitized by Google

837 M918
Y

Gift of
Alfred M. Leopold
10-17-39

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Wilhelm Jensen

in herzlicher Verehrung

zugeeignet.

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Anno 1616, den 24. April, ſchied Cervantes aus dieſer Zeitlichkeit, und zehn Tage ſpäter folgte ihm Shakeſpeare nach; zwei Gewaltige des Geiſtes, die zu gleicher Zeit Unſterbliches ſchufen und zuletzt der Sterblichkeit ihren Zoll zahlten, ohne jemals voneinander gewußt zu haben. Es iſt anzunehmen, daß ſie dieſe wertvollſte Bekanntſchaft, die ihnen auf Erden entgangen war, in einem höheren Daſein, erhaben über trennende Länder, Meere und Menſchen, ſogleich nachholten; und muß das eine Freude geweſen ſein für alle Seligen, die dabei ſein durften, als dieſe beiden ſich zuſammenfanden! Wenn ſie dann im Vollgenuſſe ihrer jungen Freundſchaft ab und zu auf die zurückgelaſſene Erde muſternd herabſchauten, ſo erſchien ihnen natürlich manches ganz anders als den noch nicht verklärten Zeitgenoſſen. „Es iſt merkwürdig," ſagte der erlöſte Dichter des „Don Quixote", der ja an den höheren Standpunkt ſchon einige Tage gewöhnt und auch bereits auf Erden weiter gereiſt war, „ich ſage Euch, Sennor, es iſt merkwürdig, wie weit der Blick an ſolch heiterem Maimorgen trägt, wenn er nicht mehr durch Sorgen und Sünden gleichſam wie mit einer dunklen Brille getrübt iſt. Seit ich mir die holländiſchen Provinzen von hier

aus anſchaue, kommt es mir ganz natürlich vor, daß ſie von unſerer hiſpaniſchen Majeſtät nichts mehr wiſſen wollen. Und nun ſeht mir einmal dort unten in Germanien, ohnfern der niederländiſchen Grenze, dieſe hochberühmte rheiniſche Reichsſtadt an! Es iſt ein altes verräuchertes Neſt, wenn man dran rührt, wird's noch ſchlimmer, und man kann nur ſagen, Gott beſſre, was daran iſt. Aber ein Mann iſt darin, ein Maler, dort hantiert er juſt vor ſeinem Fenſter herum, der gefällt mir, auch die Bilder ſind von einer guten Art, und wenn ich noch auf Erden und in ſelbiger Stadt weilte, ſo gäbe ich wohl den einen der zwei Röcke, die ich beſaß, für ein vernünftiges Geſpräch mit dieſem Manne."

Und der andere nickte und erwiderte: „Ihr habt recht, Sir Michael, dieſer Deutſche gefällt mir. Er hat ſich auf die Künſte verlegt, wie ich ſehe, und davon verſteht Ihr ja als ein geborener Hiſpanier mehr als ich; aber auch abgeſehen von ſeinen Bildern ſcheint er mir ein Mann von höchſter Redlichkeit, und ich hätte ihn wohl gebrauchen können."

Der Mann, der den Himmelsgäſten ſo wohl gefiel, hatte in ſeiner äußeren Erſcheinung wenig Anziehendes für irdiſche Augen. Es war eine kleine, kräftige Geſtalt mit langen, flinken Beinen und breiten Schultern, von denen die rechte leider um ein erhebliches zu hoch geraten war. Der kleine Mann hätte dieſen Schönheitsfehler unſchwer unter dem Deckmantel der Mode bergen können; denn die ſpaniſche Tracht, die derzeit unter den vornehmen Leuten der Stadt immer noch im Schwunge war, ſchien ja mit ihren Schulterwülſten und ſpannenhohen Kragen eigens dazu erfunden, einen ſolchen Fehler wieder gut zu machen,

indem ſie ihn kunſtvoll auf beide Seiten ausdehnte. Da der Kleine Maler war, ſo konnte ihm dieſer Vorteil um ſo weniger entgehen; aber er blieb trotzdem ſeinem offenen Wams getreu, das von einem ſo kunſtlos natürlichen Schnitt war, wie ihn in dieſer Gegend nur Bauern oder Soldaten trugen, und er hatte auch einen Grund dafür vorzubringen. „Ich habe eine Stulpnaſe wie kein zweiter," ſagte er, „und eine hohe Schulter. Das weiß ich, und die Leute wiſſen es auch. Was ſie an mir auszuſetzen haben, das verteilen ſie hübſch auf die beiden, der eine legt mir ſeine Witze auf den Buckel und der andere hängt ſie mir über die Naſe. Wollte ich aber das Ding auf der Rückſeite ausgleichen, ſo bliebe den fröhlichen Geſellen nur meine Naſe, um daran ihren Witz zu üben, und das kann ich ihr auf ihre alten Tage nicht zumuten, maßen ſie mir jetzt an die ſechzig Jahre treu gedient und nicht geſündigt hat. Gelt, mein Näschen?" Und dabei ſchielte er liebevoll an dem treuen Vorpoſten ſeines Geſichtes entlang, ſoweit ſeinen großen, klaren Maleraugen etwas wie Schielen möglich war. Die Leute aber lachten zu ſolchen überaus ernſthaft vorgebrachten Schnurren und meinten, daß der Maler Balthaſar Schnurrſeckel ſeinen Namen doch nicht umſonſt trage.

Meiſter Balthaſar oder, wie er nach ihrer Mundart hieß, Baltzer lachte auch zu ihrer Meinung. Was er ſelber im ſtillen von den Leuten meinte, das begnügte er ſich zumeiſt mit ſeinen Bildern zu beſprechen, die ja als ſeine Kinder und Ernährer die nächſten dazu waren.

Auch an dieſem heiteren Maimorgen hatte er drei ſolcher ſtummen Zuhörer vor ſich aufgeſtellt und unterredete ſich mit ihnen ſehr eingehend. Es waren drei Por-

träts. Das erſte zeigte einen wohlbeleibten Herrn von einigen fünfzig Jahren, in prunkhafter ſtädtiſcher Amtstracht, mit hohem ſpaniſchen Kragen und ſchwerer goldener Ehrenkette. Es war ein wenig geziert und ſteif gehalten, wie ſolche Bilder von ihren Originalen beſtellt und von Meiſter Baltzer auch ohne Einrede geliefert wurden. Links von dieſem zeigte ſich in gleicher Größe das Bruſtbild eines ſchönen jungen Mädchens mit großen, lichtbraunen Augen und einem klugen Lächeln um die fein geformten Lippen. Es lag viel heiteres Selbſtbewußtſein in dieſen anmutigen Zügen, auch wohl für den Notfall ein gutes Teil Trotz, und dieſe beiden ſchätzbaren Errungenſchaften ſchien die junge Schöne auch gegen die Mode geltend zu machen, denn in Tracht und Kopfputz hatte das vornehme Zeremoniell mit der Phantaſie der Trägerin einen Ausgleich gefunden, der in den Augen minder anmutiger Damen vielleicht mehr von ihren Reizen als von ſtandesgemäßer Schicklichkeit verriet. Um dies ſchöne Haupt über dem ſchlanken, von dem weit zurückgebogenen Spitzenkragen frei gelaſſenen Halſe und den breiten, durch keine ſpaniſchen Puffen entſtellten Schultern ganz neidlos zu betrachten, mußte man entweder keine Dame oder ebenſo ſchön ſein.

Meiſter Baltzer allerdings betrachtete das Bild mit einem Wohlgefallen, das mehr als bloße Künſtlerbefriedigung war, und mit einem behaglichen Lächeln muſterte er das Wappen, das er juſt heute in die linke obere Ecke beider Bilder geſetzt hatte. „Da ſteht's nun," brummte er, „und es iſt gut, daß es daſteht; denn woran ſollte es ſonſt ein künftiges Säkulum noch merken, daß die zwei wirklich zuſammengehörten?" Aber ſein Lächeln wurde faſt bitter, als er ſich dem dritten, kleineren Bilde zu-

wandte, das einen kräftigen graubärtigen Mann zeigte mit wunderlich ſtrengen, vielgefurchten Zügen, angethan mit einem groben ſcharlachroten Mantel ohne Schmuck und modiſche Zuthaten. „Den freilich werden ſie auch ohne Wappen erkennen," fuhr er fort und wandte ſich ſeufzend dem offenen Fenſter zu.

Auf dem Fenſterſims ſtand neben drei zierlichen Spitzgläſern eine Karaffe, mit dunkelgelbem ſpaniſchen Wein gefüllt. Meiſter Baltzer ſchenkte ſich ein Glas ein und ſchlürfte es langſam mit Kennermiene in kleinen Schlücken aus; zwiſchendurch muſterte er die Ausſicht. Das Gemach lag hoch, wie es ſich für eine Malerklauſe ſchickt. Der Rat der Stadt hatte es ihm aus beſonderer Gunſt im oberſten Stock eines Hauſes eingeräumt, das vordem als Zeughaus und nun, in ſchwächeren Zeiten, als eine Art Rumpelkammer diente. Nur ein kleines Gärtchen mit blühenden Levkoien und blauen Schwertlilien gehörte zu dem Hauſe, dahinter aber erſtreckte ſich, vielfach durch Mauern zerteilt, ein weites Revier von Gemüſefeldern und Weingärten, untermiſcht mit baufälligen Häuſern und Scheunen der hier wohnenden Ackerbürger, bis zu dem Zwinger hin, jenſeits deſſen über den übel erhaltenen altersgrauen Stadtmauern auf verlaſſenen Wällen ein Kranz von hohen, wild gewachſenen Bäumen aufragte, die Stadt wie mit einem Waldreif umziehend. Aus den Häuſermaſſen, die das Pfahlbürgerrevier beidſeitig umfaßten, ragten zwiſchen zahlreichen Kirchtürmen hie und da ſchlankere, ſtumpfdachige Türmchen auf, Wahrzeichen des patriziſchen Standes ihrer Beſitzer. Tauben umſchwärmten ſie, zogen ihre Kreiſe weiter und höher in der warmen Mailuft, bis ſie ein langgezogener Lockpfiff zur

heimiſchen Turmluke zurückrief. Auf dieſen Türmchen weilte Meiſter Baltzers Blick trotz ihres maleriſchen Ausſehens minder zufrieden als auf den kümmerlichen Hütten und Häuschen der Ackerbürger. „Ja, wie ſich die Zeiten ändern!“ brummte er mit ſpöttiſchem Lächeln. „Die Ahnen haben aus dieſen Luken dem Feind und gelegentlich auch einander Bolzen und ſiedendes Pech um die Ohren geſchickt, die feinen Enkelſöhnchen laſſen ihre Täubchen daraus fliegen. Das Pech brauchen ſie aber zwiſchendurch, um den Hexen einzuheizen, und ſo findet alles ſeine Beſtimmung.“

Zwiſchen den mehr denn hundert großen und kleinen Kirchtürmen der frommen Stadt hob ſich in dieſem Stadtviertel einer durch ſeine maſſigen, von ſpitzem romaniſchen Turmhelm gekrönten Formen hervor; die dazu gehörige Kirche war vor fünfzig und mehr Jahren abgebrannt und durch einen kleineren Neubau an anderer Stelle erſetzt worden. Seitdem hieß der Turm der Sankt Martins-Feuerturm, oder einfach der Feuerturm; denn auf ihm hauſte jetzt in einer nach allen vier Seiten mit Auslugfenſtern verſehenen Wohnung einer der drei ſtädtiſchen Feuerwächter; von den beiden anderen wohnte der eine auf dem Rathausturm, der zweite auf einem breiten Turmſtumpf der unvollendet und verwahrloſt liegenden gotiſchen Domkirche. Dieſen Wächtern lag es ob, beim erſten Anblick eines nächtlichen Brandes in ihrem Viertel mit Schlägen an die Feuerglocke ein für jeden von ihnen nach dem Rhythmus verſchiedenes Signal zu geben und nach der Seite des Brandes eine brennende Fackel herauszuſtecken, um die Richtung zu weiſen. Auch mußte der Feuerwächter alle halbe Stunden in der Nacht ein Glöcklein läuten, deſſen geller Klang den Bürgern die tröſtliche Gewißheit

gab, daß der Wächter wirklich wach sei; er konnte sich ja am Tage ausschlafen, wie die Eulen und Fledermäuse, zwischen denen er dort oben als einsame „Haustaube" — dies war sein anmutiger Titel im Volksmunde — wohnte.

Meister Baltzer blinzelte eine Zeitlang nach dem Turme hinauf. Dann schüttelte er unzufrieden den Kopf. „Es ist jetzt vier Tage, daß ich den Raben nicht gesehen habe, und seinen Herrn auch nicht. Sonst schlief der Hans nicht so fest. Mit seinem verwünschten Nachtglöckchen weckt er mich alle halbe Stunden pünktlich, aber wenn ich ihn selber einmal sehen will, so werde ich wohl die hundertsechzig Stufen hinaufklettern müssen. — Und wäre es auch nur um der Kuchen willen, welche die alte Brigitt so lecker bäckt," fügte er schmunzelnd hinzu und schenkte sich ein neues Glas Xeres ein.

Zweites Kapitel.

In diesem Augenblick wurde die Thür so ungestüm aufgestoßen, daß dem erschreckten Maler die Flasche fast entglitt. „Gott helf dir, Junge," rief er ärgerlich dem Hereinpolternden zu, „tritt man so in ein ordentliches Zimmer?"

Der Gescholtene mußte ein paarmal Luft schnappen, ehe er antworten konnte. Es war ein hübscher, kaum zehnjähriger Bursch in Hemdärmeln, der Neffe der alten Frau, die in dem weitläufigen Hause eine Art städtischer Pfründe als Pförtnerin hatte und dem Meister Baltzer

nebenbei als Stundenfrau diente. Endlich, da der Meiſter dem Knaben wieder mit gewohnter Freundlichkeit zunickte, brachte er ſtotternd hervor: „Weil der — der geſtrenge Herr Bürgermeiſter und ſeine Fräulein Nichte kommen! ... Ach, Herr, iſt die aber ſchön!“

„So?“ fragte der Maler fröhlich. „Hat ſie dich heraufgeſchickt, um mir zu ſagen, daß ſie ſchön iſt?“ und da der Knabe mit einem ernſthaften „Nein“ antwortete, ſchob er ihm lachend einige Pfeffernüſſe in die Hand. Dergleichen hatte Meiſter Baltzer für kleine Freunde und Freundinnen immer im Vorrat. „So,“ ſagte er, „deinen Botenlohn ſollſt du doch haben, Hendrice, aber nun ſtell dich hübſch an die Thür da, und wenn du ſie den Herrſchaften öffneſt, machſt du einen Diener, ſiehſt du, ſo!“ Aber die Anleitung, die er dem Knaben dabei gab, indem er deſſen Kopf und Rücken ein paarmal mit den Händen vor- und zurückbeugte, half doch nichts, denn als Hendricus die Thür geöffnet hatte und das vornehme Paar hereinſchreiten ſah, blieb ihm vor Verehrung der Bückling im Kreuz ſtecken.

Es war aber auch zu begreifen. Das ſchöne Fräulein hatte ſich zwar diesmal nicht ganz ſo vornehm feierlich ausgeputzt, wie es auf dem Staatsbilde ausſah, aber in ſeinem dunklen Gewand mit dem reichen Spitzenſchmuck an Aermeln und Hals, mit dem hohen, federbeſetzten Hute und den ſchimmernden Spangen an Hals und Armen mußte es für Hendricus immer noch wie ein Gebild aus höheren Welten erſcheinen, ganz abgeſehen von der friſchen Anmut ſeiner neunzehn Jahre und dem geheimnisvollen Schimmer, der die junge Erbin in den Augen reiferer und minder hemdärmliger Bewunderer umfloß. Was aber

den dicken Bürgermeiſter betraf, der einſtweilen ſprachlos und heftig ſchnaufend in einem Armſtuhl vor ſeinem eignen Bildnis ſaß, ſo mußte ſich Meiſter Baltzer ſelbſt geſtehen, daß bei ſo vornehmen Herren der Maler unmöglich alle Würde wiedergeben kann, die ſie vom Schneider empfangen haben.

Hendricus ſtand noch immer auf ſeinem Pagenpoſten an der Thür, mit den Augen verſchlang er die himmliſche Schönheit und mit den Zähnen ſchickte er ſich eben an, die irdiſche Pfeffernuß zu verſpeiſen, ohne auf die Winke Meiſter Baltzers zu achten. Als nun aber das ſchöne Fräulein ſein Geſpräch mit dem Meiſter unterbrach und ſich jählings zu ihm wandte, blieb ihm vor Schreck die Pfeffernuß zwiſchen den blanken Schneidezähnen ſtecken, alſo daß er mit ſeinen roten Wangen und ſeinen runden entzückten Augen ausſah wie ein doppelſinniger Genius der Bewunderung und des Appetits. Das ſchöne Mädchen aber ſtreichelte ihm mit der weißen Hand über die braunen Locken und geleitete ihn lächelnd mit einem freundlichen Gruße an die Mutter hinaus, und nun mußte ſich Meiſter Baltzer abermals ſeufzend geſtehen, daß der Maler bei ſolch einem Weſen unmöglich all die Anmut wiedergeben kann, die der liebe Gott hineingelegt hat — am wenigſten auf einem Staatsbilde für die Familiengalerie des Herrn Oheims.

Der Oheim hatte ſich inzwiſchen mit Hilfe eines Glaſes Xeres wieder von den Mühen der Treppenbeſteigung erholt und wußte nun viel Lobendes und Schmeichelhaftes für Meiſter Baltzer zu ſagen. Er würzte ſeine Rede mit unterſchiedlichen Stellen aus lateiniſchen und welſchen Schriftſtellern; denn Herr Winand Aare von

Mechter, derzeit erſter regierender Bürgermeiſter, war ein ſehr beleſener Herr, und böſe Zungen behaupteten, daß er in der Regierung verſchiedener Städte vor Chriſti Geburt beſſer zu Hauſe ſei, als in der Regierung ſeiner eigenen Stadt. Als ihm gleichwohl einmal mitten in einem Ovidiſchen Verſe das Gedächtnis ausging, fiel ſeine Nichte ein und brachte mit wohltönender Stimme das gelehrte Citat glücklich zu Ende. Das war eine von ihren Künſten; daß es nicht ihre einzige war, erwies ſie alsbald, indem ſie kurzerhand nach Tafel und Kreideſtift griff, um dem Meiſter Baltzer mit einigen ſicher geführten Umriſſen klar zu machen, warum ihr an ihrem Porträt eine Stelle in der Zeichnung mißfalle. Der Meiſter folgte ihr freundlich, widerſprach und widerlegte ſie auch zuletzt. „Die Schülerin hat wieder einmal zu klug ſein wollen," geſtand ſie mit einem Lächeln, das völlig frei von verletzter Eitelkeit war. „Sie macht aber dem Lehrer Freude," erwiderte der alte Maler vergnügt.

Herr Winand unterbrach ihr Geſpräch. „Das hättet Ihr aber doch nicht thun ſollen, Meiſter Baltzer," erklärte er ſtirnrunzelnd und deutete auf das dritte Bild. „Das ſchickt ſich nicht."

„Was?" fragte Meiſter Baltzer ruhig. „Daß ich den Mann male?"

„Ach, davon haben wir ja ſchon geredet," erwiderte Herr Winand ungeduldig. „Es iſt Eure Sache, und wenn Ihr durchaus den unehrlichen Meiſter abmalen wollt, meinethalben. Ihr ſeid ein Künſtler, und denen muß man ein paar Sparren im Kopfe mehr zugeſtehen als anderen Chriſtenmenſchen. Aber Ihr hättet das Bild nicht neben das meiner Nichte ſtellen ſollen. Das Fräulein Mech-

thildis Aare von Mechter neben Meiſter Jobſt Frauentroſt, unſerem Nachrichter — brr!“

Meiſter Baltzer lächelte ein wenig ſpöttiſch. „Verzeiht, geſtrenger Herr,“ antwortete er, „es iſt nicht mit Fleiß geſchehen. Ihr wißt, ein Maler ſtellt ſeine Bilder gern ins beſte Licht und fragt wenig, wie ſie zuſammenkommen. So Ihr aber meint, daß die Unehrlichkeit im Bilde und durch die Luft noch anſteckt, ſo können wir ja gleich hier dies zweizöllige Brett zwiſchen die zwei Staffeleien ſtellen.“

„Wie und wo hat Euch denn Meiſter Frauentroſt eigentlich geſeſſen?“ fragte Mechthildis dazwiſchen.

„Ganz, wie es ſich ſchickt, natürlich,“ erwiderte der Maler mit vielem Ernſt. „Es iſt da eine Scheune gegenüber der Nachrichterei, ſie gehört einem Küſter, alſo gewiß einem ſehr ehrlichen Manne. In ſelbiger Scheune ſaß ich, Meiſter Frauentroſt mußte ſich in ſeinem roten Mantel gegenüber an die Grenze ſeines unehrlichen Gartens ſetzen, und quer zwiſchen uns durch ließ ich von dem Küſter eine Reihe halber Zitronen legen, wie man ſie in der Peſtzeit in der Hand trägt, gegen die Anſteckung, wißt Ihr. Fertig gemacht habe ich das Bild allerdings hier nach meiner Gewohnheit. Glaubt Ihr, daß das noch zu unvorſichtig war?“

Mechthildis lachte, ohne etwas zu erwidern, der Oheim aber hob den Zeigefinger und ſagte halb im Ernſt: „Ihr ſeid ein ſchlimmer Geſell, Meiſter Baltzer, und ich will lieber nicht weiter unterſuchen, wo Ihr den Kerl da wirklich gemalt habt und ob Ihr ſeine Behauſung nur von der Küſtersſcheune aus kennt. Macht's mit Eurem Beichtvater ab, wenn Ihr wollt. Und das mit dem

Fertigmalen der Bilder zu Hauſe, das iſt auch ſo eine verwünſchte Grille von Euch. Hättet Ihr die ſchönen zwei Bilder bei mir im Mechterhauſe gelaſſen, ſo brauchte ich Eure vierzig Stufen nicht heraufzuklettern. — Wozu will er denn überhaupt ein Bild von ſich haben?“

„Vermutlich für ſeine Kinder,“ erwiderte Meiſter Baltzer gleichmütig. „Er wird wohl auch ſo eine Art Ahnengalerie haben. Die Frauentroſt haben ja dieſen angenehmen Poſten ſchon ſeit achtundneunzig Jahren in Erbbeſitz, wie er mir ſagte.“

„Hat der Mann Kinder?“ fragte Mechthildis, die unterdes an einem Tiſch Platz genommen hatte und in dem Skizzenbuch des Meiſters blätterte.

„Zwei Töchter,“ berichtete Meiſter Baltzer. „Hübſche Mädchen — wenn man das vor Seiner Geſtrengen Ohren von ſo unehrlichen Leuten ſagen darf.“

„Was wird aus ihnen?“

„Scharfrichtersfrauen — wenn ſich ledige Scharfrichtersſöhne um ſie bewerben. Man hält bei dieſen Leuten beinah ſo ſtreng auf ſtandesgemäße Partien wie bei den Ritterbürtigen. — Uebrigens,“ fuhr Meiſter Baltzer fort, ohne das Erröten des Fräuleins bei ſeiner Auskunft zu beachten, „die Freier werden ſich ſchon finden. Es iſt ein fetter Erbpoſten, ſeit die Hexenprozeſſe in Schwung gekommen ſind. Darum hat auch wohl Meiſter Jobſt die vielen Runzeln im Geſicht; ich denke mir, er hat allemal eine mehr bekommen, wenn er wieder ein Weibsbild foltern mußte.“

„Redet nicht ſo vermeſſen, Meiſter Baltzer,“ verſetzte der Bürgermeiſter verlegen; „die Hexenprozeſſe ſind von den gelehrteſten und vorſichtigſten Juriſten und Theologen

angelegt, und Papſt Innocentius, der ſie zuerſt in ordentliche Form brachte, wird wohl beſſer gewußt haben als Ihr und ich, was für die Chriſtenheit not iſt. Uebrigens ſind ſie in den ketzeriſchen Landen des Reiches beinahe überall auch. Es iſt ſchrecklich, wie mächtig der Teufel iſt."

„Jawohl," warf Meiſter Baltzer ein. „Es gibt welche, die haben alle Grade der Folter ausgehalten, ohne etwas zu geſtehen. Und ganz junge Dinger darunter; beinah noch Kinder. Es hat ihnen aber doch nichts geholfen."

„Weil ſie eben das Zeichen am Leibe hatten," erwiderte Herr Winand.

„Freilich," beſtätigte Meiſter Baltzer und zog mit der trockenen Pinſelſpitze leiſe über das Porträt, als ob er dem Mann im roten Mantel noch einige Runzeln mehr ins Geſicht ſetzen wollte. „Weil ſie eben das Zeichen hatten."

„Ei, Meiſter, was habt Ihr denn da?" rief Mechthildis plötzlich und reichte ihm das geöffnete Buch hin.

Meiſter Baltzer blickte ein wenig verlegen auf das Blatt. „Mich dünkt, Ihr kennt dies junge Fräulein beſſer als ich ſelber."

„Ich ſollt' es meinen," erwiderte ſie. „Habt Ihr auch ein Recht, mich ſo hinterliſtig zu konterfeien?"

Der Oheim war neugierig näher getreten. „Recht hübſch," meinte er, „aber nicht vornehm genug."

„Ich glaube, es iſt ſehr ähnlich," bemerkte Mechthildis nachdenklich. „Da ſieht man doch einmal, wie man ohne all den Putz ausſieht, im einfachen Hauskragen. Wie iſt's, Meiſter, das Blatt trenne ich mir heraus?"

„Laßt mir's," bat Meiſter Baltzer, „ſpäter, wenn Ihr's einem Liebſten ſchenken wollt, ſoll er's haben."

Das Fräulein verzog die Lippen und blätterte weiter. „Und wer iſt der junge Mann hier mit dem Milchbärtchen und den Krauslocken?"

„Das iſt die Haustaube oben vom Martinsfeuerturm, Hans Maybrunner heißt er."

„Mir ſcheint, Ihr liebt es, Eure Bilder wunderlich zu ordnen," ſchmollte das Fräulein. „Wie habt Ihr denn den erwiſcht? Es ſteht doch keine Küſtersſcheune in der Luft vor dem Feuerturm?"

„So werde ich wohl hinaufgeſtiegen ſein," erwiderte Meiſter Baltzer und ſchenkte dem Bürgermeiſter das dritte Glas Xeres ein. „Der junge Mann iſt ja auch nicht ganz ſo unehrlich zu achten wie der Meiſter Frauentroſt, wenn er auch eines Leinewebers Sohn iſt."

„Das wird ja immer ſchöner. Wie kommt der unehrliche Leinewebersſohn auf den Turm?"

„Das kann ich dir ſagen, Nichte," begann Herr Winand. „Als unſere alte Haustaube auf dem Feuerturm geſtorben war — der Matheis Fiſcher, weißt du, es war ein ganz braver, ſtiller, wachſamer Mann, du haſt durch mich noch die zwei Bagdader Tauben von ihm bekommen — na, alſo da mußte die Witwe natürlich vom Turm herunter, vorausgeſetzt, daß der Nachfolger ſie nicht freien wollte. Es hätte ſich aber wohl keiner gefunden, der die mit in den Kauf nahm, die alte Brigitt; denn ſie iſt wohl ſo alt wie unſer Meiſter Baltzer hier —"

„Genau ſo alt," beſtätigte der Maler. „'s iſt eine Landsmännin von mir, aus dem Naſſauiſchen. Ein braves Weib — bäckt die beſten Apfelkuchen."

„Möglich," fuhr der Bürgermeiſter fort, „aber ſchön war ſie nie. Na, eine gute Unterkunft war ihr ja kontraktlich ſicher, im Altfrauenhaus; aber ſie hielt an und jammerte, ſo tief unten halte ſie es nicht mehr aus, ſie wäre die Turmluft gewohnt. Da ſtellt ſich auf einmal der Leinewebersſohn ein, ſagt, ſein Vater wäre juſt geſtorben — 's war ein Eingewanderter, draußen in einem von unſeren Dörfern wohnte er — und er ſei doch der Brigitte Schweſterkind, und wenn wir's mit ihm verſuchen wollten, ſo bitte er um den Poſten, ſo brauche die Muhme nicht herunterzuziehen. Denn das ſei er ihr doch ſchuldig. Und da —"

„Nun?" fragte Mechthildis, die während des Berichtes die Zeichnung immer aufmerkſamer gemuſtert hatte.

„— da haben wir's eben gethan. Es iſt jetzt zwei Jahre her, du warſt damals noch bei deiner Muhme-Aebtiſſin in Marienforſt. Hat ganz gut gegangen ſeitdem. Ein braver junger Burſch — auch ein recht hübſcher Burſch. Nur ein bißchen verträumt, aber das kommt vom Weben, und bei dem Nachtwachen wird's nicht beſſer. Er hat einen zahmen Raben, mit dem ſoll er völlig reden wie mit einem Menſchen. Der Meiſter Baltzer iſt wohl öfter oben geweſen, der treibt ſich ja überall herum."

„Was er als Maler auch muß," verſetzte Meiſter Baltzer. „Sonderlich wenn eine ſo gute Apfelkuchen und dergleichen bäckt, wie die alte Brigitte."

„Ihr ſollt mir nächſtens einmal das Rezept dazu bringen," bemerkte Mechthildis freundlich lächelnd. Dann ſchloß ſie das Buch nach einem letzten langen Blick auf die Zeichnung und erhob ſich zum Aufbruch.

Draußen kreiſte über dem Gartenrevier noch ein ein-

zelner Taubenſchwarm, anſcheinend wenig bekümmert um die Pfiffe, die ihm von einem auffallend plump gebauten, verwitterten Rittertürmchen nachgellten.

„Das iſt Euer Vetter, Junker Lambertus von Halveren," ſagte Meiſter Baltzer mit ſpöttiſchem Behagen. „Merkwürdig, was die Tauben eine Geduld mit ihm haben. Wie iſt es, Fräulein, — Ihr habt ja auch zwei ſchöne Tauben, wißt Ihr, die ſilbergrauen, von dem alten Feuerwächter? Es ſollen ja richtige holländiſche Botentauben ſein. Wollt Ihr ſie dem Herrn Vetter nicht ſchenken? Wo ſind ſie?"

„Auf dem Mechterhof draußen," erwiderte das ſchöne Fräulein wunderlich verwirrt, „als ich zu Oſtern dort war, lebten ſie noch, möglich, daß ſie ſich unſer Hofmeier inzwiſchen gebraten hat. Ich mache mir nichts aus den Tieren; aber für einen Narren wären ſie mir doch zu gut." Sie deutete mit der Achſel verächtlich nach dem Fenſter.

„Rede nicht ſo gröblich von deinem Vetter," verwies ſie der Oheim, „es ſind ſchon Schlimmere mit der Zeit klug geworden. Lebt wohl, Meiſter Baltzer, — alſo morgen ſchickt Ihr die Bilder, es iſt mir leid, daß ſie ſo lange noch in der Geſellſchaft von dem Rotmantel hier ſtehen. — Ach Gott, was iſt das für ein ſchönes Wetter! Wenn es doch wenigſtens heut abend regnen wollte, dann blieben die Leute zu Hauſe, und unſereins brauchte ſich nicht mit der Angſt zu quälen, daß die Junker und die Zünfte wieder aneinander geraten! — Wenn's doch hageln wollte!"

Als die beiden das Gemach verlaſſen hatten, blickte Meiſter Baltzer noch eine Weile nachdenklich auf die Bilder, dann ergriff er plötzlich mit einer raſchen Bewegung die

kleinere Tafel und ſtellte ſie in eine Ecke, mit der Bildſeite nach der Wand. „Es iſt ein Unſinn,“ brummte er, „der alte Narr hat mich ſelber angeſteckt mit ſeiner lächerlichen Anſteckungsangſt. Und doch — wenn's mal auch hier ſo recht losgeht mit dem Verfolgungswahn, — ach Gott, es wäre zu ſchrecklich. Es ſind ſo viele umgekommen, — weil ſie das Zeichen hatten.“

Drittes Kapitel.

Herr Winand wußte, was er that, als er den Himmel anflehte, ſeinen lieben Mitbürgern die Maifreude gründlich zu verhageln. Es war eine unruhige Stimmung in der Stadt, und wenn das Wetter fortfuhr, mit ſeiner Freundlichkeit die angeborene Neigung zu unüberlegten Streichen in den Menſchenherzen noch zu ſteigern, ſo konnten die Maitänze und Maitrünke unfriedlicher verlaufen, als es ſonſt ihre Gewohnheit iſt.

Nach dem Buchſtaben der Verfaſſung hätte freilich von Streitigkeiten zwiſchen den „Junkern“ und dem Volk ſchon ſeit zweihundert Jahren keine Rede mehr ſein können. Denn reichlich ſo lange war es her, daß der Maſſendruck des kleinen Bürgertums die Herrſchaft der edlen Geſchlechter geſprengt und durch eine ganz demokratiſche Verfaſſung erſetzt hatte. Der geringſte Handwerksmeiſter beſaß, wofern nur ſein Beichtzettel in Ordnung war, genau ſo viel Stimmrecht, Wahlrecht und Wählbarkeit, wie der vornehmſte Patrizier. Allmählich aber hatte ſich auf dem

Boden dieſer Verfaſſung doch wieder die ſchönſte Ariſtokratie entwickelt, indem die führenden Männer und Familien des „Volks“, ſobald ſie erſt zur Teilnahme an der Macht gelangt waren, die Geſellſchaft ihrer früheren adligen Gegner weit angenehmer fanden und ſich gleich ihnen von der Menge hoffärtig abſchloſſen. Das neue Patriziat beherrſchte ganz wie das alte die Stadt, vererbte ſeine Stellen im Rate und ſeine Anwartſchaft auf den Bürgermeiſterſtab an Söhne und Vettern und verſorgte die folgſamen Wähler mit der jeweils zweckmäßigen öffentlichen Meinung. Arbeitete ſich einmal ein kleiner Mann durch Tüchtigkeit oder auch durch beſonders eifrig bekundete Volksfreundlichkeit trotz allen Mißtrauens ſeiner Handwerksgenoſſen und Mitwähler hinauf bis in den Rat, ſo wurde er von dem vornehmen Element ſehr bald aufgeſogen, und die Spuren ſeiner demokratiſchen Vergangenheit waren bereits nach einigen Jahren kaum mehr mit der Lupe an ihm zu finden. Herr Winand erklärte ſehr gelehrt, das ſei im alten Rom mit dem patriziſchen und plebejiſchen Amtsadel gerade ſo geweſen, der alte Sünder, Meiſter Baltzer, meinte ſogar, es ſei überhaupt der natürliche Verlauf der Dinge, und im ganzen ging es auch recht glatt. Zuweilen aber kam eine kleine Stockung in die Maſchine, ſei es, weil wieder irgend ein begabter Mann, der noch nicht im Rate ſaß, ſeine Volksfreundlichkeit entdeckt hatte, oder weil ſich eine einzelne Zunft durch irgend einen Ratsbeſchluß in ihrem Gewerbsertrag geſchädigt fand oder weil der Uebermut eines der Regierenden die Herde bis zum Bewußtſein ihrer Macht gereizt hatte; manchmal auch war überhaupt keine beſtimmte Urſache der Störung zu faſſen, und die Menge wurde einfach unruhig, weil es ihr zu ſtill

war. Alsdann kam ein großes Raſſeln und Quietſchen in das ganze Uhrwerk, es wurde daran herumgedoktort und gefeilt, bis die unverſtändige Mehrzahl der anſtrengenden Arbeit müde war und die ſehr verſtändige, amtskundige Minderheit die alten, abgenutzten Räder wieder mit dem ſanften Oel ihrer Weisheit, im Notfalle auch mit ein wenig Blut zu einem ordnungsmäßigen Gang gebracht hatte, bei dem ſie allerdings nicht ganz eine Stunde in ſechzig Minuten liefen und ſomit hinter der Zeit allmählich zurückblieben.

Die letzte größere Störung dieſer Art war vor ungefähr fünfzehn Jahren geweſen, als Mechthilds Vater den Stuhl des erſten Bürgermeiſters einnahm. Damals hatte die Schneiderzunft das Banner der Empörung erhoben; es war zu einem nächtlichen Tumult gekommen, und in dieſem Tumult war der Bürgermeiſter verſehentlich — von einem kurzſichtigen Stadtſoldaten — erſchoſſen worden. Durch ein ſeltſames, ſehr verwerfliches Mittel hatte alsdann der Amtsgenoſſe des Gefallenen die Ruhe wiederhergeſtellt, indem er der Aufregung des Volkes eine neue Richtung gab. Dieſer Mann hieß Sebaldus von Halveren; er ſtammte aus einem der älteſten ritterbürtigen Geſchlechter der Stadt, war mit den Herren von Mechter verwandt und nach ihnen jedenfalls der angeſehenſte unter den Patriziern, zudem galt er als ſehr reich, da er es im Gegenſatze zu den meiſten Ritterbürgern nicht verſchmähte, nach der Weiſe ihrer Vorfahren das ererbte Vermögen und Anſehen in ausgedehnten kaufmänniſchen Geſchäften wuchern zu laſſen. Beim Volke und der dieſem entſproßten niederen Geiſtlichkeit ſtand er trotz ſeines kalten, wortkargen Weſens in hohen Ehren als ein Mann von muſter-

hafter Frömmigkeit, da er keine kirchliche Schauſtellung verſäumte und vor der Welt einen faſt mönchiſch ſtrengen Lebenswandel führte. Ihm war es geläufig, ſich von der Menge ſcheinbar dahin drängen zu laſſen, wohin er wollte; und ſo ſchien er nur der öffentlichen Meinung nachzugeben, als er ſogleich nach dem Tode ſeines Kollegen die Unterſuchung gegen einige alte Weiber von geringſtem Stande einleitete, die durch Hexenkünſte das Gewehr des unglücklichen Schützen verzaubert und die Kugel auf den Bürgermeiſter gelenkt haben ſollten. Damit öffnete er dem entſetzlichen Irrwahn, der damals den größten Teil der Chriſtenheit beherrſchte und auch in mehreren der Stadt benachbarten Staaten ſchon Hunderte von Opfern gefunden hatte, die Thore der Stadt; und vielleicht mochte er ſeine entſetzliche Liſt vor ſich ſelber mit der Erwägung entſchuldigen, daß ja doch über kurz oder lang der Aberglaube auch ohne ihn eingedrungen wäre. Seinen Zweck erreichte er allerdings; aber der einmal angefachte Fanatismus ließ es nicht bei der erſten Anklage bewenden, und einige Jahre lang gab es für Folter und Scheiterhaufen in dem engen Gebiete der Reichsſtadt viel zu thun. Uns fehlt in einer milder und alles in allem chriſtlicher geſinnten Zeit die Kraft des Erzählens wie des Hörens angeſichts der Greuel jenes Verfahrens, das weibliche Weſen jedes Alters unter der Form gerichtlicher, von der Kirche geheiligter Unterſuchung der peinvollſten Ermordung nach unnennbaren Qualen und noch entſetzlicheren Ehrkränkungen ausſetzte und, immerfort genährt durch Haß, Verleumdung, Habſucht und einen nicht ſelten bis zur Selbſtbezichtung geſteigerten Wahnwitz, jeder noch Verſchonten auf morgen das Ende androhte, das heute die Nachbarin ereilte. Alle

oft geſchilderten ſoldatiſchen Grauſamkeiten in den Kriegen jener und der nächſten Zeit waren nur die Lernfrüchte des Hexenprozeſſes, wie ihn die gelehrteſten kirchlichen und weltlichen Richter angelegt hatten und durchführten. Kenner der Akten und Liſten haben die Zahl ſeiner gerichtlichen Opfer bis auf neun Millionen Seelen berechnet. Gegenüber einer ſolchen Summe verſchwindet allerdings der winzige Bruchteil, der davon, dank der Schlauheit des Bürgermeiſters von Halveren, auf die Reichsſtadt entfiel; auch griff die Verleumdung hier einſtweilen noch nicht in die höheren Stände hinauf, ſie begnügte ſich mit der Vernichtung kleiner und wehrloſer Seelen, und der Herr von Halveren mochte ſich Glück wünſchen, mit dieſen unwichtigen Opfern das Aufregungsbedürfnis der Menge auf mehrere Jahre von der Politik abgelenkt zu haben.

Mechthilds Kindheit war von dieſen Entſetzlichkeiten unberührt geblieben. Als ihr Vater fiel, befand ſie ſich bereits über ein Jahr bei ihrer Muhme, der Aebtiſſin des etliche Meilen von der Stadt belegenen Ciſtercienſerinnenſtifts Marienforſt. Dorthin war ſie nach dem frühen Tode ihrer Mutter, einer zarten, ängſtlichen Frau, auf deren letzten Wunſch gebracht worden, und dort verbrachte ſie ihre Kinderjahre unter ſorgſamer, friedlich-frommer Pflege, bis ſie in ihrem ſiebzehnten Jahre nach der Stadt, in das Haus des kinderloſen Oheims und Vormunds zurückkehrte. Sie waren die letzten ihres Geſchlechtes. Das ganze große Vermögen, mit dem alten palaſtartigen Stammhaus in der Stadt und dem großen Gute, dem Mechterhof, draußen vor den Mauern ſollte ſich dereinſt in der Hand des verwaiſten, ſchönen Mädchens vereinen.

Es verſteht ſich, daß dieſe Ausſicht das Benehmen

ihrer jüngeren Standesgenoſſen ebenſo ſtark beeinflußte, wie ihre Schönheit. Auf ſie ſelbſt aber wirkten die Aufmerkſamkeiten, die man ihr in der neuen Umgebung widmete, ganz eigen. Im Stift war ſie inmitten einer Welt friedlichen Wohllebens und Sichgenügenlaſſens aufgewachſen, in welcher ſich eine gewiſſe zuverſichtliche Frömmigkeit zwanglos mit jener ehrlichen Andacht zu den Künſten und den weltlichen Wiſſenſchaften verband, die ſich in dieſen vornehmen Kloſterverbänden als eine weibliche Errungenſchaft der Renaiſſance erhalten hatte. Die Muhme-Aebtiſſin und ihre Chorfrauen bekümmerten ſich ſo wenig um Hexenprozeſſe wie um Stadtrevolutionen. Sie ſahen die Welt da draußen, von der ſie ungemein wenig wußten, in einem überaus roſigen Lichte an, mit einer ſinnigen Zufriedenheit, die einen Ton harmloſer Schwärmerei nicht ausſchloß. Es gab Feinſchmeckerinnen unter ihnen, welche die Schönheit eines Virgiliſchen Idylls oder eines Correggioſchen Gemäldes ebenſo unbefangen zu genießen wußten, wie den Zauber einer frommen Kirchenmelodie. Aus dieſer zufriedenen Welt war Mechthildis nun in eine andere zurückgekehrt, eine Welt voll unruhiger Selbſtſucht und überhöfiſcher, ängſtlich berechneter Artigkeiten, zwiſchen denen doch immer eine gewiſſe begehrende Roheit durchzüngelte. Sie war klug genug, um zu wiſſen, warum ſich dieſe Welt gerade ihr ſo gefliſſentlich von der anziehendſten Seite zu zeigen ſuchte; und während ſie ſo mit frühreifem Verſtande den Kreis der Standesgenoſſen, der ſie umgab, und das Leben, das ſie mitmachte, zu beurteilen und faſt zu verachten begann, regte ſich in ihrem jungen Herzen immer gewaltiger die dunkle Sehnſucht nach etwas Großem, Geſundem, Wahrem, etwas wirklich Verehrungswürdigem.

Dieſem inneren Zuſtande des Kampfes und der Unbefriedigung entſprach ihr Benehmen. Ihre zahlreichen Verehrer nannten das Kälte oder gar Gefallſucht, was doch im Grunde nur die Friedloſigkeit eines warmen, jungen Herzens war, das niemand hat, für den es ſchwärmen könnte. Ihr Oheim liebte ſie mit aller väterlichen Fürſorge, deren ſeine bequeme, harmlos ſelbſtſüchtige Seele fähig war, und ſie erwiderte es mit kindlicher Dankbarkeit, aber zu einer wirklichen inneren Gemeinſchaft fehlte dieſem Verhältnis doch alles; es beruhte ausſchließlich auf der Gemeinſchaft des Blutes und des Standes, ohne jede Veredlung durch freie Freundſchaft der Herzen. Den alten Meiſter Baltzer, der ſie ſchon als Kind abgemalt und auf den Knieen gehalten, achtete ſie ſehr, ſie freute ſich jedesmal, wenn er auf ſeinen Wanderfahrten wieder in der Stadt oder draußen auf dem Mechterhofe auftauchte, um ihre künſtleriſchen Verſuche in zwangloſen Lehrſtunden zu prüfen und weiterzubilden. Solange ihre Unterhaltung ſich dabei um äußere Dinge drehte, ſchreckte ſie die ſpöttiſche Art des Alten um ſo weniger, da ſie ſelber gerne einer verwandten Neigung nachgab; manchmal aber kam es ihr vor, als ob die Ironie des Meiſters auf ſie ſelbſt und ihre heimlichſten Empfindungen ziele, und in ſolchen Augenblicken wäre ſie vor dem bloßen Gedanken zornig errötet, ihm freiwillig ihr Herz zu öffnen. Freundinnen hatte ſie viele nach Mädchenart, aber keine Vertraute. Schließlich waren ihr nach manchen Tagen jener vornehmen, inhaltloſen Geſelligkeit, die ſie wie eine ſtandesgemäße Pflicht betrachtete und mitmachte, die liebſten Stunden die, welche ſie allein mit ſich, ihren Studien und ihren Träumereien verbrachte.

Seit einiger Zeit — seit der Rückkehr von ihrem Osterausflug nach dem Mechterhof schien sich diese einsiedlerische Neigung in ihr noch gesteigert zu haben, und der Morgenbesuch beim Meister Baltzer hatte ihre Stimmung nicht gebessert. Gleichgültig, fast verdrießlich beantwortete sie die Fragen der Zofe, in welchem Kleid und Schmuck sie auf dem Maifest am Abend zu erscheinen gedenke. Das ganze Fest schien ihr fast ebenso unbequem zu sein wie ihrem Oheim. Dieser stellte noch immer seine Hoffnung auf einen dauerhaften frostigen Regen, der sich unversehens einstellen und mit den Junkern auch die unzufriedenen Zünftler — diesmal waren es die Brauer und die Bäcker — vom abendlichen Ausgang abschrecken werde. Aber der Himmel verweigerte ihm diesen Polizeidienst. Ueberaus warm und sonnig blieb das Wetter, es lockte die Bäcker aus ihren dunstigen Backstuben und regte die Brauer an, schon früh am Nachmittag reichlich vom Werke ihres Fleißes zu kosten, während die jungen Patrizier schon in ihren Festgewändern stolzierten und den jüngeren Teil der Gegenpartei mit galanten Blicken nach Bürgerstöchtern und Mägden noch mehr reizten. Herr Winand sah ein, daß sich die Obrigkeit diesmal selbst helfen müsse. In aller Eile versammelte er den Ratsausschuß zu einer geheimen Sitzung, der auch die Hauptleute des Stadtmilitärs beiwohnten. Alsdann stieg er seufzend in seine Sänfte und ließ sich durch den lauen, von allerlei aufregenden Liedern und Rufen belebten Abend heimtragen, um Mechthildis abzuholen. Sein bester Trost war noch, daß Herr Sebaldus von Halveren auch in diesem Jahre wieder als zweiter Bürgermeister waltete. Der hatte ja vordem schon einmal den Tumult zu stillen gewußt, und Herr Winand

war einer von den bequemen Leuten, denen die Anerkennung fremder Geschicklichkeit leichter fällt, als sich selber anzustrengen.

Viertes Kapitel.

Das Brautlaufhaus, wo sich die patrizische Gesellschaft heute zum Maitanz versammelte, war ein prächtiger Bau mit hohen Treppengiebeln, den der Rat vordem in reicheren Zeiten auf allgemeine Unkosten errichtet hatte, um dort Prunkmahle, Bälle und vornehme Hochzeiten zu feiern. Es war ein schöner großer Festsaal darin mit schachbrettartig eingelegtem Parkett, und dieser Saal füllte sich jetzt mit einer solchen Menge farbiger Gestalten, daß es selbst dem von der Musikantenbühne aus zuschauenden Meister Baltzer fast zu bunt vor den Maleraugen wurde. Die schönen jungen Patrizierinnen mit funkelndem Geschmeide an den rosigen Ohren und weißen Hälsen suchten einander zu überbieten an Pracht und Farbenreiz ihrer festlichen Hülle, und das ist ja auch heutzutage noch so, nur daß unsere vornehme Mode bei solchen Festen auch Oberarme und Schultern nach dem Abhärtungssystem behandelt und den hierdurch gewonnenen Kleiderstoff an irgend einer überraschenden Stelle des Kostüms ablagert. Damals aber hoben sich die anmutigen Frauen und Jungfräulein nicht von einem ernsten Hintergrunde von Waffenröcken und trauerfarbigen Fräcken ab, vielmehr erschienen sie in all ihrer Pracht doch nur wie bescheidene Wiesen-

blumen zwiſchen der Farbenſymphonie ihrer männlichen Begleiter, und wenn Meiſter Baltzer in dieſem lebendigen Regenbogenſpiel nach einem Ruhepunkte ſuchte, ſo mußte er ſich ſchon mit dem breiten Rücken Herrn Winands begnügen, deſſen dunkle Fläche wenigſtens nur durch den ſechs Zoll breiten Scharlachbeſatz und die dicke goldene Kette unterbrochen wurde. Er ſtand juſt zwiſchen ſeiner Nichte Mechthildis und ihrer Freundin Johanna Reynolds, einer munteren, etwas rundlichen, goldhaarigen Schönheit in himmelfarbenem Gewand, und Meiſter Baltzer verſchwieg es dem neben ihm ſitzenden Ratskapellmeiſter nicht, daß ihm der Herr Bürgermeiſter in dieſem Augenblick vorkomme wie eine Hummel zwiſchen einem roten und einem blauen Schmetterling. Wie aber verblaßte der Farbenſchimmer dieſer Schmetterlinge gegen die beiden, die ihnen zu galantem Geſpräch gegenüberſtanden! Jobſt Kannemann war der eine, — ſein Geſchlecht gehörte noch nicht lange zur Geſellſchaft, erſt ſein Vater hatte gefunden, daß die Kannemanns nunmehr genug Gold aus der Bräupfanne gemünzt hätten, um den Bierbrauerſchurz mit dem ſchwarzen Ratsmantel zu vertauſchen, und ſo konnte man es dem Junker Jobſt nicht verargen, daß er ſein junges Wappen recht deutlich zur Schau trug und die ungeſchlachte Geſtalt in ein Gewand zwängte, das ganz mit goldenen, zweiſchwänzigen Löwen auf dunkelblau und rot geſtreiftem Grunde beſät war. Neben ihm aber ſtand oder vielmehr ließ ſich hängen ein unendlich hagerer, ſpitzknochiger Jüngling mit einer langen, ſpitzen Naſe in dem bartloſen Geſicht und glatten, langſträhnigen, ſemmelblonden Haaren; das war der Junker Lambertus Halveren von der Kaulen, des Bürgermeiſters einziger Sohn. Er war kaum drei

Jahre älter als Mechthildis und teilte mit ihr das Schicksal, überall Aufsehen zu erregen, nur in verschiedenem Sinne; die Frauen lächelten über seine Erscheinung und entsetzten sich vor seiner Fistelstimme, und die Bürger pflegten seine geistigen Vorzüge mit dem Erfahrungssatze abzuthun, daß ja die höchsten Häuser immer unter dem Dach am dürftigsten ausgestattet seien. Nur sein Vater teilte den Irrtum vieler schlauen Männer, in einen dummen Sohn verliebt zu sein, er war sogar ein wenig eitel auf ihn, und wenigstens das nahm Lambertus, der von Haus aus ein ganz gutmütiges Geschöpf war, als gehorsamer Sohn von ihm an. Somit legte er auch etwas an seine äußere Erscheinung, und noch nie hatte er sich so gefallen wie heute, in einem himmelblauen Wams von spanischem Schnitt mit feuerfarbenen Schlitzen an den gelben Aermeln, dazu weiter abwärts einem unförmlich ausgestopften Kleidungsstück mit grünen und roten Puffen, aus denen sich dann plötzlich ganz unvermittelt die langen, von grauen spanischen Tricots umschlossenen Beine erstreckten. Johanna Reynolds lobte seine Erscheinung sehr, sie erklärte ihm, er sehe aus wie ein Storch, der sich als Papagei verkleidet habe, und es sei ein erfreulicher Anblick. Dann ließ sie sich von dem löwenbesäten Jobst Kannemann zum Reigen leiten, und während Junker Lambertus noch in seiner Seele nach einer geistvollen Wendung suchte, um seine Base Mechthildis um die gleiche Ehre zu bitten, hatte diese bereits die Hand ihres Oheims ergriffen, der sich mit einem Seufzer der Ergebung in die für seine Wohlbeleibtheit nicht mehr ganz müheloſe Auszeichnung schickte. Und feierlich, in einem Mittelstand zwischen langsamem Schreiten und mäßigem Hüpfen, zog

der künſtlich verſchlungene Reigen zu der Weiſe eines von Geigern und Zinkeniſten begleiteten Liedes durch den Saal hin, an dem einſamen verkleideten Storch vorüber.

Mißmutig verließ er den Saal und ſchlotterte ins Erdgeſchoß, wo der Ratswirt an ſolchen Abenden drei Trinkſtuben bereit hielt, eine große rechts für die Diener, Fackel- und Sänftenträger der Herrſchaften, eine kleine Hinterſtube links für die Herren vom Rate und daneben eine größere Vorderſtube für ſonſtige Standesperſonen. In dieſer nahm Junker Lambertus Platz, um bei einem einſamen Glaſe Malvaſier über ſein Mißgeſchick zu trauern. Er hatte ſich doch ſo feſt vorgenommen, heute abend Mechthildis und Johanna Reynolds durch wohlabgewogene Verteilung ſeiner Huldigungen ein wenig aufeinander eiferſüchtig zu machen, weil er gehört hatte, daß dies die Neigung der Mädchen ſchüre! Und nun ließen ſie ihn von vornherein beide links liegen. Aber man ſollte ihn noch kennen lernen. Vorab die Baſe Mechthildis mit ihrem Hochmut. Für die nächſte Zeit war er feſt entſchloſſen, ſich überhaupt nicht mehr nach ihr umzuſehen. Mochte ſie dann ſelber fühlen, wie weh das thut; vielleicht daß er der Reuigen ſpäter edelmütig entgegenkam — aber nur ja nicht zu früh!

Zur ſelben Zeit ſaß in der hinteren Stube der Bürgermeiſter Sebaldus von Halveren vor einem Becher herben Rotweins, den er am liebſten trank, und gab ſeinen Gedanken Audienz, während er ſcheinbar dem politiſchen Gerede einiger Ratsherren aufmerkſam folgte. Er überließ es ſeinem Kollegen, beim Tanze die Obrigkeit galant zu vertreten, während er ſelber auf dem Poſten blieb, um für einen allfälligen Volkstumult die ſorgfältig von

ihm vorbereiteten Maßregeln zu leiten. Seine Gedanken trafen übrigens ganz seltsam mit denen seines Sohnes zusammen. Auch er dachte an Mechthildis, er dachte nebenbei daran, daß ihr Oheim ein fetter, lebenslustiger älterer Herr sei, vollblütig und kurz von Atem, und das Ergebnis seiner Rechnung war ebenfalls, daß sein Lambertus und die Nichte Mechthildis wohl zusammenzubringen seien — aber noch nicht, nur ja nicht zu früh!

Unterdes hatte Lambertus in der Vorderstube Gesellschaft erhalten, andere junge Herren von Stande, die einen freundschaftlichen Umtrunk dem Tanze vorzogen, sei es, daß sie die eine unter den vielen just nicht finden konnten, oder daß sie überhaupt schon zu blasiert für so gewöhnliche Galanterien waren. Sie zechten, schwatzten und zogen besonders über das unverschämte Handwerksvolk her, das nie Ruhe gebe, bis man es einmal gehörig unter den Daumen nehme. Plötzlich aber scholl in ihr lärmendes Gerede noch lauterer Lärm von der Straße her, und als sie neugierig und thatendurstig hinausstürzten, fanden sie dort bereits eine ausgedehnte Rauferei vor, die zum Mittelpunkt auffallenderweise ein großes auf einem Handkarren liegendes Bierfaß hatte.

Etliche ehrsame Meister von der Brauerzunft wollten den Bäckern auf deren Zunfthaus einen Besuch abstatten zwecks gemeinsamer Weiterberatung, und als Gastgeschenk führten sie auf einem von kräftigen Bräuburschen bedienten und eskortierten Karren, gewissermaßen auf ihrem Bannerwagen, ein ziemliches Faß Märzenbier mit. Leider aber ging ihr Weg durch die Gasse, an welcher das Brautlaufhaus lag, und hier waren sie mit einigen Nachtwächtern und herrschaftlichen Dienern aneinander geraten.

Durch das Erſcheinen der jungen Kavaliere gewann das ariſtokratiſche Prinzip einſtweilen die Uebermacht, gleichzeitig aber zeigte ſich von der anderen Seite der Gaſſe ein Trupp Bäcker, die ihren Freunden zu Hilfe eilten. Unter den Bräuknechten war einer, der ſich durch ſo große Gemütsruhe wie Körperſtärke auszeichnete, in der Hand hielt er einen ungeheuren ſteinernen Deckelkrug, der ihm zur Labung und Wehr diente, indem er immer umſchichtig den Krug zum Munde führte und dann wieder einem Gegner an den Kopf ſtieß, zuweilen aber auch einen Verwundeten ohne Unterſchied der Partei daraus tränkte. Als dieſer ſtarke Mann die bunte Geſtalt des Junkers Lambertus erblickte, ſtutzte er einen Augenblick, trank und reichte den Krug dem Junker mit den Worten hin: „Proficiat, Herr Stieglitz!“

Lambertus von Halveren war wirklich ſehr gutmütig und ohne kriegeriſche Neigung, aber in dieſem Augenblicke wallte doch ſo etwas wie ein letzter Reſt vom Blute ſeiner ritterlichen Ahnen in ihm auf, er zog ſeinen kurzen Galadolch und ſtürzte auf den ſtarken Mann los. Der aber parierte den Hieb mit ſeinem Kruge, ſo daß die Klinge abſprang, dann ſtülpte er den Krug vorſichtig über ſeines Gegners Haupt um: es mochte immer noch eine Maß Bier darin geweſen ſein.

Dieſe Unthat aber entflammte den Zorn der Junker, und nun wurde das Gefecht wirklich ernſtlich, zumal auch von beiden Seiten der Gaſſe wie andererſeits aus dem Brautlaufhauſe den beiden Parteien immer neuer Zuwachs kam. An den hohen Fenſtern des Tanzſaales drängten ſich die Frauen und Jungfrauen, Hals und Haupt ſorgfältig mit Tüchern gegen die Nachtluft geſchützt und mehr neugierig

als entſetzt, denn ihre Nerven waren Schlimmeres gewohnt, und bei einem Bürgerkampfe auf deutſchem Boden hatte die Frauenehre nichts zu befürchten. Zwiſchen Mechthildis und Johanna Reynolds ſtand Herr Winand und ſuchte vergebens den Knäuel der Kämpfenden durch die Künſte ſeiner Beredſamkeit zu entwirren; ein Zipfel von Mechthildis' rotſeidenem Tuch flatterte über ſeinem kahlen Haupte. Plötzlich leuchtete das Tuch wie eine Flamme auf im Widerſchein eines grellen Lichtes, das ſich von obenher über den Kampfplatz ergoß. Der Bürgermeiſter Sebaldus von Halveren hatte zwei auf dem Dache inmitten großer zinnerner Waſſerbütten — der Feuersgefahr wegen — ſtehende Pechtonnen anzünden laſſen. Das war das Zeichen, das er für alle Fälle mit dem auf dem Rathauſe bereit ſtehenden Stadtmilitär verabredet hatte.

Die Bürger kannten die Bedeutung dieſes Fanals nicht, erſtaunt blickten ſie auf, es ward einen Augenblick ruhig, ſo daß Herr Winand Hoffnung auf Gehör fand. Jetzt aber brummten durch ſeine Worte drei tiefe Glockentöne, immer und immer in demſelben Takte wiederholt. Vor der unheimlichen Bedeutung dieſes Zeichens verſtummte der Streit völlig, die Hände ſanken und die Geſichter wandten ſich einander ängſtlich fragend zu. Da ſcholl von dem Fenſter neben Herrn Winand ſcharf und ſchneidend die helle Stimme des Meiſters Baltzer herunter: „Schämt euch, Herren und ehrſame Bürger, in ſolcher Stunde zu hadern! Vertragt euch und rettet! Hört ihr's nicht? Das kommt vom Martinsturm. Es brennt!"

Und im nächſten Augenblicke wälzte ſich die Menge, Junker und Bürger durcheinander, im Sturmſchritt die Gaſſe hinunter, dem Martinsturme zu. Nur etliche Herren

vom Rate und die herrschaftlichen Diener blieben bei den Frauen zurück, deren Entsetzen jetzt größer war als vorher.

Als die Menge auf dem nächsten freien Platze anlangte — sie hatte sich inzwischen um eine Abteilung heranmarschierender Stadtsoldaten vermehrt, ohne dadurch an Ordnung zu gewinnen — richteten sich aller Augen nach der plumpen Turmmasse auf, die von hier aus zu sehen war.

Die Fackel vor der Wächterstube wies nach der Richtung hin, aus der sie eben gekommen waren.

Und immerzu brummten die dumpfen Schläge des Glockenhammers von dem Turme herüber.

Ein Teil der Menge verlief sich jammernd. Es waren die Leute, nach deren Wohnsitzen die Fackel hinwies; hilfsbereite Freunde und Verwandte eilten ihnen nach. Andere aber drängten weiter dem Turme zu. Man mußte doch wissen, wo es denn eigentlich brannte.

Der große Platz vor dem Turme, wo vordem die Kirche gestanden, war schwarz von Menschen. Man rüttelte an der Turmpforte, sie war verschlossen, das Schloß mußte aufgebrochen werden. Als es endlich gelang, stürmten ein Dutzend Männer mit Laternen die Treppen hinauf; allen voran, mit merkwürdiger Behendigkeit, Meister Baltzer.

Atemlos harrte die Menge ihrer Wiederkehr. Die Feuerglocke war verstummt. Plötzlich erlosch auch die Fackel unter einem kräftigen Guß, ein Regen von Wassertropfen stäubte herunter, und einer der Kundschafter, den leeren Eimer im Arme haltend, rief einige Worte herab; aber sie zerflatterten im Winde unverstehbar. Zugleich aber stürzte ein anderer aus der Thür und rief mit lachendem

Geſicht: „Nirgends brennt es! Der Feuerwächter hat den Lärm vor dem Brautlaufhaus für Brandlärm genommen!“

Während die Menge ihm noch mit unendlichem Lachen und Johlen dankte, polterten ſeine Genoſſen hinter ihm die Turmtreppe herunter und riefen: „Er iſt fort! Der Feuerwächter iſt ausgerückt! Schon ſeit vier Tagen! Die alte Brigitt iſt dieſe vier Tage unſer Feuerwächter geweſen! Der Meiſter Baltzer ſitzt oben bei ihr und tröſtet ſie!“

Und endlich erſchien auch der Maler, ein altes, überaus häßliches Weiblein an der Hand führend, ſchwenkte ſein Barett und rief: „Leute, das iſt ſie, die heute nacht groß Unglück verhütet hat mit ihrem blinden Lärm!“

Da brach der fröhliche Beifall in doppelter Stärke wieder los, und ein paar Trommler von den Stadtſoldaten mußten dem Bürgermeiſter Winand erſt Gehör ſchaffen. „Ehrſame Bürger!“ rief er von der Vortreppe des Turmes aus, „dies iſt fürwahr ein gelinder Ausgang. Nun geht und ſchlaft euch aus, oder wenn ihr das vorzieht, zecht, ſoviel ihr wollt, nur bitte ich mir aus, in Fried' und Eintracht. Der Rat zahlt die Zeche, und allen Beſchwerden ſoll thunlichſt Abhilfe werden. Wir werden den Morgen nicht herankommen laſſen, bis wir alles unterſucht haben!“

Herr Sebaldus von Halveren aber fügte, zu einem Offizier der Stadtſoldaten gewandt, mit ſeiner trockenen Stimme bei: „Alles ſoll unterſucht werden. Auch dieſer ſeltſame Feuerlärm, der uns ja ſo weit zupaß kam, und das Verſchwinden des Wächters. Drei Mann auf den Turm, und niemand hereinlaſſen. Die Alte bringt einſtweilen aufs Rathaus in ſicheres Verwahrſam. Wir werden ſie ſelber genau verhören.“

Fünftes Kapitel.

Am folgenden Morgen ſtieg die Sonne heiter und aufmunternd über der Reichsſtadt empor; aber ſie fand ein anders geſtimmtes Geſchlecht. Die politiſchen Zwiſtigkeiten waren wieder einmal beigelegt. Der Rat hatte ſich noch in der Nacht mit den Zünften ausgeglichen und ihre Forderungen zumeiſt bewilligt; einige Haupthähne waren obendrein mit einem Brocken Regierungsherrlichkeit kirre gemacht, und bei den übrigen ſorgte der Katzenjammer, vielfach auch eine gehörige Gardinenpredigt ihrer Frauen dafür, daß ſie einſtweilen genug hatten. Dazu aber kam eine große Neuigkeit, die den verlorenen politiſchen Aufregungsſtoff reichlich erſetzte: die alte Brigitte Fiſcher, des vorlängſt und hoffentlich ſelig verſtorbenen Feuerwächters eheleibliche Witwe, war als eine greuliche Hexe überführt worden.

Einſtweilen allerdings nicht überführt, nur angeklagt. Aber für die Auffaſſung der Bürger floß das zuſammen, und dieſe Auffaſſung entſprach durchaus dem ſinnreichen Gange des Hexenprozeſſes, nach welchem ein hartnäckiges Leugnen der peinlich Verhörten einem Geſtändnis gleichzuachten war: denn, ſo begründeten die gelehrten Väter der Prozeßordnung dieſen merkwürdigen Grundſatz, wenn die Angeklagte geſteht, ſo iſt ſie ſchuldig, und wenn ſie leugnet, ſo kann dies nur durch Hilfe und auf Anraten des Teufels geſchehen, der ſie wider die peinliche Befragung unempfindlich macht: alſo iſt ſie dann erſt recht ſchuldig.

Die alte Brigitte hatte in dieſer Nacht den Wandel

der Menſchengunſt erſtaunlich tief erfahren müſſen. Als ſie, halbtot vor Müdigkeit und Schrecken, aus ihrem Turme trat, war ſie mit einem Sturme heiteren Beifalls empfangen worden, dem ihre Nerven kaum mehr gewachſen waren; eine halbe Stunde ſpäter ſaß ſie in einem anderen Turme hinter Schloß und Riegel, und als ſie nach dreiſtündigem Warten aus dieſem geführt wurde, um in einem feierlich erleuchteten Saale vor den Schranken einer in ſchwarze und ſcharlachne Mäntel gehüllten Ratsverſammlung Bericht zu erſtatten, hätte ſich kein Menſch wundern dürfen, wenn ſie der Sprache nicht mehr mächtig geweſen wäre. Statt deſſen hatte ſie einen Bericht gegeben, der ſich in der Form ganz klar, inhaltlich aber freilich ſehr wunderbar erwies. Ihr entſchwundener Neffe Hans Maybrunner ſei allezeit ein Träumer geweſen. Anſtatt den Tag über zu ſchlafen, habe er ganze Nachmittage über den Büchern geſeſſen, die noch von ihrem ſeligen Manne da waren, und dann habe er wieder ſtundenlang auf ſeinem Waldhörnchen muſiziert oder mit ſeinem zahmen Raben über das, was in den Büchern ſtand, diskutiert wie mit einem Menſchen, oder er ſei in tiefen Gedanken auf und ab gelaufen in ſeinem Turmgelaß wie in einem Käfig. „Sonderlich hat er viel von einem Buche geſchwärmt, worin geſchrieben ſtehe, wie eine gefangene Prinzeſſin ihrem Ritter durch eine Taube Botſchaft ſendet und ihn herbeiruft. Es gibt ja ſolcher Schnurren mehr aus der alten Zeit. Er hat es mir vorgeleſen, bis ich mir die Ohren zuhielt, und dann hat er mit dem Raben drüber geredet und hinausgeſchaut über die Stadtmauern hinaus und gerufen: ‚Ha, wenn mir die Botſchaft käme! Wenn ich ſo gerufen würde!‘ und ſolches Zeug mehr. Und eines Tags, vorigen Dienstag

war's, ich hatte gerade wieder gebacken, da kommt er und ſagt, er habe die Botſchaft erhalten, die Taube habe ſie ihm gebracht, und er müſſe nun fort, durchs Severinsthor und weiter, der Taube nach. Gar nicht beruhigen hab' ich ihn können; ſo hab' ich ihm ſchließlich geſagt: ‚In Gottes Namen, ſo geh, aber wart bis zum nächſten Quatember, da iſt dein Lohn bei den Herren fällig, und mir iſt es auch recht'; denn, ihr Herren, ich bin doch ſchon recht ſchwach in den Beinen, und ich muß ſagen, daß mir das Altfrauenhaus jetzt lieber wäre als der hohe Turm. Aber am zweiten Tag drauf in der Früh, es fing kaum an hell zu werden, da ſteht er auf einmal vor meinem Bett, ganz fertig, mit dem Raben auf der Schulter, und ſagt: ‚Muhme, jetzt *muß* ich fort! Sie iſt geſtern wieder da geweſen und hat gemahnt, und es iſt etwas in mir, das drängt mich fort und läßt mir keine Ruhe mehr hier oben. Bringt dem Herrn Bürgermeiſter die Schlüſſel und haltet Euch gut; ſo Gott will, bin ich bald wieder da!' Und wie ich mich beſinne, da war er ſchon fort. Ich auf und angezogen und will ſchon zu Seiner Geſtrengen, aber wie ich mir vorſtelle, was der dazu ſagen wird, da läuft's mir ſiedig übern Rücken, und ich getrau' mir's nicht. Wart einen Tag, ſag' ich zu mir, der kommt ſchon wieder, und im Notfall kannſt du auch die Wache halten, haſt's ja manche Nacht für den Matheis ſelig gethan. Und ſo hab' ich mich einen Tag um den anderen weiter gefürchtet und eine Nacht um die andere weiter gewacht, aber gekommen iſt er nicht. Bis dieſe Nacht, da ſeh' ich auf einmal überm Brautlaufhaus zwei Flammen aufſteigen, — Herr Gott im ſiebenten Himmel, denk' ich, da brennt's! Und ſtecke die Fackel aus, und dann an die Glocke und den Hammer

gerührt und immerzu so, bis die Männer kamen. Und nun möcht' ich bloß wissen, wo der arme Narr sich herumtreibt."

Dieser Bericht, den die alte Brigitte in ihrer oberländischen Mundart höchst treuherzig vortrug, hatte für Ratsherrenohren immerhin einiges Ueberraschendes mehr als für einen Dichter oder Gemütsarzt. Wenn aber zu jener Zeit etwas überraschend erschien, so fand sich immer wenigstens einer, der die Sache ganz einfach mit einem Wort erklärte. Der Bürgermeister Sebaldus war es diesmal nicht, — ein junger Ratsherr, der seine Dummheit sonst standhaft in Schweigen hüllte, rief das Wort aus: „Wenn das keine Hexerei ist!" Als die alte Brigitte das schreckliche Wort hörte und sah, wie sich verschiedene der Herren bekreuzten, fiel sie in Ohnmacht, und mit dieser verdächtigen Handlung hatte sie eigentlich schon ihr Schicksal besiegelt. Während etliche mitleidige Ratsknechte ihr draußen im Vorzimmer wieder auf die Beine halfen und sie mit einigen Bissen labten, schossen drinnen im Saale die Verdachtsgründe gegen sie auf wie Fliegenpilze in einer warmen Septembernacht, und nun war es allerdings der Bürgermeister Sebaldus, der die unverhoffte Entdeckung eifrig und umsichtig ausnutzte. Als der Morgen graute, war die Brigitte Fischerin bereits zu sicherem Gewahrsam im sogenannten Hexenkeller, über der Folterkammer, an den Stadtfron Meister Frauentrost ausgeliefert und hatte die bestimmteste Aussicht, binnen kurzem noch eine Treppe tiefer zu gelangen; denn so viel stand bereits so gut wie fest, daß sie ihren Neffen erstlich durch den Raben, der ein verkappter Buhlteufel gewesen, an sich gelockt und nunmehr durch denselben Raben „gesterbt" und den toten

Leichnam fortgeſchafft hatte, und zwar in der Walpurgisnacht! Für eine ſolche Hexenthat lagen verſchiedene ganz gleiche Präcedenzfälle vor, darunter einer aus dem benachbarten kurfürſtlichen Gebiete; ein Ratsbote war bereits mit der Bitte um Ueberlaſſung der Akten unterwegs. Im Laufe des Tages aber ſammelte ſich eine große Anzahl weiterer Inzichten gegen das alte Weiblein an, und es war noch nicht das Schlimmſte darunter, daß ſie während der jüngſten Kinderſeuche verſchiedene kerngeſunde Kinder auf dem Markte oder in Kramläden angeſehen und geſtreichelt hatte, die dann noch ſelbigen Tages von der Seuche angeſteckt und bald darauf geſtorben waren.

Die ganze Stadt ſprach davon, und der Bürgermeiſter Winand Aare von Mechter ſprach auch mit dem Meiſter Baltzer davon, als ihm dieſer nach dem Mittagsmahl ſeine beiden Bilder brachte. „Da ſeht Ihr, wie wunderlich es ſich oft ändert in der Welt, Meiſter Baltzer. Geſtern noch oben auf dem Feuerturm, ſozuſagen die höchſte in der ganzen Stadt, und heute unten im Hexenloch. Aber es gibt freilich der Beiſpiele viele für ſolchen Lucifersſturz. Schon die alten heidniſchen Dichter wiſſen vieles davon zu erzählen.“

„Jawohl,“ verſetzte Meiſter Baltzer, „die Menſchen ſind allezeit wunderlich miteinander umgegangen. Ihr nehmt das Ding wie ein Gelehrter, geſtrenger Herr, und ſozuſagen als Philoſoph. Aber ich muß ſagen, mir iſt einiges noch nicht klar. Iſt es denn auch ſicher, daß dieſer Hans Maybrunner mit ſeinem verwünſchten Raben die Stadt nicht einfach zu Fuß und durch das Severinsthor verlaſſen hat, wie es ihm ſeine verrückte Abenteuerluſt eingab?“

Der Bürgermeiſter ſah ihn überraſcht an. „Wo denkt Ihr hin, Meiſter Baltzer? Alsdann müßten ihn doch unſere Thorwächter geſehen und aufgehalten haben. Die haben aber ausdrücklich bezeugt, daß ſie ſich keiner ſtrafbaren Unachtſamkeit ſchuldig gemacht haben. Wie hätte auch ein Kerl mit einem Raben auf der Schulter ſoldatiſcher Wachſamkeit entgehen können?“

„Na,“ murrte Meiſter Baltzer, „was dieſe Wachſamkeit betrifft —! Ich bin auch ſchon ein paarmal zwiſchen Nacht und Morgen zum Mechterhof durch das ſelbige Thor hinausgezogen, ohne daß mich die Kerle anhielten.“

„Weil ſie es Euch anſahen, daß Ihr einen Freipaß habt. Nein, davon kann keine Rede ſein. Denkt nur, was das wieder für ein Geſchrei unter den Zünften gäbe, wenn die Wachſamkeit ſtädtiſcher Thorwachen in Frage geſtellt würde! Unſereins hat ohnedies Schererei genug, und ich bin nur froh, daß ich mit der weiteren Unterſuchung nichts zu thun habe. Zum Glück hat mein Vetter Sebaldus von Halveren heuer den Vorſitz in Maleſizſachen.“

„Der wird's ſchon ausrichten,“ verſetzte Meiſter Baltzer. „Aber bei alledem, geſtrenger Herr, wenn die alte Brigitte nun doch unſchuldig wäre, ſolltet Ihr Euch ihrer nicht annehmen?“

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt,“ erwiderte Herr Winand ſehr verdrießlich. „Ihr ſeid gerade wie meine Nichte, die hat mir ſchon bei der Morgenſuppe mit Seufzen und Bitten in den Ohren gelegen, und jetzt ſitzt ſie in ihren Gemächern und ſchmollt; Ihr ſeht ja, nicht einmal Eure Bilder können ſie herunterlocken. Was geht Euch und ſie

und mich das alte Weib an? Es hat ein jeglicher genug für ſich ſelber zu ſorgen in der Welt."

„Das iſt gewiß," gab Meiſter Baltzer zu. „Ich zum Beiſpiel muß wieder einmal wandern, und ich darf denn wohl gleich von Euch Urlaub nehmen, geſtrenger Herr. Der erlauchte Graf zu Naſſau braucht meine Kunſt in Diez, und ich kann es ihm nicht weigern, maßen er doch mein erſter Landesherr war."

„Es gefällt mir nicht, daß Ihr Euch ſo viel mit dem ketzeriſchen Herrn abgebt," bemerkte Herr Winand. „Aber ſchließlich, es iſt Eure eigene Sache, und die Kunſt iſt frei, das habe ich in Welſchland gelernt, und Ihr ſeid ja auch dort geweſen. Wie lange wollt Ihr denn dort bleiben?"

„Fürs erſte nur ein paar Tage. Wenn ich aber mit dem erlauchten Herrn eins werde, gehe ich wohl zum Sommer wieder hin, auf etliche Monate wenigſtens. Ich werde mir alsdann dort ein Häuslein mieten, und eine Haushälterin brauche ich auch dazu; denn es taugt einem Maler nicht, wenn er zu viel an der Herren Tafeln herumſchmauſt."

„Nun," ſagte Herr Winand gutmütig, „ſo geht mit Gott und hütet Euch vor Erkältung und Hexenwerk."

Mechthildis war während dieſes Geſprächs nicht zum Vorſchein gekommen; aber als Meiſter Baltzer die Gemächer ihres Oheims verlaſſen hatte, fand er draußen eine Zofe, die ihn zu ihrer Herrin hinaufbat. Er kannte ſchon den Weg zu dem Wohngemach Mechthildis', das vor Zeiten ihrer Mutter angehört hatte; er kannte auch die einzelnen Stücke der prunkvollen, alten Ausſtattung bis zu dem zierlich geſchnitzten Betpulte in der einen Ecke.

Das war alles unverändert geblieben; andere Dinge aber waren mit der neuen Herrin eingezogen, die man sonst nicht gewohnt war, in den Schmollstuben der jungen vornehmen Reichsbürgerinnen zu finden: eine kleine Staffelei, etliche Reihen dickleibiger Bücher in ungeheuer soliden Einbänden und sogar ein kleines Schreibepult mit silberbeschlagenen Fächern.

Mechthildis sah blaß und betrübt aus; ihre Augenlider waren gerötet, und es war sehr unrecht von dem alten Meister, daß er sich erst mit wortreichen Wendungen über ihre fast allzu gelehrten Studien auslieẞ und schließlich sogar ein Buch aus der Reihe zog, um zu sehen, was sie denn studiere. „Ach so, die alten Dichterfabeln aus den ritterlichen Zeiten," sagte er, indem er sie ganz eigen anlächelte, „wo die Helden so kühn und die Mägdlein so minniglich waren und fromme Tauben Botschaft trugen von einem zum anderen? Nehmt Euch in acht, hochgeneigtes Fräulein, ich fürchte, das paßt nicht mehr in die Zeit, und man kann Ungelegenheiten damit machen."

„Laßt das," sagte Mechthildis errötend, „was Ihr von der Sache denkt, will ich wissen."

„Von den Fabeln da? Ei, ich denke, es sind ergötzliche Phantasien —"

„Von der — der Hexengeschichte," unterbrach sie ihn fast schluchzend. „Ihr habt mir doch selber von der Alten erzählt und von dem —"

„Ich?" fragte Meister Baltzer sehr erstaunt. „Ich gebe mich nie mit Hexen ab. Bin ihnen noch nie begegnet. Den Teufel habe ich schon öfters getroffen, — Ihr wißt, was das Sprichwort sagt: Maler, Frauen, Teufel, Pfaffen haben überall zu schaffen, — und so

treffen ſie auch einander. Und es kann ja ſein, daß der Teufel ſich die alte Brigitte holt. Herr Sebaldus von Halveren wird ſchon das Seine dazu thun. Vielleicht nimmt ihm aber der Teufel auch die Mühe ab. Aber thut nur nicht ſo," ſetzte er hinzu und faßte ſanft die Hand Mechthildis', „ſeht Ihr, der Teufel hat heutzutage Auswahl, warum ſollt' er juſt die Aelteſten holen? Und wenn Ihr hört, daß er ſie doch unverſehens geholt, ſo denkt in Gottes Namen, daß er ſie nicht gleich zu ſeiner Großmutter gebracht hat. Vielleicht hat er ſie nur irgendwohin verſetzt, wo es auch ganz nett iſt, um ſich von ihr Apfelkuchen backen zu laſſen; aber ſagt's niemand, daß Ihr ſo freundlich vom Teufel denkt, und nun gebt mir günſtigen Urlaub, denn ich muß abreiſen zu meinem gnädigen Herrn zu Diez, der noch keine Hexe in ſeinem Ländchen hat verbrennen laſſen und es auch ferner nicht thun wird."

Es mußte etwas eigen Beruhigendes in dem Blick liegen, mit dem der alte Maler dieſe wunderlichen Reden begleitete, denn das ſchöne Fräulein ſah ihn faſt ſchalkhaft lächelnd an, und als er ſich verabſchiedete, ſchaute ſie ihm mit ſo dankbaren Blicken nach, wie ſie ſich ſeit ihrer Muhme-Aebtiſſin keiner mehr von ihr verdient hatte. Ihr Abendgebet an dieſem Tage war länger und ihr Schlaf kam ſpäter als ſonſt. Es waren aber viele geringe Frauen in der Stadt, die in dieſer Nacht gar keinen Schlaf fanden, weil ſie ſich mit Schaudern erinnerten, daß die alte Brigitt auch mit ihnen oftmals geſprochen und ihren Namen oft genug grüßend genannt hatte, um ihn auch unter der peinlichen Befragung einmal unverſehens zu ſprechen — und ſie damit als Mitſchuldige zu bezeichnen.

Sechſtes Kapitel.

Früh morgens um ſieben Uhr ſollte die Befragung der Hexe beginnen. Die Kommiſſion freute ſich ſehr über die Vorſicht, mit der Meiſter Frauentroſt das Hexenloch verwahrt hatte. Drei Schlöſſer, alle drei zu mehrerer Sicherheit vorher mit Weihwaſſer beſprengt, lagen vor der ſchweren eiſernen Thür. Aber als die Thür endlich ächzend aufſprang, da befand ſich's, daß der Teufel doch noch mächtiger iſt als alle menſchliche Vorſicht. Er hatte doch Eingang gefunden, — ein empfindlicher Schwefeldampf zeugte noch von ſeinem Beſuch. Von der Hexe aber war nichts zu ſehen. Der Teufel hatte ſie geholt, — vermutlich durchs Rauchloch; denn die ſtarken Eiſengitter vor dem einzigen kleinen Fenſter waren unverſehrt. Nun konnte ſich Meiſter Frauentroſt auch den ſchrecklichen Lärm erklären, den er in der Nacht gehört zu haben verſicherte.

Der Fall war merkwürdig genug, — inſofern er ſich vor der Unterſuchung ereignet hatte und auch der Körper der Hexe verſchwunden war. Denn das war leider nichts Ungewohntes, daß eine peinlich Befragte plötzlich unter der Folter ſtarb, und in ſolchen Fällen war es anerkannt, daß der Teufel die Seele geholt hatte, weil er ihren weiteren Geſtändniſſen vorbeugen wollte. Hier aber hatte der Böſe die Vorſicht noch weiter getrieben. Es blieb nichts übrig, als den Fall als ein „ſchätzbares Präcedens" zu den Akten zu nehmen.

Der Prozeß gegen die alte Brigitt war nun aus der unterirdiſchen Verhörkammer, in der ſchon die Seſſel für

die Kommiſſion und die Werkzeuge für Meiſter Frauentroſt und ſeine Geſellen bereit geſtanden hatten, ganz in das Gebiet der wiſſenſchaftlichen Erörterung verſetzt. Die Bürger verhandelten ihn in ihren Trinkſtuben, die gelehrten Juriſten und Theologen in dickleibigen Schriften und Gegenſchriften. Die Ordensprediger und Pfarrer der Stadt wetteiferten in Dankespredigten, worin ſie der gottesfürchtigen Bürgerſchaft Glück wünſchten, weil der Böſe, ohnmächtiger Verſuche müde, ſie zugleich von ſeiner und ſeiner Dienerin Anweſenheit befreit habe. Meiſter Frauentroſt konnte ſeine ſchaurigen Werkzeuge einſtweilen wieder wegpacken, ohne daß die Furchen in ſeinem Antlitz ſich um eine vermehrt hatten.

Man war ſchließlich ganz zufrieden mit dieſem Ausgang. Für einen anziehenden Geſprächs- und Vermutungsſtoff war ja auch ſo geſorgt, und es hatte ſogar ſeine Vorzüge, von einer Hexe zu reden, die ſelber nichts mehr ausſagen konnte. Uebrigens erſtreckte ſich die allgemeine Befriedigung auch auf vornehmere Kreiſe. Mechthildis verriet ein ſtilles Vergnügen über die diaboliſche Unterbrechung des Prozeſſes, das ihren Oheim zu der Bemerkung veranlaßte, ſeine Nichte ſei doch noch zarteren Gemütes, als er gedacht. In der Regel pflegten die jungen Patrizierinnen nicht ſo viel Schauder vor der Thatſache zu empfinden, daß ein verdächtiges altes Weib ordnungsmäßig „torquiert“ werden ſollte. Aber ihm ſelbſt, Herrn Winand, war die Sache auch ganz recht. Von dem natürlichen Widerwillen, der ihm bei ſeiner Nichte auffiel, war ſeine Seele auch nicht ganz frei; zudem gab es in dieſer Seele eine Ecke, in welcher ein ſtarker Zweifel gegen die völlige Zuverläſſigkeit des peinlichen Prozeſſes lebte, wenn

auch Herr Winand ebenſowenig wie andere vorſichtige Politiker ſeiner Zeit daran dachte, ſich durch Aeußerung dieſes Zweifels unangenehme Tage zu machen.

„Alles in allem bleibt es ein merkwürdiger Fall,“ meinte er, als er ungefähr vierzehn Tage nach dem Ereignis mit Meiſter Baltzer in ſeinem Saalgemach auf dem Mechterhof beim Frühtrunk ſaß. Der alte Maler war tags zuvor von ſeiner Reiſe zurückgekommen und auf dem Mechterhof bei Herrn Winand eingekehrt, — nur auf eine halbe Woche, dann wollte er für längere Zeit nach Diez überſiedeln. Mechthildis verweilte noch in der Stadt, heute aber wollte auch ſie ihren Landaufenthalt beginnen.

Es war ein ſchöner ſonniger Maimorgen, draußen in dem Ziergarten des Fräuleins blühten die erſten Roſen, vereint mit ihrem Dufte zogen durch das offene Fenſter die Lieder der verliebten Vögel, die in den Kirſchbäumen und Fliederſträuchern ihr Hochzeitsglück beſangen, und von fern her, aus dem alten Buchenwalde, klang ſogar der Ruf eines Kuckucks herüber. Der ſaß aber ſchon auf kurfürſtlichem Gebiete und verſorgte das ſtädtiſche nur im Nebenamt mit ſeinem Rufe.

Meiſter Baltzer hatte während der Auseinanderſetzungen ſeines Wirtes nachdenklich ein Bild betrachtet, das an der gegenüberliegenden Wand des Gemaches hing. Das Bild ſtellte ein junges Mädchen von überaus anmutigen und faſt allzu zarten Formen dar, in bräutlichem Schmucke. Es war das Porträt von Mechthildis' Mutter, Meiſter Baltzer hatte es vor beinah zwanzig Jahren kurz vor ſeiner zweiten Reiſe nach Welſchland gemalt, und ungeachtet alles deſſen, was er angeblich auf dieſer Reiſe gelernt, hielt er es für ſein beſtes Bild.

„Ja," bemerkte er jetzt, „natürlich ist's ein eigener Fall. Der Pater Ignatius Kleutermann aus dem Jesuitenkolleg drüben in Eurer Stadt will ja ein besonderes Buch darüber schreiben, und wie ich den Mann kenne, wird es ein tiefes Werk werden."

„Das wird es gewiß," erwiderte Herr Winand mit einem fast verschmitzten Lächeln, „aber alles weiß der gute Pater Kleutermann doch auch noch nicht, wenn er auch eine Autorität in Hexensachen ist, seit er vor zwanzig Jahren bei dem ersten Massenbrand im Kurfürstlichen drüben die richtige Form und Stelle entdeckt hat, womit der Teufel seine schlimmsten Gefährtinnen am Leibe zeichnet. Denn seht Ihr, Meister Baltzer — ganz unter uns und weil ich weiß, daß Ihr schweigen könnt —: das weiß der Pater Kleutermann doch nicht, daß der Kerl, der Hans Maybrunner, wirklich und wahrhaftig an jenem Morgen mit seinem Raben aus unserer Stadt gegangen ist!"

Meister Baltzer nahm diese Mitteilung so gelassen auf, daß der Bürgermeister beinahe böse wurde. „Woher wißt Ihr denn das, gestrenger Herr?" fragte er.

„Man sollte es Euch eigentlich gar nicht sagen," erwiderte Herr Winand. „Ihr thut ja doch, als ob Ihr alles von selbst wüßtet. Auch wärt Ihr der einzige, der es außer dem Rate erführe, — doch ja, meiner Nichte hab' ich es auch erzählt, und so will ich's Euch denn auch in Gottes Namen verraten. Es ist jetzt zehn Tage her, da faßten uns die Gewaltdiener ein paar fahrende Spielleute ab, die sie am Wall beim Kaninchenfang erwischt hatten. Und die Spitzbuben ließen mir aus dem Gefängnis bestellen, sie wüßten eine wichtige Sache, die sie

mir aber nur gegen Freilaſſung geſtehen wollten. Na, ſchließlich nahm ich ſie mir mit Beiſtimmung meiner Kollegen vor, und da berichteten ſie, daß ſie einem jungen Kerl, ſo und ſo angethan, mit einem Raben auf der Schulter und einem Waldhörnchen am Bande, drüben im Kurfürſtlichen am erſten Mai begegnet ſeien; und das ſei ja wohl am Ende der verſchwundene Feuerwächter geweſen, von dem die ganze Stadt ſpreche. Sie hätten damals juſt von ihrer Bande Abſchied genommen, die weiter ins Reich, dem Oberland zu, zog, und der habe ſich der Kerl dann angeſchloſſen, weil er denſelben Weg habe. Geſprochen hätten ſie ſelber nicht viel mit ihm, nur ſich erkundigt, wie man am beſten ungeſchoren in die Stadt komme; er habe ihnen geſagt, er ſei einfach durchs Severinsthor gegangen, aufgehalten habe ihn niemand, und ſo hätten ſie auch dieſen Weg genommen und ſeien auch ungefragt hereingekommen. Und das war auch ganz natürlich; denn ſeht Ihr, der Thorgraf iſt ſchon ſeit vier Wochen auf einer Wallfahrt unterwegs, und die zwei Halunken von Stadtſoldaten, die damals den Poſten in der Severinsthorburg hatten, die hatten juſt am Abend vorher den Namenstag ihrer Frauen gefeiert, die alle zwei auf den chriſtlichen Namen Walpurgis getauft ſind, und um ihren Rauſch ungeſtört auszuſchlafen, hatten ſie einfach das Thor offen gelaſſen. Das haben wir aber erſt ſpäter herausbekommen."

„So, ſo," machte Meiſter Baltzer und ſchlürfte bedächtig an ſeinem Weine. „Ihr habt doch eine köſtliche Sorte in Eurem Keller, geſtrenger Herr, — und was hat denn der hochweiſe Rat mit dieſen Entdeckungen angefangen? Habt Ihr dem Durchbrenner nachſpüren laſſen?"

„Wo denkt Ihr hin, Meiſter Baltzer?“ verſetzte der Bürgermeiſter. „Das wäre eine hübſche Geſchichte geworden, wenn die Zünfte davon Wind gekriegt hätten, wie der aus der Stadt gekommen iſt. Und dann — wozu ſollten wir ihm nachſpüren? Uns liegt doch nichts an dem Kerl. Nein, wir haben die zwei fahrenden Burſchen einfach ſchwören laſſen, daß ſie die Sache verſchweigen würden, und dann ſind ſie mit einem Gulden Zehrgeld über die Grenze gebracht worden. Die zwei Turmſoldaten werden ſchon reinen Mund halten, übrigens hat ſie der Rat natürlich von dem Poſten weggenommen und wieder unter die Truppe geſteckt, unter Erhöhung zu Gefreiten, weil ſie doch Frau und Kinder haben und der Sold nicht ſo hoch iſt wie die Trinkgelder am Thor. Aber weshalb ich Euch die Geſchichte erzählt habe: ſeht, geholt hat der Teufel die Alte ja nun einmal, und er wird auch wiſſen, weshalb; aber wenn der Hans Maybrunner jetzt wirklich da draußen im Reich herumſtrolcht, ſo war das doch am Ende wahr, was ſie uns damals erzählt hat. Und das weiß der Pater Kleutermann nicht. Im übrigen, wie ich Euch ſchon ſagte: mir iſt es recht, daß der Teufel kurzen Prozeß gemacht hat, denn es iſt ein widerwärtiges Ding mit den Maleſizſachen, wenn ſie auch faſt in aller Herren Ländern, rechtgläubigen und ketzeriſchen, im Schwange ſind, und ich wollte, mein Vetter Sebaldus hätte ſie nie bei uns aufgebracht.“

„Amen,“ fügte Meiſter Baltzer hinzu. „Ich wollte, es wäre ein Ratsbeſchluß, was Ihr da ſagt, geſtrenger Herr. Auch um des Rates willen. Denn es iſt leichter, ein Ding aufbringen als aufhalten, und wer ſteht euch

Herren dafür, daß der Verdacht nicht auch einmal von den alten Bettelweibern und Turmwächterwitwen auf eure eigenen Hausfrauen und Töchter überſpringt?“

Herr Winand ließ ſeinen Becher ſinken und ſah den Maler maßlos erſtaunt an. „Ihr ſeid ein Narr, Meiſter Baltzer. Seht Euch einmal gefälligſt das Wappen auf Eurem Seſſel da an, meint Ihr, daß irgend ein albernes Geſchwätz den Namen einer trüben werde, die ein ſolches Wappen führt? Ihr ſeht Geſpenſter.“

Meiſter Baltzer lächelte bitter. „Mit dem Geſpenſterſehen iſt es eine eigene Sache, geſtrenger Herr. Ihr ſeid ja beleſen. Die Geſchichte von der heidniſchen Prophetin Kaſſandra kennt Ihr doch? Die ſah auch Geſpenſter, die Leute wollten es ihr nur nicht glauben. Und was dieſen ehrwürdigen Wappenſchild auf Euren Stühlen angeht, er iſt zwar ſehr ſchön geſchnitzt und man merkt ihm ſeine vierhundert Jahre ſchon am Stil an, aber meint Ihr, daß die Volksmeinung, wenn ſie einmal im Fieber iſt, ſich viel an ein Ritterwappen kehrt? Der Biſchof zu Bamberg hat es auch gemeint, als er ſo fleißig wider die Hexen und Zauberer im Volke arbeiten und ihrer dreihundert und etliche verbrennen ließ, dreizehn Brände nacheinander; aber zum dreizehnten Brand holten ſie ſich die Hexen ſchon aus ſeiner Hofburg, und zuletzt hat er es miterleben müſſen, wie ſein ſiebzehnjähriger Neffe und letzter Blutsverwandter als Zauberer aus ſonderlicher Gnade mit dem Schwerte gerichtet ward, weil er zu viel in den Büchern las und das Teufelszeichen an ſeinem Leibe trug, das kleine braune Mal unter der linken Achſel, ganz nach Kleutermannſcher Vorſchrift, zunächſt dem Herzen. Und nun, geſtrenger Herr, merkt wohl auf:

was würdet Ihr ſagen, wenn es Euch genau ſo erginge wie dem Biſchof?“

In jähem Schrecken fuhr Herr Winand von dem Seſſel auf. „Was wollt Ihr damit ſagen, Meiſter Baltzer?“ rief er keuchend.

„Was Ihr daraus verſtanden habt,“ erwiderte der andere leiſe. „Sie hat das Zeichen.“

„Woher wißt Ihr das?“

Meiſter Baltzer ſchwieg und blickte nach dem Bilde hin.

„Ah,“ ſeufzte Herr Winand, und indem er das Bild betrachtete, fügte er beklommen hinzu: „Ihr waret immer ihr Vertrauter, Meiſter Baltzer.“

„Ich verſtehe Euch,“ antwortete der alte Maler. „Ihr meint, was *ich* von jener dort über ihr Kind weiß, brauchen nicht viele ſonſt zu wiſſen, und ich glaub's auch. Ja, ich war ihr Vertrauter. Und, geſtrenger Herr, wenn Ihr auch eben noch ſo ſtolz auf das Wappen da wieſet, ſo laßt Euch doch ſagen, es iſt nicht oft ein Vertrauen ſo teuer erworben worden wie dieſes. Ihr wißt wenig, wie einem armen verwachſenen Kerl zu Mute iſt, der unverſehens merkt, daß er ſich ſo recht von Herzensgrund juſt in *die* verliebt hat, die ihm die Unerreichbarſte iſt. Als ich das Fräulein von Hernoth, Eures Bruders Braut, für ihren braven Bräutigam malen mußte, da habe ich das Bild da mit meinem Herzblut gemalt, und drum iſt es mein beſtes geworden. Ein anderes Bild aber, noch ein viel beſſeres, hatte ich mir von ihr behalten in meiner armen Seele; was ich dieſem Bilde in tauſend Schmerzen gelobt, das hab' ich rein und redlich gehalten, und darum war ich ihr Vertrauter vor anderen und durfte es ſein. — Genug davon. Ihr wißt, wie ſorgſam ſie darauf

hielt, daß ſie des Kindes immer ſelbſt wartete und es keiner dienenden Magd überließ, und Ihr wißt nun auch weshalb. Und ſelbſt, wenn die eine oder andere darum wüßte, — 's iſt ja nicht ſchlimm und denkt kein Menſch daran, ſolange der Hexenruf ſchweigt. Aber alsdann, — wenn's erſt ſo weit iſt, daß jedes alte Weib denkt: weißt du keine mehr, die mit dabei geweſen ſein kann —"

„Meiſter Baltzer, quält mich nicht mit Eurer ſchrecklichen Phantaſie," ſtöhnte Herr Winand. „Es iſt zu greulich. Wie um Gottes willen kommt Ihr nur darauf, es mir jetzt zu ſagen, wo Ihr ſo lange geſchwiegen habt?"

Meiſter Baltzer überlegte einen Augenblick, dann ſtand er auf und verſicherte ſich, ob die Thüren feſt im Schloß ſeien. „Ich will Euch auch etwas im Vertrauen erzählen, was der Pater Kleutermann nicht weiß," begann er leiſe, nachdem er wieder Platz genommen. „Ihr waret ja bei dem einzigen Verhör der Brigitt zugegen, und Ihr habt ganz recht, ſie hat damals die Wahrheit geſagt. Aber nicht die ganze Wahrheit. Das Wichtigſte hat ſie mir vorher geſagt — oben auf dem Turme — und wenn Ihr wollt, könnt Ihr mich jetzt verhaften, denn ich hab' ſie geheißen, es vor euch Herren zu verſchweigen: nämlich daß die Taube, die den Unglücksmenſchen fortlockte, eine von Eurer Nichte Mechthildis war. — Ja, ſagt noch nichts, es kommt noch mehr. Seht einmal hier."

Mit zitternden Fingern faßte Herr Winand das winzige Ding, das ihm Meiſter Baltzer hinreichte. Es war ein ganz ſchmales, ſeidenes Blättchen, in eine Federſpule gedreht, darauf ſtand zierlich wie mit der Nadel geſchrieben ein Verschen:

„Ich ſteh' allein, wer holt mich ein,
Wer holt mich heim vom heißen Stein?"

Verſtändnislos blickte Herr Winand auf die kaum lesbar kleine Schrift. „'s iſt ein Kinderreim, die kleinen Mädchen ſingen ihn ſeit etlichen Jahren beim Spielen," murmelte er.

„Stimmt, geſtrenger Herr," antwortete Meiſter Baltzer. „Sie ſingen ihn, wenn ſie Hexe und Freier ſpielen. Das heißt, eines, die Hexe, ſteht auf dem Scheiterhaufen und ſingt den Reim, und dann kommt ein anderes und ſingt:

‚Ich will, ich will dein Ritter ſein,
Ich hol' dich heim vom heißen Stein.'

Das iſt dann der Ritter, der holt ſie aus den Flammen, befreit und freit ſie. Die jungen Edelfräulein in den Kloſterſchulen ſchreiben das Verschen auf einen Ball und werfen ihn, die ihn fängt, darf Ritter ſein und bekommt ein Pfand von der Hexe oder einen Kuß. Alles Kinderſpiel. Kinderſpiel auch, wenn ſo ein junges verträumtes Fräulein einmal in ſeiner Einſamkeit hier auf dem Mechterhof das Verschen vor lauter Langeweile und Verdrehtheit in eine Federſpule dreht und ſeinen Tauben an die Schwanzfeder klebt, wie es die Holländer mit ihren Brieftauben thun —"

„Meiſter Baltzer!"

„Und Zufall, wenn die Tauben nach ihrem früheren Schlag hinfliegen und dort eine juſt einem verträumten, halbverrückten jungen Geſellen in die Hände fällt, der in dem Verschen eine himmliſche Offenbarung ſieht —"

„Aber nun hört auf, Meiſter Baltzer!" rief der

Bürgermeiſter und faßte ihn mit beiden Händen am Arm, „was ſoll das alles?“

„Das ſoll weiter nichts, geſtrenger Herr, als daß die alte Brigitt am Morgen, nachdem ihr würdiger Neffe durchgebrannt, auch eine Taube abgefangen und in ihr die eine von dem Pärchen erkannt hat, das ihr Mann weiland dem Fräulein geſchenkt. Und daß ſie, nachdem ſie das Tier vermutlich abgedreht, um es zu braten, beim Rupfen das Ding da an der Schwanzfeder fand. Glücklicherweiſe kann ſie nicht leſen. Und daß, wenn der Teufel — ich wollte ſagen, wenn ich ihr nicht erſt Schweigen geboten und nachher der Teufel ſie ſchleunigſt der Neugierde Eurer Kommiſſion entrückt hätte, der Meiſter Frauentroſt ihr vermutlich notgedrungen und, wie ich zu ſeiner Ehre annehmen darf, wider Willen die Geſchichte entlockt hätte. Was aber aus einer ſolchen Kinderei alles in einem Hexenprozeß werden kann, das brauche ich Euch nicht zu ſagen, geſtrenger Herr. Spätere Zeiten werden darüber ungläubig lachen, aber ich meine, unſereinem vergeht das Lachen bei dem Gedanken.“

Herr Winand Aare von Mechter ſaß eine Weile ſchweigend, die rundlichen Hände feſt zuſammengeballt. Als der Maler das Blättchen wieder an ſich nahm, griff er danach. „Es iſt beſſer, wenn es bei mir bleibt,“ ſagte Meiſter Baltzer kurz, wickelte das Blättchen wieder in die Spule und barg beides in ſeiner Bruſttaſche.

„Habt Ihr — ich meine, weiß ſie —?“ begann Herr Winand endlich.

Der Maler ſchüttelte den Kopf. „Durch mich nicht, — und auch Ihr dürft ſie nichts davon merken laſſen,“ ſagte er. „Von allem nichts, verſteht Ihr, geſtrenger

Herr? Sie hat genug Gewiſſensbiſſe ausgeſtanden, da ſie aus dem Bericht der Alten erfuhr, was der Zufall aus ihrem kindlichen Spiel gemacht. Alſo Ihr ſchweigt, und das bitte ich Euch mir bei dem Bilde dort zu geloben."

„Ich gelobe es," ſprach Herr Winand. „Meiſter Baltzer, was habt Ihr mir heute aufs Herz gelegt! — Aber —" er blickte den Maler ängſtlich an — „die Brigitt?"

„Ei, Herr," ſagte Meiſter Baltzer verwundert, „die hat ja der Teufel geholt!"

Herr Winand lächelte trübe. „Ich glaube, den Teufel kenne ich jetzt, und Meiſter Frauentroſt kennt ihn auch," ſagte er und ergriff die Hand des Malers. Es war, als ob er noch etwas hinzufügen wollte, aber der Alte bewegte abwehrend den Kopf, und ſo ſahen ſie ſich nur lange ſchweigend in die Augen.

„Geht, geht, geſtrenger Herr," ſagte Meiſter Baltzer, „mich dünkt, ich höre Eurer Nichte Wagen auf den Hof fahren, vielleicht wäre es Euch lieber, wenn Ihr Euch zuerſt etwas von unſerem gelehrten Geſpräch erholt, ehe Ihr ſie begrüßt."

Herr Winand neigte ſeufzend das Haupt und verließ ſchweren Schrittes das Gemach. Der Maler blickte ein Weilchen zu dem Bilde auf, welches jetzt im breiten Sonnenſtrahl aufleuchtete. Endlich ſtand er auf und zog bedächtig den Vorhang des Fenſters halb zu. „Das Licht iſt zu heiß," murmelte er, „es beißt einem ordentlich in die Augen."

Dann ging er, Mechthildis zu begrüßen, die ihm auf dem Flur entgegenkam, ſtrahlend von Jugend, An-

mut und wahrhaft herzlicher Freude, als ob sie den liebsten Verwandten in dem kleinen, grauhaarigen Manne begrüßte.

Siebentes Kapitel.

Durch das wildschöne Thal der Elz wanderte am letzten Sonntag dieses denkwürdigen Maimonds ein junger schlanker Bursche der Mosel zu. Er trug ein sehr bescheidenes Felleisen, dazu an der linken Seite in lederner Hülle ein kleines Waldhorn, und ein großer Rabe flatterte ungeschickt, mit gestutzten Flügeln, neben ihm her, mit aller verdrießlichen Geschäftigkeit, deren ein Rabe fähig ist. Die blauen Augen des Jünglings aber lachten in sorgloser Wanderlust, und sein frisches Gesicht mit den roten Lippen unter blondem Milchbärtchen blühte wie eine Mairose.

Das war Hans Maybrunner, dessen Geschick zur selben Zeit der Pater Kleutermann und verschiedene andere Gelehrte so lebhaft beschäftigte. Während sie sich über seine vermeintliche Höllenfahrt fast um den Verstand stritten, hatte er auf seiner Wanderfahrt den Verstand so ziemlich wiedergefunden.

Einen halbverrückten Träumer hatte ihn Meister Baltzer im Aerger genannt; und nichts Besseres war er auch, als er an jenem Morgen nach der Walpurgisnacht unter dem Bogen des Severinsthores herschritt. Eine gewisse Anlage zum Grübeln und Träumen hatte er vom Vater geerbt; denn der alte Leineweber war einer von

den Stillen im Lande, die sich äußerlich der herrschenden Kirchenmeinung fügten, um ganz für sich ihre Privatreligion zu pflegen. In seiner nassauischen Heimat hatte er die reformierten Predigten gehört und seinen Sohn vom Prediger taufen lassen, später, als er nach dem Tode seines Weibes in das Gebiet der katholischen Reichsstadt eingewandert war, machte er auch dort die notwendigsten Formen des Bekenntnisses seiner Kunden mit; für sich aber hing er seinem ganz eigenen theologischen Studium nach, welches vornehmlich aus zwei unter sich sehr verschiedenen Teilen bestand, nämlich der Auslegung der Offenbarung Johannis und der Betrachtung der Größe und Güte Gottes in seinen kleinen Werken, in Blumen, Bäumen und Tieren. Zur Teilnahme an der Ergründung des schwierigen Buches war Hans glücklicherweise noch zu dumm, in das andere Teil der väterlichen Theologie wurde er daheim und auf Gewerbsgängen zu den Bauern frühzeitig eingeführt und bewies eine schöne Begabung; übrigens lernte er von dem Vater auch Lesen, Schreiben, das notwendige Rechnen und sogar einige Geographie, sowie Musizieren, welches alles der theologische Leineweber besser verstand als Geldverdienen. Oft hatten sie zu ihren Studien nur ein sehr schmales Stück Brot zu essen, und den Wein dazu lieferte ihnen der Wasserkrug. Solche wirtschaftliche Enge wirkt auf eine schwärmerische Veranlagung noch besser als der Mairegen aufs Korn; während aber die Schwärmerei bei dem Alten sozusagen nach innen schlug und sich zu einer immer genaueren Kenntnis des himmlischen Jerusalem auswuchs, reifte sie in dem Gemüte des Jünglings zu einer unbestimmten starken Sehnsucht, etwas Großes, Ungewöhnliches

zu thun — für andere Leute; denn für sich hatte er von klein auf gelernt nur weniges zu wünschen. Als er dann bald nach dem Tode des Vaters auf Bitten seiner Muhme Brigitt den Feuerwächterposten auf dem Martinsturm übernommen, fand er dort in den Ritter- und Märchenbüchern seines Vorgängers eine gefährliche Geistesnahrung bereit. Vieles von diesen wunderbaren Abenteuergeschichten war ihm schon bekannt aus dem Kreise seiner früheren ländlichen Kunden, wo sie, verstümmelt, verworren und grotesk übertrieben, in den Spinnstuben fortlebten. Nun traten sie ihm entgegen, zierlich und beredt ausgeführt, mit all der Glaubwürdigkeit, die für den unerfahrenen Jüngling noch alles Gedruckte an sich besaß. Aus dem krausen theologisch-mystischen Gerede seines Vaters war ihm die Vorstellung der „Berufenen" sehr geläufig, die der Herr „zu seiner Zeit" auswählt und weiht zu unerhörten Wunderthaten; und was waren jene Helden seiner Bücher, die, von Zauberern und Feen auf wunderbare Weise unterwiesen und beschirmt, mit Drachen und ganzen Heeren kämpften, Prinzessinnen befreiten und Königreiche neu ordneten, anders als solche „Berufene", ins Weltliche übertragen? Höchstens diese weltlichen Zuthaten war er geneigt, für Erfindung der Erzähler zu halten; denn seinem schlichtfrommen Herzen verstand es sich von selbst, daß der vom Allmächtigen Beschützte keiner Ritterrüstung und demantenen Klinge bedürfe, um auszuführen, wozu er berufen. Den Kern der Erzählungen aber wagte er nicht anzuzweifeln; sie waren wahr, denn wie hätte man sie sonst wider besseres Wissen aller aufschreiben und drucken dürfen? Und was einmal geschehen war, mußte auch heute noch möglich sein. So

ſpintiſierte er ſich recht verſtandesmäßig in den Traum hinein, vielleicht auch einmal einer ſolchen Sendung gewürdigt zu werden. Sein Aufenthalt ſelbſt, wo der Himmel ſo nah, die Ausſicht ſo weit und kein nüchterner Berater zugegen war, unterſtützte die Entwickelung ſeiner Träumerei. Vor dem Meiſter Baltzer, der noch am häufigſten den Aufſtieg wagte — teils um der Ausſicht willen, teils wirklich aus Verehrung für die heimiſche Backkunſt der alten Brigitt —, verbarg Hans mit der gewöhnlichen Vorſicht ſolcher Schwärmer ſeine Gedanken um ſo ſorgfältiger, je beſtimmter ſie ſich in ihm zur fixen Idee auswuchſen. Inzwiſchen hatte ſich auch in der Seele der alten Brigitt eine Wandlung vollzogen, ſie empfand es täglich ſchwerer, treppab, treppauf um die Dinge zu humpeln, die man im Altfrauenhaus zu ebener Erde haben konnte, und gab dem Neffen immer deutlicher zu verſtehen, daß er doch beſſer nicht zu ihr gezogen wäre. In ſolchem Widerſtreit ſchwärmeriſcher Abenteuerluſt und einer durch das Knurren des alten Weibleins noch verbitterten dienſtlichen Haft hatte es dann nur eines Zufalls bedurft, der juſt in dem Lieblingsbuch des Jünglings und ſomit auch in ſeinen Zukunftsträumen ſchon vorgedeutet war, um ſeiner Ueberlegung den letzten Stoß zu geben. Er fühlte ſein Gewiſſen in keiner Weiſe beſchwert, als er den Turm verließ; denn der Muhme geſchah ja doch nach ihrem Willen, und aus dem Dienſte der Stadt entband ihn ein höherer Dienſt, zu dem er ſich jetzt berufen glaubte.

Der Inbegriff dieſer Berufung war einfach und klar: irgend ein verlaſſenes, jedenfalls ſehr frommes und edles weibliches Weſen zu befreien, deſſen Würdigkeit ſchon aus

der geheimnisvollen Art erhellte, wie es ihm durch eine Taube die Botschaft zukommen ließ. Allerdings fand er, daß etwas weniger Geheimnis nichts geschadet hätte; denn die Richtung zu seiner Reise gab ihm weiter nichts als der Flug der Taube, die ungefähr aus der Gegend des Mechterhofs zu ihm genaht und auch wieder dorthin ins Blaue entschwunden war. Immerhin glaubte er aus der Botschaft auch zu wissen, wie der Ort hieß, wohin ihn die unbekannte Hilfsbedürftige als Retter berief, und es galt nur noch diesen Ort ausfindig zu machen und zu erreichen. Er ging dabei ganz sinnvoll und geschickt zuwege. Mit Hilfe eines Nürnberger Landkartenstichs, der das wertvollste Stück in dem litterarischen Nachlaß seines Vorgängers bildete, hatte er sogleich nach dem Taubenwunder sorgsam festgestellt, nach welchen Gegenden der Flug der Botin hinwies. Daß der Ort nicht in der Nähe lag, wußte er, denn die Namen sämtlicher Burgen und Weiler im Bereiche der Stadt kannte er ja pflichtlich; und wann hätte auch jemals ein junger Fant, der auf Abenteuer zog, den Endpunkt seiner Thaten in der Nähe gesucht?

Wenn es sich um die Erreichung eines besonders verrückten Zieles handelt, pflegen selbst dumme Leute in der Wahl und Benutzung der Mittel klüger und flinker zu sein als zu irgend einem vernünftigen Zwecke; und Hans Maybrunner war von Natur noch lange keiner von den Dümmsten. Es paßte ihm vorzüglich, als die fahrenden Spielleute, die er nach einigen Stunden Weges jenseits des Mechterhofes drüben im Kurfürstlichen getroffen, ihm anboten, an Stelle ihrer in die Stadt gezogenen Genossen bei ihnen einzuspringen. Die allgemeine Wegrichtung der Bande ging eben jenen Gegenden zu, denen auch Hans

zuſtrebte, einſtweilen bis zur Ahr; und das genügte ihm, um den unverhofft gebotenen Reiſeposten annehmbar zu finden. Ueber ſeine eigenen Beweggründe ſprach er ſich nur mit etlichen vorſichtigen und ausweichenden Worten aus, und die anderen drängten auch nicht mehr in ihn, da ſie von ſich ſelber wußten, daß ein kecker Geſell zuweilen ſeine beſonderen Gründe haben kann, den heimiſchen Gerichtsbezirk eilend zu verlaſſen. Uebrigens paßte er in ſeiner halb bäuerlichen, halb ſtadtknechtmäßigen Kleidung mit derben Lederſchuhen, ledernen Beinkleidern, Lederwams und flachem Filzhut vollkommen zu den fahrenden Spielleuten, und ſelbſt ſein kunſtreicher Rabe fand einen Kollegen in Geſtalt eines ſpaniſchen Aeffleins, das dem Poſauniſten der Bande gehörte und unterwegs meiſt in der Poſaune ſtak. Der Poſauniſt war ein kräftiger langer Burſch, nicht häßlich, aber ſeine Augen blickten mitunter überaus tückiſch, und beim Gehen zog er das linke Bein ein wenig nach, weshalb ihn ſeine Kameraden den latſchen oder lahmen Hieronymus nannten. Er war eigentlich der einzige, der dem neuen Bruder von vornherein nicht behagte. Sehr gut gefiel ihm dagegen der Führer, der die Schnabelflöte künſtlich und fein zu blaſen verſtand und mit ſeinem beſtimmten Weſen die Herrſchaft ſicher ausübte, obzwar er nur ein kleiner, graubärtiger Mann war. Seine Redeweiſe war von einem gutmütigen Spotte gewürzt, und wenn er ſprach, kam es zuweilen Hans vor, als ob er den Meiſter Baltzer noch hörte.

Mit dieſer Bande, die nach ihrem Führer den Namen der Zülpichsbrüder führte, zog Hans Maybrunner nun etliche Wochen herum, wobei allerdings die eigentliche Marſchrichtung ziemlich ſtark durch allerlei Haken- und

Seitenmärſche verlangſamt wurde. Städte und größere Flecken umgingen ſie ſorgfältig, denn dort drohten ihnen die meiſten Beläſtigungen, weniger von Gaſſenvögten und Amtmännern, als von ihren ſchlimmſten Widerſachern, den anſäſſigen, zunftmäßigen Stadtmuſikanten oder Kunſtpfeifern. Auf dem Lande aber waren ſie, wenn auch nicht als ehrlich erachtet, doch immer gern geſehene Gäſte, denen man gern eine Spende gönnte, zumal wenn der hübſche Horniſt einſammelte. Mit dieſem aber ging unter den tauſend Eindrücken eines luſtigen und freien Wanderlebens allmählich eine heilſame Wandlung vor. In den erſten Tagen hatte er unermüdlich mit großer Schlauheit umgehorcht, um den Weg nach dem Ziele ſeiner Sendung zu erfahren, ohne dieſe Sendung zu verraten. Denn er war ja in der Ueberzeugung ausgezogen, daß auf irgend einer Burg, benannt der heiße Stein, eine überaus ſchöne und tugendreiche Dame ſeiner warte, um ſich von ihm befreien zu laſſen und ihm mit hohen Gnaden zu lohnen. Wie dieſe Dame ausſah, wußte er natürlich nicht, in ſeinen Träumen nahm ſie ziemlich genau die Züge des Fräuleins Mechthildis Aare von Mechter an; denn dieſe Züge, obgleich er das Urbild kaum vom flüchtigen Anſehen in der Kirche kannte, waren ihm durch das Bildnis in Meiſter Baltzers Buch bekannt, und er hatte ſie dort genug bewundert zu einer Zeit, wo er ſo Schönes nur ſelten zu ſehen bekam. Aber dies Bild und die ganze ſchwärmeriſche Idee verblaßte wunderlich ſchnell, je weiter er in die Welt hineinzog. Nirgends ſchien ihm dieſe Welt einen Weg zu ſeinem vermeintlichen Ziele zu weiſen; dafür bot ſie unendlich viel Buntes und Schönes, das mächtig auf ſeine offenen Sinne wirkte und ihn mit einer ganz neuen Lebens-

luſt erfüllte. Er wurde läſſiger in ſeinem Nachforſchen, gab es allmählich ganz auf, und nach etlichen Wochen hatte er ſich darein gefunden, das „Taubenwunder“ ſelbſt nicht eben aufzugeben, doch umzudeuten: es erſchien ihm jetzt als eine Art dankenswerter Kriegsliſt des lieben Gottes, die weiter nichts bezweckte, als ihn aus ſeiner dumpfen Wächterſtube in die ſchöne freie Welt hinauszulocken, wo ſich denn gewiß auch noch über kurz oder lang Gelegenheit bot, Bedrängten zu helfen — wenn auch keinem Burgfräulein.

Inzwiſchen war er nicht gewillt, dieſe ſchöne Welt immer mit den Zülpichsbrüdern zu durchkreuzen. Ein Zufall trennte ihn von der Bande, indem er ihm zugleich das urſprüngliche Ziel ſeiner Ausfahrt unverſehens enthüllte. Es war abends in einem Wirtshaus an der Ahr, die meiſten hatten ſich in dem ungewohnten ſchweren Rotwein einen ziemlichen Rauſch getrunken, lärmten oder weinten je nach Veranlagung. Der latſche Hieronymus aber lehnte in einer Ecke neben ſeinem gleichfalls betrunkenen Aeffchen und ſpottete mit lallender Zunge über die Kerle, die nichts vertragen könnten. Da ſollten ſie erſt einmal nach Bacharach kommen und den Wein vom heißen Stein trinken!

Bei dieſen Worten ſchlug Hans das Herz höher. „Ihr ſeid wohl ſehr bekannt auf dem heißen Stein?“ fragte er möglichſt unbefangen.

Der latſche Hieronymus fuhr zuſammen, ſah den jungen Horniſten giftig an und ſchrie: „Was wißt Ihr davon, he?“ Der Rauſch war bei ihm plötzlich aus dem Renommieren ins Krakeelen umgeſchlagen, er rückte Hans mit ungewiſſen Schritten auf den Leib und beteuerte laut,

daß er dem Kerl das Genick brechen werde. Die anderen wollten dazwiſchen treten, aber der Rabe kam ihnen zuvor, indem er dem Angreifer ins Geſicht fuhr und die Naſe mit einem geſchickten Schnabelgriff erheblich zwickte. Alsdann zog er ſich mit zufriedenem Krächzen auf die Stuhllehne ſeines Herrn zurück. Der latſche Hieronymus wurde darauf von den anderen mit ſeinem Affen in einen leeren Gänſeſtall geſperrt, um Rauſch und Streit auszuſchlafen, Hans aber begehrte nunmehr Urlaub, da es doch immer Unfriede zwiſchen ihm und dem Poſauner ſetzen werde; auch habe er ſich ja nur bis in dieſe Gegend verpflichtet. Man entließ ihn ungern, aber freundlich, und früh am anderen Morgen zog er ab, um nun ernſtlich dem heißen Steine zuzuſtreben, wenngleich er an ſeine Sendung dorthin im früheren Sinne kaum mehr glaubte.

Aus mancherlei Gründen verſchmähte Hans die bequemere Straße, die den Fluß abwärts zum Rheine führte und dort in die große Schlagader des Stromlandes einmündete. Vielmehr zog er quer durch das ſtillere Gebirgsland zwiſchen Ahr und Moſel, wo ſich ihm in manchem Dorfe Gelegenheit bot, durch ſeine Muſik und die Kunſtſtücke, die er ſeinem Raben beigebracht, ein hübſches Zehrgeld zu verdienen; vor den Ueberfällen der „Waldbrüder“ aber, die in dieſer Gegend noch zahlreicher waren, als die vielen kurtrieriſchen Galgen, an denen ſie hätten hängen ſollen, ſchützte ihn der allgemeine Freipaß derer, die ſelbſt nichts haben.

Und ſo hatte Hans nun, dem Erlebten fröhlich nachſinnend, am ſchönſten Sonntagabend die Moſel erreicht, und eine halbe Stunde ſpäter trug ihn ein Kahn flußabwärts nach einem Dorfe auf der anderen Seite, von

wo die Straße bergeinwärts nach Boppard führt. Eine luſtige Geſellſchaft teilte mit ihm den Kahn, Burſchen und Mädchen, die ein örtliches Kirchenfeſt mit Tanz, Trunk und Jahrmarktstrubel zu jenem Dorfe hinüberlockte. Trotz ſeiner langen Tagereiſe verſagte Hans es ſich nicht, in dem bunten Treiben herumzuſchlendern, bis er ſchließlich vor einem Wirtshaus Anker warf, gegenüber einem alten Winzer, der dem beſcheidenen Fremdling freundlich einen Sitz neben ſeiner Tochter einräumte.

Es ſaß aber ein unholder Gaſt unfern des Tiſches, an dem Hans mit der hübſchen Winzerin ſo traulich anſtieß, als ob er ſeine unbekannte Edeldame und die Taubenpoſt völlig vergeſſen hätte. Dem Ausſehen nach war es ein entlaſſener Kriegsknecht, ein gewaltig großer, breitſchulteriger und ſchwarzbärtiger Kerl mit einem ſchwarzen Pflaſter auf dem einen Auge, in ungeheuren geſchlitzten Pluderhoſen, wie ſie derzeit nur noch beſonders altmodiſch oder beſonders renommiſtiſch angelegte Kriegsleute trugen. Der Kerl hatte ſich während des Abends ſchon verſchiedenemal läſtig gemacht, bis ihm der Wirt zuletzt weiteren Trunk verweigerte. Dieſe Maßregel hatte ihn in eine überaus gereizte Stimmung gebracht, und als nun Hans Maybrunners Rabe, wahrſcheinlich in der Abſicht, an der allgemeinen Fröhlichkeit nach ſeinen beſchränkten Mitteln teilzunehmen, ihm ein krächzendes „Rab, Rab, alterr Kamradd!“ hinüberrief, zog er ſein Meſſer und näherte ſich der friedlichen Gruppe mit der Erklärung: „Dem Vieh ſchneid' ich den Hals ab, und das feine Knäblein da ſoll auch dran glauben, ſo wahr ich Matz Puſterwald heiße!“ Es war aber, als ob etliche kräftige Winzerburſchen nur auf dieſe Herausforderung

gewartet hätten, so unverzüglich hatten sie den Mann mit den Pluderhosen auf den Boden gestreckt und begannen nun auf die Rückseite des Schreienden loszuhauen, als ob es der beste Weinbergsboden wäre.

Eine ziemliche Menge versammelte sich um sie und verfolgte die Strafvollziehung mit sachverständigen Blicken, bereit, im richtigen Augenblick ihr „Genug" zu sprechen, einstweilen aber noch aufmunternd. Plötzlich aber drängte sich durch die Menge ein langer, hagerer Mann in Pilgertracht, mit Stab und Muschelhut. „Haltet inne," jammerte er, „o was sehe ich, mein unglücklicher Bruder, muß ich dich so wiederfinden! Denkt euch, ihr guten Christen, acht Tage habe ich ihn in Koblenz vergeblich zu unserer Pilgerfahrt erwartet, und nun treffe ich ihn hier noch in seinem alten Sündenkleid und sozusagen betrunken!" Alsdann faßte er den Geprügelten, der sich unterdes mit vielem Aechzen erhoben hatte, und leitete ihn aus der Menge weg, um ihn, wie er versicherte, an einem stillen Orte gründlich zu vermahnen und sogleich die Pilgerfahrt mit ihm fortzusetzen.

Die Winzer brummten noch einiges über die herumstrolchenden Kriegsgurgeln; übrigens sei es mit den fahrenden Pilgern auch ein zweifelhaftes Ding, der Rock mache noch keinen Pilger, und unter jedem zweiten Muschelhut stecke ein Tagedieb. Hans Maybrunners Stern aber war durch den Vorfall noch gestiegen, man behandelte ihn wie einen alten Bekannten und Landsmann, und sein Rabe genoß die zärtlichste Fürsorge der hübschen Mädchen, die wohl wußten, wie dankbar ein Mann für freundliche Behandlung seines Haustiers ist.

Achtes Kapitel.

Als Hans am folgenden Morgen in einer sauberen Wirtskammer erwachte, tauchten erst allmählich in ihm eine ganze Reihe anmutiger Erinnerungen vom gestrigen Abend auf. Er erinnerte sich sogar verschiedener weiblicher Versuche, ihn in die Kunst des Tanzens einzuweihen. Der Ausgang des Abends aber verlief sich in eine undurchsichtige Wolke angenehmen Weindunstes.

Es war ihm, als hätte er sich noch nie so fröhlich und zu allem Lustigen aufgelegt gefühlt. „Der Alte gestern abend hatte recht," dachte er, „im Weinland bekommt der Wein doch ganz anders!" Der freundlichen Wirtin, die ihm zum Abschied statt des Kerbholzes noch eine wohlgefüllte thönerne Flasche am Riemen überreichte, hätte er am liebsten einen Kuß gegeben, welcher Einfall ihm bei seiner leiblichen Muhme Brigitt nie gekommen war. Als er dann die Uferberge erklommen und unter schattigen Wipfeln hinschritt, war es ihm, als ob in diesem gesegneten Lande immerfort so morgens wie abends Kirmes wäre, nur daß statt der Dorfgeiger vom vergangenen Abend hier die kleinen Waldvögel musizierten und statt der lustigen Winzermädchen Eidechsen und Schmetterlinge über den glatten Moosboden huschten und flogen. Er wurde so übermütig, stimmte bald mit einem frischen Liede in die Weisen der Vögel ein, bald sprang er über einen Waldquell ganz ohne Not hin und her, winkte mit seiner Flasche nach einer durch die Lichtungen von hohem Berggipfel herniederdrohenden Burg herüber und trieb solcher Streiche mehr, daß es dem ernsten Raben ganz unheim-

lich zu Mute wurde. So wunderlich wirkten die Geister des Moselweins in Hans Maybrunners Seele nach, vielleicht that auch die Erinnerung an seine schmucken Tanzmeisterinnen noch ein übriges dazu. Allgemach aber, wie die lautesten Stimmen des Waldes verstummten und mit den heißeren Strahlen der Sonne die große Stille sich über das grüngoldige Dämmerreich zu breiten begann, wurde ihm ernster und frömmer zu Mute. Es fielen ihm allerlei Reden seines Vaters ein von der Waldfeier, die der liebe Gott selber hält, wenn er im Schweigen der wachsenden Mittagsstille durch seinen grünen Tempel geht, seine Werke beschaut und findet, daß sie gut sind; seine Seele schwoll von Andacht, wie sie vorher in eitel Lustigkeit gesprüht hatte, und als er, schon näher am Ziele denn am Ausgang seiner Wanderung, an einem Kreuzweg eine kleine Kapelle fand, trat er hinein, um sich in heißem, wortlosem Gebete dem Herrn des Waldes und der Welt anzuempfehlen.

Es war eine ganz winzige, alte Waldkapelle, mit einem dürftigen, von verwelkten Kränzen halb umhüllten Bilde des heiligen Hubertus; statt einer Thüre schloß nur ein blütenübersäter Wildrosenstrauch das Gotteshäuschen von der Hauptstraße ab, und das Murmeln eines Bächleins klang von der Seite des anderen, in eine Schlucht hinabführenden Weges aus der Tiefe durch ein zerbrochenes Fensterchen herauf. Eben aber, als Hans wieder hinaustreten wollte, mischte sich in das Murmeln der Klang von Fußtritten und groben Mannesstimmen, und als er vorsichtig durch das Fensterchen lugte, erkannte er zu seinem großen Erstaunen den pluderhosigen Matz und dessen bußfertigen Freund, der aber sehr in Widerspruch

zu ſeiner Pilgertracht jetzt ein roſtiges kurzes Reitergewehr, einen ſogenannten Dragon, trug.

Die beiden waren ſo nahe an die Kapelle getreten, daß Hans jedes ihrer Worte verſtehen konnte.

„'s iſt noch zu früh alleweil," ſagte der Pilgersmann, nachdem er eine Weile die Hauptſtraße hinabgeäugt. „Du aber auch mit deiner Ungeduld! Das kommt alles von deinem unſinnigen Geſöff. Gerade wie die Geſchichte geſtern abend. Wenn ich dich geſtern nicht herausgeholt hätte, ſo hätten dich die Knollfinken von Bauern totgeſchlagen."

„Halb haben ſie's ſchon," brummte der dicke Matz und rieb ſich unter dem Rücken. „Den Kerl, den mit ſeinem Galgenvogel, der die Geſchichte angeſtiftet hat, — wenn ich den in die Finger kriege, der hat ſein letztes Sprüchlein geſprochen."

Hans überlief es kalt bei dieſen Worten, denn er verſtand wohl, wen der greuliche Landſtreicher mit ſeiner Drohung meinte; und dabei lehnte ſich der Unhold ſo nahe an die Mauer, daß Hans die Spitze ſeiner langen Meſſerſcheide zwiſchen den Roſen dicht vor ſich ſah. Feſt preßte er den Kopf des Raben in die Falten ſeines Rockes, damit ihn der Vogel nicht durch einen Ausbruch ſeiner Redſeligkeit verrate.

„Wart, bis du ihn kriegſt," antwortete der Pilger gleichgültig. „Heut gibt's was Beſſeres. Der reiche Holländer hat mehr Geld bei ſich, als ſonſt in einem halben Jahre von Boppard durch den Wald geht. Und dann haben wir noch das leckere Töchterchen zum Zuſpitz."

„Sag mal, langer Pilger, iſt denn auch dem Maus-

kopf zu trauen, daß er uns die beiden ſicher abliefert?“ fragte der andere.

„Potz Daus, das will ich meinen,“ erwiderte der Lange. „Da verlaß dich nur drauf. Meinſt du, der Mauskopf hätt' umſonſt dieſe acht Tage drunten in Boppard den Frommen geſpielt, bis ſie ihm die Kutſche anvertrauten? Nein, alles was recht iſt. Ordentliche Kerls müſſen ein Zutrauen zu einander haben. Ehrlich Wort und ehrlich geteilt, wenn er uns das Pärchen da unten in die Schlucht kutſchiert hat. Und dann aber auseinander! Der Mauskopf muß mit den Pferden ins Pfälziſche 'rüber.“

„Ich mach', daß ich ins Kölniſche nach Rhens komme.“

„Und ich pilgere ruhig weiter nach Trier,“ ſchloß der „lange Pilger“, während ſie wieder vorſichtig den Schluchtweg hinabſchritten. „Kerls wie ihr müſſen Angſt haben, hinter meinem Rock hier ſucht kein Amtmann den Teufel. — Uebrigens, einen Tag währt's immer, bis ſie die zwei hier finden.“

Die letzten Worte klangen bereits nur noch undeutlich herauf. Hans wartete noch eine Weile, dann ſchlich er ſich vorſichtig wie ein Wieſel, aber mit zitternden Gliedern, auf die Landſtraße und kroch ſo noch eine Strecke fort. Alsdann aber erhob er ſich und ſchritt, ſo ſchnell er konnte, fürbaß auf Boppard zu, während der Rabe ihn aufgeregt umflatterte.

Nach einer halben Stunde Wegs ſah er in der Ferne eine ſchwerfällige Kutſche herankommen, von zwei kräftigen Gäulen gezogen. Er ſtellte ſich ſeitab und wartete.

In der Kutſche ſaß ein älterer Mann in bequemer dunkler Tracht mit breitem Spitzenkragen; ſeine Züge

waren ſehr verwittert, Schnurr- und Knebelbart ganz ergraut. Neben ihm lehnte ein junges Mädchen, trotz der Wärme in einen großen Mantel gehüllt, aus dem faſt nur ein Teil ihres Geſichtes hervorlugte.

Weit aufmerkſamer als dieſe beiden faßte Hans den Kutſcher ins Auge. Es war ein mittelgroßer, ſpitzknochiger Geſell mit langen roten Haaren und einer merkwürdig langen ſpitzen Naſe. Hans bemerkte mit vieler Freude, daß er keine andere Waffe als ſeine Peitſche führte. Dann winkte er dem Rothaarigen geheimnisvoll, trat an den Wagenſchlag und fragte höflich: „Um Vergebung, Herr, ſeid Ihr der reiche Holländer?“

Der Herr ſah ihn überraſcht an. „Wenn Ihr der reiche Holländer ſeid, der aus Boppard, ſo hab' ich Eurem Kutſcher da was zu beſtellen,“ fuhr Hans fort.

Der Kutſcher hatte die Pferde zum Stehen gebracht und wandte ſich um.

„Es iſt mein Vetter, Mynheer,“ rief er und zwinkerte Hans verſtändnisvoll zu. „Er wird mir etwas zu beſtellen haben von wegen der Herberge für Euch.“

Damit war er abgeſtiegen und näherte ſich Hans, der ein paar Schritte zurückgetreten war. Im nächſten Augenblicke aber hatte ihn Hans von hinten am Kragen gefaßt, niedergeworfen und kniete nun mit vieler Kraft auf ihm herum.

Der Herr im Wagen hatte ein Piſtol hervorgeholt und zielte auf Hans. „Schießt nicht,“ ſchrie dieſer, „es iſt ein Räuber, er wollte Euch den Räubern zuführen,“ und während der Herr die entſetzt aufſchreiende und ſich an ihn feſtklammernde Dame mit etlichen Worten beruhigte und aus dem Wagen kletterte, mühte er ſich mit aller

Kraft, den Kutſcher unter ſich zu halten. Bei dem Ringen ging mit dieſem plötzlich eine Veränderung vor, der unmäßig lange rote Skalp fiel ab und ein Schädel voll kurz geſchorener, ſtruppiger Borſten zeigte ſich.

„O ſo!“ ſagte der Holländer ſehr gelaſſen. Er ſchien kein Mann von vielen Worten zu ſein, aber ſehr thatkräftig. Nach einer Minute hatte er bereits mit Hans Maybrunners Hilfe den verdächtigen Mann geknebelt, mit ſeiner eigenen Peitſchenſchnur kunſtvoll gebunden und viſitiert, wobei außer einem breiten Meſſer auch ein ellenlanger dicker Strick zum Vorſchein kam. Mit dieſem wurde der Kerl in das ſogenannte Schiff unter dem Wagen gebunden. „So, damit wären wir fertig,“ ſagte der Holländer. „Könnt Ihr kutſchieren? Nicht? Na, ich auch nicht, wenigſtens nicht vom Bocke aus. Dann müſſen wir's ſo verſuchen.“

Mit einiger Mühe gelang es ihnen, die Pferde, die glücklicherweiſe vom kälteſten Schlage waren, zum Umdrehen zu bringen, worauf ſie als Fuhrleute neben dem langſam fahrenden Wagen herſchritten. Der Rabe ſaß unterdes in der Kutſche bei dem ſchönen Fräulein. Er hatte ihr die Perücke des falſchen Kutſchers im Schnabel gebracht, und wenn ſie es auch verſchmähte, dieſe ſonderbare Huldigungsgabe anzurühren, ſo verſöhnte ſie den Ueberbringer doch durch freundliches Krauen, — und durch die Blicke heißen Dankes, die ſie aus ihren großen ſchwarzen Augen ſeinem Herrn zuſandte. Hans hatte noch nie ſo ſeltſame mandelförmige, ſchwarze Augen geſehen, auch die Farbe des ſchönen Geſichtes war anders, als er es bis dahin an irgend einer chriſtlichen Frau oder Jungfrau bemerkt hatte.

„So," ſagte der holländiſche Herr, „das Schiff wäre im richtigen Fahrwaſſer, alles richtig verſtaut, nun legt mal los, wie ſich das eigentlich verhält?"

Neuntes Kapitel.

Hans erzählte, und der holländiſche Herr hörte ſchweigend zu. Nur zuweilen maß er mit einem ſchnellen, ſcharfen Blicke die Züge des Erzählers, als ob er an ihnen die Zuverläſſigkeit des Berichts ableſen wollte. Hans ertrug dieſe prüfenden Blicke ſehr ruhig, und der alte Herr ſchien mit dem Ergebnis zufrieden zu ſein.

„Warum rieft Ihr denn erſt den Kerl da vom Bock, anſtatt uns gleich zu warnen?" fragte er endlich.

„Damit er uns nicht entrinnen oder gar beim erſten Wort mit Euch und dem Wagen weiterjagen könnte," antwortete Hans.

Der Holländer nickte befriedigt. „Das iſt gut ſo. Ihr bedenkt Eure Sache vorher. — Nun, Ihr habt mit dem Willen des Höchſten meiner Tochter und mir einen großen Dienſt gethan. Dafür bin ich in Eurer Schuld und will's nicht vergeſſen." Er faßte die Hand des Retters und ſchüttelte ſie herzhaft. Hans war faſt verwundert, da ihm das, was er gethan, eigentlich als ſelbſtverſtändlich und keines großen Lohnes bedürftig erſchien. Mehr noch verwirrte ihn der Dank, den ihm nun auch das ſchöne Fräulein mit vielen, haſtig geſtammelten Worten ausdrückte.

„Wer seid Ihr denn aber, wie heißt Ihr, und wohin zieht Ihr in so wunderlichem Geleit?“ fragte der Herr, auf den Raben deutend, der jetzt auf dem Handschuh seiner neuen Freundin saß.

Hans überlegte einen Augenblick, dann erwiderte er: „Hans Maybrunner heiß' ich, war vordem ein Türmer und ziehe nach Bacharach in — in besonderen Geschäften. Seid Ihr bekannt auf dem heißen Stein, Herr?“

Der Holländer sah ihn mit einem seltsamen Lächeln an. „Ich denke wohl, daß ich es bin,“ erwiderte er langsam; „aber was wollt Ihr auf dem heißen Stein, Hans Maybrunner?“

„Herr,“ stotterte Hans, „ich — man — man braucht mich dort.“

„So!“ versetzte der Herr noch immer lächelnd. „Nun, ich sehe wohl, daß ich nicht weiter in Euch dringen soll. Auf den Weg will ich Euch gleichwohl dorthin helfen. Aber zuerst müssen wir den Kerl da an den kurfürstlichen Statthalter oder, wie sie's hier heißen, Amtmann in Boppard abliefern und Euer Zeugnis niederlegen. — Erschreckt nicht,“ fuhr er fort, da er sah, wie sich Hans bei der Aussicht auf ein polizeiliches Verhör verfärbte, „wir sind beide Fremdlinge in diesen Grenzen, und es ist mir so lieb wie Euch, wenn ich die Geschichte abkürzen kann, indem ich mich für Euch verbürge. — Ich denke, das kann ich jetzt, Hans Maybrunner,“ setzte er mit freundlichem Lächeln hinzu.

Unterdes waren sie an einer Wegkreuzung angelangt, wo der Wald sich lichtete. Zwischen dem Buchengrün schimmerten vom Ausgange des breiten, wohlgepflegten Querwegs, über Obstgärten und Rosenhecken, die weißen

Mauern und Türme eines weitläufigen schloßartigen Baues herüber. Der Holländer winkte etlichen Wegarbeitern, die neugierig grüßend von ferne standen, und übergab ihnen mit einigen Worten den Gefangenen; Hans merkte an dem Benehmen dieser Leute, daß sein neuer Bekannter, wenn auch ein Fremder, hier in großem Ansehen stand. „Das ist das Benediktinerinnenstift Marienberg," erklärte ihm der Holländer. „Sie nennen es das hohe Kloster, wegen seines Reichtums und weil alle die katholischen Prinzessinnen vom Rheine hier erzogen werden, auch viele von ihnen hier als Chordamen bleiben. Ich höre eben, daß der Amtmann heute im Stifte zu Besuch weilt, und wie mir scheint, sehe ich ihn da hinten schon neben dem Wagen der Aebtissin reiten. Das spart uns Weg und Zeit."

Auf dem breiten, kiesbestreuten Wege näherte sich ein glänzender Zug langsam der Waldecke: drei schönbespannte Staatskarossen, besetzt von Damen in vornehmem Ordenskleide, geleitet von einer Schar berittener Diener und Kavaliere. In dem vordersten Wagen saß eine ältere, streng blickende Dame mit funkelndem Kreuz auf der Brust, einer etwas bescheidener gekleideten Gefährtin gegenüber; neben dem Wagenschlag ritt ein ziemlich junger Herr in prunkvoller Galakleidung, die zahlreichen goldenen Quasten und Knöpfe an seinem seidenen Mantel, die breite gestickte Feldbinde und die Agraffen seiner Hutfedern funkelten fast noch anspruchsvoller als das goldene Kreuz auf dem dunklen Mantel seiner Dame.

„Das ist die hochwürdigste Frau Aebtissin Amalia," erklärte der Holländer leise, „und der neben ihr reitet ist der gestrenge Herr Amtmann zu Boppard, Junker Da-

mian von der Leyen; nun paßt auf und macht mir keine Dummheiten."

Unterdes hatte der geſtrenge Herr ſich umſtändlich von den Damen verabſchiedet und trabte nun mit einigen von ſeinem Gefolge näher, während die ſtiftlichen Wagen langſam weiterfuhren. „Quel accident! Ihr macht uns neugierig. Kommt Ihr ſchon wieder von Eurer Moſelfahrt zurück, und in ſolchem Geleite, Mynheer Adriaan van Teſſel?" rief er höflich beſorgt. „Ich will nicht hoffen, daß Euch oder dem werten Fräulein ein Unfall in unſerem Bezirke widerfahren ſei!"

„Es iſt noch Gott ſei Dank gut abgelaufen, Euer Gnaden," antwortete der Holländer, „weil dieſer junge Mann hier, mein Bote Hans Wächterlein, der mit einer geſchäftlichen Botſchaft an einen meiner Geſchäftsfreunde in Bacharach von der Moſel unterwegs war, uns zur rechten Zeit Warnung und Beiſtand gab. Sonſt wäre es uns übel ergangen." Dann berichtete er dem Amtmann, der von ſeinem Pferde geſtiegen war und faſt ängſtlich zuhörte, mit kurzen Worten ſein Erlebnis und ließ auch Hans wiederholen, was er von den beiden Wegelagerern und ihrem Geſpräch wußte.

Der Amtmann quittierte zunächſt mit wortreichen Aeußerungen ſeines Bedauerns und verſicherte ſich in beſonders zierlichen Wendungen, ob auch dem Befinden des Fräuleins dies erſchreckliche Abenteuer nichts geſchadet habe. Sogar für Hans fielen einige lobende Worte mit ab. „Ja, es iſt ein zuverläſſiger junger Mann," beſtätigte der Holländer. Offenbar aber war es dem vornehmen Amtmann bei alledem nicht recht geheuer.

„Und was gedenkt Ihr nun in der Sache zu thun,

insonders verehrter Herr?“ fragte er schließlich sehr zuvorkommend.

„Nun, Euer Gnaden,“ meinte Mynheer van Tessel, „es wäre mir lieb, wenn wir's einfach und ohne die bürgerlichen Ortsgerichte machen könnten. Den Kerl habt Ihr ja, unser Zeugnis auch, wir können es ja nachher zu einer Euch gelegeneren Stunde zu Protokoll geben, und ich möchte für mein Teil die Gerichte nicht weiter angehen, da ich eilig bin und auch den Hans Wächterlein gerne bald mit Briefen von mir weiter rheinaufwärts reisen sähe.“

Das Antlitz des Vertreters Seiner kurfürstlichen Durchlaucht verklärte sich bei diesen Worten zusehends. „Ganz Eurer Meinung!“ rief er. „Ihr seid nicht bloß ein großer Kaufherr, Mynheer van Tessel, sondern auch ein weiser Mann, der sich in der Welt ausweiß. Natürlich werde ich sogleich eine Streife nach den Schnapphähnen abordnen, und wenn sie noch dort am Sankt Hubertushäuschen hocken, so werden meine Landreiter sie schon kriegen. Andernfalls freilich, wenn sie schon ins Pfälzische hinübergewechselt haben, oder auf Rhens zu in Seiner kölnischen Durchlaucht Gebiet, dann müssen wir erst schriftlich verhandeln. Aber wir fassen sie dann wohl ein andermal. Hingegen, wenn sich die Dickköpfe da unten, die Bopparder Schöffen, darein mischen, so gibt es ein Geschreibe bis zum Kurfürsten hinauf und eitel Belästigung für Euch — und auch für das kurfürstliche Amt. Sie sind immer dabei, wenn es gilt, uns und unserer Fürsorge für die Sicherheit in ihrem sogenannten Stadtwalde etwas nachzureden. — Kommt nur heute nachmittag um die vierte Stunde zu mir unten auf die

Burg, wir nehmen ein Protokoll auf, ich werde ſorgen, daß der Kerl bis dahin alles geſtanden hat, was wir brauchen, um ihn kraft unſerer Vollmacht hängen zu laſſen, und dann iſt der Fall erledigt. Kann ich Euch ſonſt dienen, — wollt Ihr eine Schutzwache durch den Wald —"

„Vielen Dank, Euer Gnaden," erwiderte Mynheer van Teſſel höflich. „Ich denke, daß ich heute noch zu Schiff rheinab bis Koblenz fahre, unſere Diener haben wir ſchon vorauf dorthin geſandt. Ich wollte meiner Tochter ein Stück Moſelland zeigen, aber das kann ich auch von Koblenz aus flußaufwärts. Aber wenn Ihr mir einen Paß für meinen Boten hier —"

„Sollt Ihr haben, Mynheer, natürlich; heute nachmittag kann er ihn mitnehmen. Bis dahin lebt wohl, ich muß der hochgeborenen Frau Aebtiſſin nach, — Damendienſt, Damendienſt! Tout pour Dieu et les dames, — nicht wahr, mein liebwertes Fräulein? Aber wirklich ganz hergeſtellt von dem Schrecken? Ach, ich wäre untröſtlich, wenn es nicht ſo wäre! — Alſo auf Wiederſehen, — Euer Diener, Fräulein Renata. — Sorgt, Vetter, daß der Kerl krumm geſchloſſen wird, — vielleicht helft Ihr ihm auch ſchon zu einigem Geſtändnis!"

Die letzten Worte rief der Amtmann von Boppard ſchon vom Sattel aus einem ſeiner Kavaliere zu; dann ſprengte er mit bewundernswerter Eleganz dem Wagenzug nach, während der Angeredete den Verbrecher von einigen Knechten binden ließ und auf einem Seitenwege nach der am Strome oberhalb der Stadt gelegenen Burg geleitete. Mynheer van Teſſel blickte dem Zuge der Reiter und Wagen mit ſeinem gewohnten Lächeln nach, dann wandte er ſich zu Hans und ſagte: „Nun, Hans Wächter-

lein, wie Ihr jetzt einſtweilen heißen müßt, ich würde Euch gern im Wagen mitnehmen, aber Ihr habt mit Euren offenen Ohren wohl vernommen, daß der Herr dort" — er winkte mit der Schulter hinter dem Amtmann her — „alles Aufſehen vermeiden will. Ihr werdet Euch deshalb auch noch einigen äußeren Aenderungen unterwerfen müſſen; ich beſorge das. Einſtweilen folgt uns langſam nach, beim Wirte ‚Zum Schwanen', unter der Burg am Rhein, werdet Ihr Euer Quartier bereit finden. Für Euren Einlaß am Stadtthore ſorge ich, nennt nur meinen Namen. Ihr kennt ihn doch?"

„Jawohl, Mynheer van Teſſel," antwortete Hans völlig verblüfft. Der Wagen des Holländers war ſchon lange verſchwunden, als der neugetaufte Hans Wächterlein noch auf demſelben Flecke ſtand und mit den Erlebniſſen dieſer Stunde rang; und erſt als er ſich endlich anſchickte, dem Wagen zu folgen, bemerkte er, daß ſein Rabe fehlte. Der hatte ſich einfach von der ſchönen Dame im Wagen entführen laſſen.

Die Wache unter dem alten baufälligen Thor ließ Hans auf den Namen Mynheers van Teſſel mit einem brummigen „Weiß ſchon!" paſſieren. Schwieriger war es ihm, ſich in der Stadt ſelbſt zurechtzufinden; denn die Straßen waren zumeiſt nur krumme und überaus enge Durchgänge zwiſchen den größtenteils aus Holz und Fachwerk gebauten, mit allerlei verräucherten Schnitzereien und hohen Spitzgiebeln geſchmückten Häuſern, dazu waren die oberen Stockwerke vielfach noch in die Gaſſe vorgebaut, alſo daß man ohne Gefahr, zu fallen oder ein erhebliches Streifchen Himmel zu ſehen, aus einem Speicher auf den anderen quer über die Straße ſteigen konnte. Auf den

Gassen selbst lag vieles, was nicht dahin gehörte, und dazwischen tummelten sich Kinder, Hunde, Hühner und sogar etliche schnurrende Schweinchen mit mehr Behagen als Rücksicht auf den Wanderer umher.

Ein ganz anderes Bild that sich urplötzlich vor Hans auf, als er sich endlich durch die dumpfigen Gassen zum Rheinstapel hingefragt hatte. Da lag wieder vor ihm im blendenden Mittagsscheine der Rhein, von grünen, burggekrönten Bergen ringsum fast wie ein See umschlossen, belebt von Nachen mit weißgrauen Segeln und blitzenden Rudern. Ueber das Steinufer des schmalen Stapelplatzes ragten die Masten mehrerer großer Frachtschiffe auf, die hier anlegen mußten, die abwärts fahrenden, um den Durchgangszoll zu entrichten, die zu Berg fahrenden, um die Zugpferde zu wechseln; der Platz wimmelte von Menschen, das Wiehern und Stampfen der Pferde vermischte sich mit dem Geschrei der Schiffsführer, die sich mit den kurfürstlichen Zöllnern über die Höhe des Zolles herumstritten und beteuerten, die Hessischen in St. Goar, die Pfälzer in Caub hätten ihnen nicht halb so viel abverlangt. Dazwischen klangen die rauhen Trinklieder rastender Halfterknechte. Ueber dem ganzen Gewirre von feilschenden, lärmenden und teils betrunkenen Männern ragte stolz und drohend die kurfürstliche Burg auf, mit vier starken Ecktürmen und tiefem Wassergraben, über dem aus den Mauerluken die unheimlichen Mäuler der Kanonen erschrecklich hervorgähnten.

Unterhalb der Burg lag ein friedlicheres Haus, über dessen Thor sich ein hölzerner, weiß angestrichener Vogel mit unglaublich langem Halse wiegte. Als Hans sich, ganz verwirrt von all dem Lärm, diesem Hause zuwandte,

ſah er Mynheer van Teſſel neben dem dicken Wirte winkend im Thorweg ſtehen.

„Das iſt Hans Wächterlein, Herr Wirt,“ ſagte der Holländer; „zeiget ihm ſein Loſament und gebt ihm, was er braucht, er wird alsdann mit meiner Tochter und mir in der Roſenſtube oben ſpeiſen. Und im übrigen — keine Entſchuldigungen mehr! Die Geſchichte iſt ja gottlob gut abgelaufen, und Ihr werdet künftig vorſichtiger in der Annahme neuer Knechte ſein.“

Damit wandte er ſich ab und ſtieg die Treppe hinauf. Der Wirt murmelte noch etliches ſehr verlegen und kleinlaut hinter ihm her, alsdann geleitete er Hans mit einer Höflichkeit, die dieſem beinahe unheimlich vorkam, auf ein dieſer Höflichkeit entſprechendes, erſtaunlich nett ausgeſtattetes Zimmer.

„Dies iſt Euer Loſament, lieber, junger, wertgeſchätzter Freund,“ ſagte er. „Es iſt das beſte, was ich nach denen von Eurem Herrn und dero Fräulein Tochter habe. Gefällt es Euch?“

„Es iſt ein ganz gutes Zimmer,“ erwiderte Hans, der allmählich in die Diplomatie hereinwuchs und ſich vornahm, über nichts mehr verwundert zu erſcheinen.

„Das iſt es,“ beſtätigte der Wirt beſcheiden, „und ich darf ſagen, es haben ſchon vornehme Leute darin logiert. Erſt vorigen Herbſt, zu Martini, hat ſich der hochgeborene Herr Rheingraf in Perſon in dieſem Zimmer recht chriſtlich betrunken. Aber für Euch, hochgeſchätzter, inſonders lieber Freund, iſt mir ja gewiß nichts zu ſchade. Ihr habt mir ja nicht bloß meine zwei guten Gäule und den Wagen, ſondern durch nebſtbei ſtatthabende Errettung des Herrn und des gnädigen Fräuleins auch den guten

Ruf meines Hauſes ſozuſagen bewahrt! Und nicht wahr," ſetzte er vertraulich hinzu, „Ihr leget ein gutes Wort für mich ein bei Mynheer und laſſet die Geſchichte nicht weiter verlauten? Es ſoll Euer Schade nicht ſein! — Ach Gott, es iſt ſchon ſchwer genug für mich! Die hohe Frau vom Marienberg droben weiß ja doch ſchon um die Geſchichte, was ſoll die dazu ſagen, daß ihr durch meine Unvorſichtigkeit ein Mann wie Mynheer Adriaan van Teſſel beinahe verloren ging, der dem Stift erſt voriges Jahr zu Martini wieder fünfundvierzig Fuder abgekauft hat, und alles mit guten Wechſeln auf Frankfurt glatt bezahlt!"

„Was iſt das für ein Packen auf dem Bette?" fragte Hans, um dem verwirrten Gerede des Dicken eine Ende zu ſetzen.

„Das habe ich für Euch hingelegt, wie Mynheer befahl. Ich hoffe, Ihr werdet zufrieden ſein, — noch ganz neu, mein Bruder, der Schneider, hat es für den Stiftsjäger gemacht, aber der Kerl zahlt ja doch nie. Und Ihr habt juſt dieſelbe Statur, die Heiligen haben es ſichtlich ſo gefügt."

Als der Dicke ſich nach vielen Komplimenten entfernt hatte, unterſuchte Hans den Packen, der auf dem ſauber gedeckten Bette lag, und betrachtete den Inhalt eine Weile ſehr erſtaunt. Sodann wuſch und ſtrählte er ſich und begann bedächtig ſein abgetragenes Türmer- und Spielmannsgewand mit dem anderen zu vertauſchen, das er dem Packen entnahm; und als er ſich dann muſterte, geſtand er ſich errötend, daß er freilich in dieſem feinen grünen Wams mit grauen Kniehoſen und Strümpfen ſchon eine andere Figur vor fremden Leuten mache. Da er nun aber unverſehens noch eine neue Ueberraſchung in

der Taſche des Wamſes entdeckte, errötete er noch viel mehr und ſuchte haſtig den Weg nach der Roſenſtube auf.

Mynheer van Teſſel ſaß im Vorzimmer am Schreibpult. Er empfing Hans ſehr freundlich und muſterte ihn mit wohlgefälligen Blicken. „Ich freue mich, daß Ihr es mir nicht abſchlagt, Euch als meinen Boten zu verkleiden, da ich Euch doch für einen ſolchen ausgebe und gebrauchen will," ſagte er.

„Herr," erwiderte Hans, indem er einen kleinen, wohlgeſpickten ſeidenen Beutel aus der Taſche zog, „das Gewand habe ich angezogen und nehm' es dankbar an, da Ihr es zu wünſchen ſcheint. Aber das hier nicht. Ich habe Euch nicht um Geld geholfen, den Kerl feſtnehmen."

Mynheer van Teſſel lächelte und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Das braucht Ihr mir nicht erſt zu ſagen," erwiderte er. „Mit Geld bezahlt man ſo etwas überhaupt nicht. Das bezahlt der liebe Gott ſchon auf andere Weiſe. Aber wenn Ihr den Beutel als Andenken behalten wollt, — meine Tochter hat ihn mir einmal geſtickt —, ſo thut Ihr mir und ihr gewiß auch eine Freude. Und nun laßt uns zu Tiſch gehen, meine Tochter ſitzt ſchon nebenan mit Eurem ſchwarzen Kameraden und wartet auf uns."

Zehntes Kapitel.

Hans Maybrunner hatte noch niemals an vornehmer Leute Tiſch geſeſſen; und wenn er verſucht hätte, ſich bei dieſer erſten Gelegenheit wie ein „galanter und courtoiſer

Kavalier“ zu benehmen, so wäre er auf dem schlüpfrigen Boden hoffnungslos ausgerutscht. Weil er aber derartiges eben gar nicht kannte, so lief die Sache ganz gut ab; denn er besaß den natürlichen Anstand, der besser vorhält als alle mühsame Ueberkleisterung innerer Roheit. Nur vielleicht ging die Offenheit etwas zu weit, mit der er seine schöne Nachbarin bewundernd musterte. Allerdings hätte ihre fremdartige Anmut auch dem blasiertesten Kavalier auffallen müssen. Jetzt, da sie ohne Mantel, im Reisekleid, doch immer noch prächtig angethan, vor ihm saß, empfand Hans erst recht, wie sehr sie sich von allen Schönen, die er bisher gesehen, unterschied. Sie war überaus zierlich gebaut, zumal ihre Hände waren sehr schmal und klein; was ihm aber am meisten auffiel, war die Farbe dieser Hände, des ovalen Gesichts und des schlanken Halses. Es war ein lichtes, fast wie Mattgold schimmerndes Braun, aus dem sich die vollen tiefroten Lippen und die großen, von langen dunklen Wimpern geschützten schwarzen Augen gar eigen abhoben. Auch das Haar, das sich in mehreren schweren, mit Perlen umwundenen Flechten um das Köpfchen schlang, war glänzend schwarz. In ihrem seltsamen Wesen, wechselnd zwischen träumerischem Schweigen und plötzlicher, fast leidenschaftlicher Beweglichkeit erschien sie wie ein bunter, fremder Vogel, den Wind oder Menschen aus seiner tropischen Heimat in die kühleren Lande des Nordens gelockt. „Wie ein Vögelchen“ nährte sie sich auch, nur gleichsam von den Speisen naschend und dazu aus zierlichem Kelchglas einen dunkelroten, süßen Wein schlürfend. Ihr Vater zog den Bopparder Wein vor, er sprach den derben, nach rheinischer Sitte scharf gewürzten Speisen fleißig zu, ermahnte auch Hans zu gleichem Fleiß und

ſorgte dafür, daß der Römer des Gaſtes nicht leer blieb; an der Unterhaltung der beiden beteiligte er ſich wenig, hörte nur behaglich zu und wechſelte ab und zu einige Worte mit dem Wirte, der ſelbſt aufwartete und ganz ſelig über die freundliche Stimmung Mynheers war. Das Fräulein ſprach ein böſes Deutſch, nicht immer verſtand Hans ſogleich, was ſie mit leiſer, etwas verſchleierter Stimme ſagte; offenbar aber fanden beide bei dem Geſpräch ein Vergnügen, das durch kleine Mißverſtändniſſe noch erhöht wurde. Der Rabe ſaß auf Renatas Stuhllehne, ſie lachte wie ein Kind über ſeine Streiche; Hans konnte ſich nicht ſatt an ihrer heiteren Anmut ſehen. Sogleich aber wandelte ſich ihr Weſen zur vollkommenſten vornehmen Würde, als gegen Schluß des Mahles der Wirt einen blondlockigen jungen Mann hereingeleitete, der die Kleidung eines Pagen in den Farben des Junkers van der Leyen trug und ein zierliches, mit Mandelkonfekt und Blumen gefülltes Körbchen in der Hand hielt.

Dieſer blonde Jüngling ſchien bei dem Herrn, deſſen Farben ihn ſchmückten, ordentlich Anſtandsſtunden genommen zu haben, ſo umſtändlich und überhöflich begrüßte er Herrn Adriaan van Teſſel und beſonders Renata, um dieſer dann ſchließlich mit einer halben Kniebeugung das Körbchen zu überreichen: „Mein gnädigſter Herr läßt dem hochverehrten Fräulein mit nochmaliger ſonderlicher Gratulation zur glücklich gehabten Bewahrung vor affreuſen Gefahren dieſes unwürdige Geſchenk als ein Deſſert überreichen, hoffend, ſie werde ſolches ſeiner Bitte gemäß mit eben ſolchem Gemüt zu nehmen nicht verſchmähen, als aus dem es geſandt wird.“

Während Renata das Körbchen mit einigen dankenden

Worten annahm, empfand Hans das unerklärliche, aber sehr lebhafte Gefühl, als ob er den blondlockigen Boten, der ihn völlig zu übersehen schien, am liebsten von allen Menschen durchprügeln möchte. Aber dieser thörichte Wunsch legte sich sogleich wieder, als das Fräulein nach Verabschiedung des amtsmännischen Pagen anfing, dem Raben einiges von dem Konfekt zur Auswahl vorzulegen. Dieser schien ebensowenig Neigung für die Leckereien aus der Burg zu haben wie sie; er ließ die Stücke nach kurzer Prüfung aus dem Schnabel fallen und gab seiner absprechenden Meinung durch einige kraftvolle Krächzlaute Ausdruck, wobei er die Augen vorwurfsvoll verdrehte.

„Er mag dergleichen nicht," erklärte Hans, den das Fräulein ratlos ansah, „es ist wider die Natur dieser Vögel, sie würden davon sterben, und das wissen sie." Und da ihn ihre schwarzen Augen noch immer so aufmerksam anschauten, begann er einen eingehenden Vortrag über die Neigungen und Abneigungen der Raben. Das Fräulein hörte so andächtig zu wie ein braves Schulkind, die Lippen vor Neugier ein wenig aufgezogen, so daß dahinter die weißen Zähnchen durchschimmerten; als aber der Dozent dazu überging, die geistigen Vorzüge seines Gegenstandes durch Beispiele zu erläutern und den Raben seine besten Kunststücke eins nach dem anderen vormachen ließ, schlug sie die Hände vor Vergnügen zusammen und lachte, als ob sie noch nie etwas Herrlicheres gesehen hätte.

Ihr Vater hatte sich unterdes in das Nebenzimmer zurückgezogen, um einen Brief fertig zu schreiben, den er Hans mitgeben wollte. Als er, durch die Heiterkeit Renatas angezogen, belustigt durch die Thür schaute, lief sie zu ihm

hin und flüſterte ihm, die zarten Arme um ſeinen Nacken ſchlingend, mit bittender Miene eifrig zu, in einer fremden, wohlklingenden Sprache.

Mynheer zog ein bedenkliches Geſicht. „Meine Tochter hat ſich ganz in Euren ſchwarzen Tauſendkünſtler da vernarrt," ſagte er zu Hans, „ſie meint, ob Ihr ihn ihr wohl verkaufen wolltet? Sie wolle ihn ſo gut halten wie ihre drei Papageien in Amſterdam."

„O, viel, viel better!" beteuerte Renata und ſah Hans mit gefaltenen Händen erwartungsvoll an, „wilt ghij, Mynheer?"

„Nein," ſagte Hans, „um Geld gebe ich ihn nicht, aber wenn das Fräulein ihn als eine Verehrung von mir annehmen will, ſo ſoll es mir eine große Freude ſein," — und damit ſprach er ganz wahr; denn als ihm nun das Fräulein und ihr Vater jedes in ſeiner Weiſe dankten und Renata ihr neues Beſitztum liebkoſend ſtreichelte, empfand er eine Freude, als wäre er der Großmogul und hätte ſoeben einem guten Freunde zum Geburtstag die Inſel Ceylon oder eine ähnliche Kleinigkeit verehrt.

Es war ihm faſt wie das Erwachen aus einem ſchönen Traume, als Mynheer ihn jetzt an das Ziel erinnerte, dem er doch vor kurzem noch mit phantaſtiſcher Sehnſucht zugeſtrebt. „Dieſer Brief iſt an den Domine Govaert Friſo, jedes Kind in Bacharach kann Euch zu ihm führen, und er wird Euch auch den Weg auf den heißen Stein weiſen," ſetzte er lächelnd hinzu. „Nun aber iſt es Zeit, daß wir zur Burg gehen."

Ziemlich beklommen folgte ihm Hans. Es verlief aber alles ſehr glatt und ſchnell. Junker Damian von der Leyen, der ſie in einem überaus ehrwürdig ausſehen-

den Amtszimmer hinter einem riesigen Aktentisch empfing, hatte die Zeit wahrhaft ausgenutzt. „Es ist alles schon in Ordnung, Mynheer," rief er dem Eintretenden zu. „Der Kerl — die zwei anderen fassen wir nächstens — hat alles gestanden, was wir von ihm wissen wollten; einer von unseren Karmeliterpatres hat ihn schon in der Arbeit, um ihn auf sein letztes Stündchen vorzubereiten. Es ist eigentlich eine unnötige Formalität, daß Ihr Eure Zeugenaussage unterschreibt, der Prozeß ist ja erledigt. Aber wenn Ihr wollt, — hier habe ich sie aufschreiben lassen, bitte, seht zu, ob es stimmt. Und da ist der Paß für Euren Boten, gültig in meinen beiden Aemtern Boppard und Oberwesel; durch die calvinischen Aemter Sankt Goar und Bacharach kann ich ihm nicht helfen, aber da werdet Ihr schon mit einer Empfehlung von Euch weiter reichen als mit jedem Paß. Wenn also das Protokoll stimmt, — ja? — nun dann wäre ja alles in Ordnung, — unterzeichnet nur, — kann der Bursch da auch schreiben? Wahrhaftig, ja. Ich sag's ja, diese Holländer, alles können sie, sogar ihren Knechten bringen sie das Schreiben bei. Und hier ist der Paß. — Also, Ihr wollet wirklich fort, hochgeehrter Herr? Nun denn, empfehlet mich ganz besonders dem liebwerten und holdseligen Fräulein, reiset mit Gott und kommt bald wieder, unsere katholischen Winzer können das holländische Geld allezeit so gut brauchen, wie Eure calvinischen Glaubensgenossen in Bacharach. Geld hat keinen Glauben. Au revoir, hochgeehrter Herr, au revoir!" —

„Da seht Ihr, Hans, wie die Fürsten und ihre Stellvertreter in Eurem Vaterlande mancherorten Gesetz halten," sagte der Holländer ernst, als sie wieder aus

der Burg waren. „Es ſind gottlob nicht alle ſo. Aber merkt es Euch und lernet daraus, wenn Ihr einmal klagen hört, daß ſo viel Armut und Unluſt im Lande ſei. Das kommt von oben. Gerechtigkeit erhöht ein Volk. Nun aber kommt und nehmt den Abſchiedstrunk mit uns, dort liegt das Schiff, das uns nach Koblenz hinunter tragen ſoll. Ihr bleibt am beſten bis morgen früh hier im Schwanen, Eure Zeche iſt ſchon gemacht. Vergeßt nur Euren neuen Namen nicht, ehe Ihr in Bacharach ſeid!“

Elftes Kapitel.

Um die dritte Stunde am folgenden Nachmittag kehrte Hans zu einer kurzen Raſt in dem uralten Gaſthaus zur Lilien in Sankt Goar ein. Er hatte an dieſem Tage ſchon mehrerer Herren Länder durchwandert und viel Schönes unterwegs betrachtet mit dem ganzen Behagen eines, der mit Geld und Papieren genügend ausgerüſtet iſt, um auf der breiten Heerſtraße ſorgenfrei zu reiſen. Bei den heſſiſchen Zollwächtern am Thore zu Sankt Goar und bei dem Lilienwirt genügte die bloße Berufung auf Mynheer van Teſſel, um dem Boten dieſes einflußreichen Kaufmanns dieſelbe Anerkennung zu ſchaffen, die ihm die kurtrieriſchen Thorhüter und Landreiter angeſichts ſeines Paſſes zu teil werden ließen. Es war köſtlich, nach vier Wochen eines polizeiſcheuen Vagabundenlebens ſo anerkannt und ſicher zu reiſen; köſtlicher noch, während des Wanderns immer wieder daran zu denken, wie freundlich

Renata van Teſſel ihm noch vom Schiffe aus zugenickt und nachgeſchaut hatte. Dieſe Erinnerung beherrſchte ſeine Seele ſo völlig, daß ſelbſt die Neugier, was und wen er nun auf dem heißen Stein finden werde, dahinter zurücktrat.

Einem unverdorbenen Herzen wandelt ſich die Freude unſchwer zum Wunſche, anderen Freude zu machen. Während Hans vor ſeinem Mahle ſaß, hörte er draußen vor der Hausthür den Wirt ſcheltend und abweiſend reden, und hinausſchauend gewahrte er zwei Franziskanermönche, die den ketzeriſchen Wirt demütig um einen Imbiß baten. Sie waren ihm ſchon unterwegs aufgefallen, noch im katholiſchen Gebiete, wo ſie vor einem Winzerhäuschen bei einem guten Trunk Weines ſaßen, während er im Staube der Straße vorüberſchritt. Nun hatte ſich das Blatt gewendet. Hans aber that es leid, die beiden bärtigen Männer — einer war ſchon in hohen Jahren — ſo kläglich betteln zu ſehen, zumal er daheim in der Reichsſtadt von ihren Ordensbrüdern manche kleine Freundlichkeit empfangen hatte. Er winkte dem Wirt und hieß ihn, auf ſeine Koſten den Fremden Speiſe und Trank zu bieten. Die beiden Mönche dankten überraſcht und gerührt mit manchem lateiniſchen und deutſchen Spruch für die unvermutete Gabe, die ſie draußen, beſcheiden auf der Bank vor der Thüre ſitzend, verzehrten. Der Wirt ſchien etwas beſchämt. „Eigentlich habt Ihr recht,“ ſagte er zu Hans, „es ſind doch auch Menſchen wie wir, und ich bin wahrhaftig kein karger Filz. Aber ich darf es nicht thun, um meiner Stammgäſte willen. Ich würde ja riskieren, daß unſer Pfarrer es nächſten Sonntag von der Kanzel herab rügte, wenn es herauskäme, daß der Wirt zur Lilien ein paar papiſtiſchen Glatzköpfen etwas umſonſt gegeben hätte.

Bei Euch ist es etwas anderes, Ihr seid ein Reisender und mögt schenken, wem Ihr wollt. Ueberhaupt seid ihr Holländer ja nicht so, ich bin selbst in Amsterdam gewesen und habe gesehen, wie sich Reformierte und Katholiken da gegenseitig helfen. Einem Wirt könnt's schon recht sein, wenn wir auch etwas davon annähmen." Da sich unterdes einige einheimische Gäste einstellten, brach er seine freigeistigen Reden vorsichtig ab, aber er bediente Hans sehr freundlich, und bei der Abrechnung fiel der Posten für die Franziskaner merkwürdig niedrig aus.

„Wenn ich Euch raten darf," meinte der Wirt, „so solltet Ihr noch ein Stündlein oder zwei bleiben. Es zieht ein böses Wetter überm Hunsrück zum Rhein her."

Hans lehnte den guten Rat ab, aber nach einer kurzen Strecke Weges fand er, daß der wetterkundige Mann wahr gesprochen. Eine schwere, dunkle Wolkenmasse, in deren fahlen Rändern es unablässig flimmernd aufzuckte, schob sich vom Westen her, und das Unwetter brach los, als der Wanderer eben in jene unheimlichste Enge eingetreten war, wo der Strom schmal, tief und dunkel sich zwischen hohen, schaurig steilen, von keiner menschlichen Wohnung belebten Bergwänden hindurchpreßt. Zumal eine ungeheure, massige Felskuppe des rechten Ufers stemmt sich in furchtbarer Schönheit den Fluten entgegen. Diesem Berge gegenüber, unter einem die Straße überwölbenden Felshang, barg sich Hans in einer kleinen Grotte, um das schlimmste Unwetter vorüberzulassen. Die Finsternis der tiefhängenden Wolken und der strömende Regen verpfählten ihm die Aussicht fast ganz. Nur wenn ein besonders greller Blitz hindurchfuhr, erschien das Riesenhaupt des jenseitigen Felsens einen Augenblick wie in Feuer gebadet,

und in der ſogleich wieder niederſinkenden Finſternis ſcholl dann der rollende Donner, vom Wiederhall einmal über das andere zurückgeworfen und wieder aufgefangen, doppelt ſchaurig.

Ebenſo plötzlich aber, wie das Unwetter losgebrochen war, brach es auch nach einem letzten furchtbaren Blitz und Donner ab. Der Regen rieſelte nur noch leiſe nach; die Wolken zerriſſen und die eben noch empört aufwallenden Wogen glätteten ſich im freundlichſten Sonnenſchein.

Schon in den einzelnen ſekundenlangen Pauſen des Gewitters war es Hans ein paarmal geweſen, als hörte er ganz in ſeiner Nähe ein einförmiges Gemurmel von Menſchenſtimmen, ohne daß er die Worte zu erkennen vermochte. Als er nun aus ſeinem Verſteck vortrat, ſah er kaum fünf Schritt weiter, unter einer zweiten Grotte, die beiden Franziskaner ſtehen.

„Benedicite," rief der Aeltere, als er ihren Gönner wiedererkannte, „treffen wir uns hier? Da haben wir Euch ja gleich mit unſerem Gebet ein wenig für Eure Gutthat danken können. Nun wahrhaftig, das war ein Wetterchen! Da kann einem ein bißchen Fürbitte bei den Heiligen nichts ſchaden, wenn man auch ein Ketzer iſt wie Ihr, junger Freund. Und noch dazu an einem ſolchen Orte. Wißt Ihr auch, daß Ihr jetzt recht eigentlich bei dem heiligen Goar zu Gaſte geweſen ſeid? In dieſer Grotte hier hat er ſein erſtes Bett gehabt, und auf der Klippe dort ſeine erſte Predigt gehalten, recht im Angeſicht des Widerſachers, wie es ſich für einen Heiligen ſchickt. Denn wie heißt jener Fels da drüben? Die Lurlei heißt er, das iſt verdolmetſcht der Stein des Lauers, — des Böſen, — diaboli petra! Drüben auf der ſteilen, düſtern

Wand lag er wie ein Raubvogel, um den Seelen der Scheiternden aufzulauern, bis der heilige Gottesmann ihn mit manchem kräftigen Sprüchlein herunterscheuchte, daß er ins Waſſer fuhr, und es ziſchte auf, wie wenn ein glühendes Eiſen hineinfährt. Leſt nur in der Legende nach, oder wenn Ihr einmal nach Koblenz kommt, fragt bei unſerem Bruder Pförtner nach dem Bruder Sebaſtianus, ſo will ich es Euch verdolmetſchen. Aber freilich, jetzt glauben ſie in dem Neſt da drunten nicht mehr an den Heiligen, von dem es doch den Namen hat, und da hat auch der Böſe wieder Macht bekommen und lauert wie zuvor. He?! Iſt nicht erſt voriges Jahr ein Kahn mit gutem Rheinwein für unſer Kloſter an dieſer verruchten Stelle verſunken?"

Nach dieſen beweiskräftigen Worten ſchlug der Bruder Sebaſtianus ein Kreuz nach der Lurlei hinüber und wandte ſich mit dem Jüngeren, der bewundernd zugehört hatte, zum Weitergehen. Hans freute ſich der Weggenoſſen, die ſich als heitere und geſprächige Männer erwieſen und ihn mit aufrichtigem Wohlgefallen behandelten. Auch beſtanden ſie darauf, daß er mit ihnen bei ihren Ordensbrüdern in Oberweſel einkehrte und im kühlen Refektorium einen Becher leerte. „Dort ſind wir wieder auf kurtrieriſchem Boden, — und habt Ihr uns mit Eurem ketzeriſchen Rheinfelſer getränkt, ſo ſoll Euch unſer gutkatholiſcher Engehöller auch munden."

Die beiden Mönche hatten ein Geſchäft ihres Koblenzer Kloſters in Lorch, gegenüber Bacharach, zu beſtellen. „Bis an die Bacharacher Grenze gehen wir mit Euch," meinte Bruder Sebaſtianus, „dort wohnt ein frommer Fährmann, der uns um Gotteslohn ins Mainziſche überſetzt. Denn

Eure pfälziſchen Calviner in Bacharach laſſen uns nicht herein.“

Sie hatten Oberweſel und die Schönburg ſchon hinter ſich, als ſie an einem Winzerhäuschen vorüberkamen, das völlig unbewohnt ſchien und mit den letzten Spuren eines einſt ſorgſam gepflegten friedlichen Heims doppelt traurig von der Schönheit der Gegend abſtach. Die Barfüßer wandten den Blick ab und bekreuzten ſich. Dann, als ſie vorbei waren, ſagte der Aeltere: „Da hätte Euch auch ein frommes Sprüchlein nichts geſchadet, junger Ketzer. Auf die Jungen und Hübſchen hat es der Teufel immer am ärgſten.“

„Da habt Ihr wohl recht, Bruder Sebaſtian,“ ſagte der Jüngere. „Die Maria Schäfferin in dem Häuschen da war ja auch noch ein junges Blut. Und dann erſt das Kind. Erzählt dem jungen Geſellen die Geſchichte doch.“

Es war eine Geſchichte, dergleichen die Welt damals zu Hunderten in einem Jahre erlebte. Die Maria Schäfferin war eine junge Winzerswitwe geweſen, die mit ihrem zehnjährigen Töchterchen in jenem Hauſe lebte. Eines Tages hatte man ſie und das Kind eingezogen auf die Ausſage einer Hexe hin, die auf der Folter unter anderen auch dieſe beiden als Teilnehmerinnen bei den nächtlichen Teufelstänzen auf dem Königsſtuhl bei Rhenſe angezeigt hatte; und vier Wochen darauf waren ſie beide, „nach erlangtem Geſtändnis“, verbrannt worden. Ihre Habe verfiel dem Fiskus.

„Ich verarg's Euch nicht, wenn Euch eine Gänſehaut überläuft,“ ſagte der Bruder Sebaſtian. „Wenn man denkt, wie mächtig der Teufel iſt!“

„Gewiß,“ meinte der andere Mönch. „Denkt doch

nur an die Geſchichte, die uns geſtern unſer gelehrter Bruder Marcellus erzählt hat!“

„Wie war das eigentlich, Bruder Placidus?“ fragte der Aeltere. „Ihr wißt, ich war geſtern mit dem Eſel terminieren und bin ums Zuhören gekommen.“

„Ja, genau habe ich den Fall auch nicht verſtanden. Aber ich glaube, ſo war es. Es war da in irgend einer Stadt, unten nach dem Niederlande zu, eine alte Turmwächterswitwe, eine greuliche Hexe muß es geweſen ſein. Und ſie hatte einen Raben bei ſich. Die kommt eines Tages und ſagt, ihr Neffe, der Turmwächter, ſei am Morgen nach der Walpurgisnacht von einer Taube fortgerufen worden und aus der Stadt gegangen. Und den Raben habe er mitgenommen. Wie aber die Herren die Sache näher beſahen, da fanden ſie, daß der Teufel in dem Raben ſaß. Der habe den jungen Kerl — Hans Maiwurm hieß er, oder ſo ähnlich — umgebracht und fortgeſchleppt.“

„Nun, das iſt ja nichts Neues,“ meinte Bruder Sebaſtian und ſtrich ſich den grauen Bart. „Eine Hexe muß dem Teufel immer von Zeit zu Zeit eine Seele liefern.“

„Ja, wartet nur. Das Merkwürdigſte kommt noch. Die Hexe haben ſie natürlich eingeſperrt, und anderen Tages —“

„Haben ſie ſie peinlich befragt?!“ ſchrie Hans ſo entſetzt, daß beide Mönche ihn mitleidig anſtarrten und Bruder Sebaſtian etwas wie „weiches Kinderherz“ murmelte.

„Nein,“ fuhr der Jüngere fort, „das iſt es ja. Als ſie ſie anderen Tags befragen wollten, war ſie weg. Rein weg. Der Teufel hat ſie durch die Wand geholt.“

„Hm, ſo," murmelte Bruder Sebaſtian. „Aber ſo was kann vorkommen. Ich erinnere mich, der Guardian erzählte uns einmal über Tiſch eine Geſchichte aus Benevent, — Ihr wißt, das iſt für die welſchen Hexen, was der Königsſtuhl für die unſrigen und der Blocksberg für die lutheriſchen Hexen aus Sachſen iſt. Da hatte der Teufel eine dicke alte Frau in einem Nadelbüchschen aus dem Gefängnis geholt, als Henkersknecht verkleidet. Das Nadelbüchschen haben ſie hernach gefunden, aber die Hexe war nicht mehr drin."

„Ja, aber jetzt kommt das Allermerkwürdigſte," ſagte Bruder Placidus und hob den Zeigefinger auf. „Die Geſchichte iſt einem Jeſuiten in die Finger gefallen, der in ſelbiger Stadt Profeſſor iſt, und der hat natürlich gleich eine Schrift darüber aufgeſetzt, worin er beweiſt, wie und warum der Teufel in dem Raben ſaß und den jungen Burſchen holte. Und unſeren Fratres in ſelbiger Stadt hat er dabei auch einen Hieb verſetzen wollen, weil der junge Burſch bei denen etlichemal die Predigt gehört habe."

„Natürlich," brummte Bruder Sebaſtian. „Wann läßt ein Jeſuit auch einmal die frommen Brüder ungeſchoren? Aber ſie haben's ihm hoffentlich heimgezahlt, dem Schleicher?"

„Ja, darum haben ſie ja gerade an den Bruder Marcellus geſchrieben, weil der ſozuſagen ein Ausgelernter in dem Fach iſt. Und denkt euch, juſt an dem Tage, wo Bruder Marcellus morgens den Bericht kriegt, kommt nachmittags ein fahrender Spielmann mit einem Affchen, ein Hinkefuß noch obendrein, ins Kloſter und erzählt ſo ganz nebenbei, daß derſelbige angeblich vom Teufel geholte Wächter Hans Maiwurm mit ſeinem Raben eine

ganze Zeit mit ihm und ſeiner Bande als Muſikus herumgezogen ſei.“

„Benedicite,“ rief der Bruder Sebaſtian und blieb ſtehen, „was ſagt Ihr da?! Dann war am Ende der vermeintliche Wächter ſelber der Gottſeibeiuns?“

„Beinahe habt Ihr's getroffen, aber nicht ganz. Ach, Ihr kennt den Bruder Marcellus nicht! Das iſt ein homo profunditatis, ein tiefer Geiſt. Nun, ich will's Euch nur ſagen: der junge Burſche war freilich mit im Teufelsbündnis, aber der Rabe — war die Hexe ſelbſt.“

„Ah!“

„Der Rabe war die Hexe,“ wiederholte Bruder Placidus faſt ſchwärmeriſch. „Die beiden ziehen jetzt zuſammen hier im Land herum, aber man wird ſie doch noch einmal faſſen. Der Kommandant in Ehrenbreitſtein hat gleich geſtern abend darum an den Amtmann in Boppard Bericht geſchickt, daß man auf ſie fahnden ſoll.“

„Aber weshalb hat ſie denn die Geſchichte den Herren erzählt?“ fragte der Aeltere.

„Nun,“ meinte der andere, „das iſt ja eben das Feine. Einfach nur, um die Herren und nebenbei die Spürnaſe von Jeſuiten zum Narren zu halten! Sie wußte ja doch, daß der Teufel ſie nachts aus dem Gefängnis holen würde. Und dann iſt ſie als Rabe ihrem ſauberen Neffen wieder zugeflogen. Wer weiß, wieviel Seelen die zwei jetzt ſchon wieder auf dem Gewiſſen haben.“

„Schrecklich,“ murmelte Bruder Sebaſtian. „Es kann einem ordentlich bang werden. Aber auf die Schrift von unſerem Bruder Marcellus wider den Jeſuiten freue ich mich. Er hat eine ſpitzige Feder und wird es dem Schwarzrock ſchon zu fühlen geben. Aber da iſt unſer

Fährmann, — und dort ist auch schon das Bacharacher Rheinthor; da seid Ihr am Ziel, junger Freund. Nein, hat Euch die Geschichte angegriffen! Man sollte meinen, Ihr hättet den Hans Maitrunk, oder wie er heißt, mit seinem Raben selber gesehen."

„Was denkt Ihr!" stotterte Hans.

„Nun, nun, es war ja bloß Scherz. Lebt wohl, und hütet Euch vor allem Teufelswerk!"

Zwölftes Kapitel.

„Wenn Ihr zu dem Domine wollt," sagte die kurpfälzische Schildwache am Bacharacher Rheinthor und deutete mit der Pike nach einem hochgelegenen weißen Häuschen zwischen den Weinbergen, „steigt nur dort hinauf. Er wird noch oben sein."

Der Aufstieg über glatte Schieferhänge und unebene, steile Treppchen war nicht leicht. Dergleichen war Hans von seiner Turmtreppe her gewohnt. Niemals aber hatte er diese mit einer Last überstiegen, wie er sie jetzt auf dem Herzen trug. Ganz erschöpft ließ er sich auf der Bank nieder, die einige Schritte vor dem Häuschen auf einem kleinen Felsvorsprung angelegt war. Sie stellte dem Geschmack dessen, der sie sich als Ruhesitz gebaut, ein gutes Zeugnis aus. Der köstlichste Ausblick eröffnete sich von hier auf die Stadt, die inmitten ihrer sechzehntürmigen starken Mauer im engen Thale wie in einer Wiege von Reben lag, überragt von der gewaltigen Burg-

feste Stahleck, deren Flanke als köstliches Kleinod die rotschimmernde Sankt Wernerskirche schmückte. Jenseits der Stadt schweifte der Blick über die wald- und weinreichen Höhen bis zum Niederwald hin, von deren Scheitel stolze Burgen auf langgestreckte Dörfer im Thal niedergrüßten, und zwischen den grünen Ufern schimmerte der Rhein im letzten Tagesscheine wie ein silbernes Band im farbigen Wappenschilde. Die laue Luft war erfüllt von köstlichem Duft der Reben und wilden Rosen, und von allenthalben her klangen fröhliche Lieder und Rufe feierabendfroher Menschen.

Aber für Hans war all dies Liebliche verloren. Seine Sinne waren verschlossen durch die ungeheure Sorge, die der verworrene Bericht des Bruders Placidus auf sein Gewissen geladen hatte. Nun wußte er, welch schreckliches Schicksal er durch seine Flucht auf sich und auf seine einzige Verwandte beschworen hatte. Ueberall folgte ihnen nun das blutdürstige Gespenst eines Irrwahns, der am ersten die bedrohte, die sich von ihm innerlich frei zu halten wußten. Hans gehörte zu diesen. Sein Vater, der das eigene Kapital an Aberglauben ganz in theologische Mystik umgewechselt hatte, war frei vom Hexenwahn gewesen und hatte auch seinen Sohn davon frei erhalten, — immer freilich mit der Mahnung, die aufgeklärte Ansicht für sich zu behalten und der Obrigkeit, die das Schwert in der Hand hat, nicht dreinzureden. Das war der Grundsatz vieler Tausende, Gelehrter und Ungelehrter; auch Hans war mit ihm bis dahin ausgekommen, zumal er in seinem weltfernen Dasein wenig Gelegenheit gehabt hatte, die schrecklichsten Aeußerungen des herrschenden Irrwahns kennen zu lernen. Jetzt aber

hatte ihn das Geſpenſt am Kragen, — durch ſeine eigene Schuld, wie er ſich verzweiflungsvoll wiederholte. Am meiſten bedrückte ihn das ungewiſſe Schickſal ſeiner Muhme. So viel hatte er dem unklaren Gerede des Mönches entnommen, daß ſie noch rechtzeitig ihren Peinigern entrückt worden ſei: aber durch wen und wohin? Hätte er jetzt durch eine offene, raſche That nur das Schickſal der Alten aufklären können, er hätte zugegriffen, ohne ſich zu bedenken. Aber dazu wußte er keinen Weg. War er doch eben ſelber erſt in zwölfter Stunde dem Gebiet des Trierer Kurfürſten entwichen, deſſen Amtleute vielleicht jetzt ſchon nach dem jungen Hexenmeiſter mit dem Teufelsvogel fahndeten! Dabei fiel ihm ein, daß er ſeine einſtweilige Rettung nur dem Zufall verdankte, der ihn mit den Holländern zuſammengeführt. Nur Mynheer van Teſſels Freigebigkeit und Renatas Neigung zu dem Raben hatten ihn von den Kennzeichen befreit, unter denen die Häſcher nach ihm ſuchten; und dieſer Gedanke löſte ſeine Beklommenheit in einem innigen Dankgebete auf.

Indes war aus der Thür des weißen Häuschens ein Mann hervorgetreten, der den Betenden aufmerkſam betrachtete. Erſt als Hans aufblickend mit Erröten gewahrte, daß ſeine Andacht nicht ohne Zeugen geblieben war, trat der Mann einige Schritte näher und ſagte mit einer ſehr tief und voll tönenden Stimme: „Ihr waret, glaub' ich, in einem Geſchäft, bei dem man keine Seele ſtören ſoll. Nun aber ſagt mir: Wer ſeid Ihr, wie kommt Ihr hierher und was ſucht Ihr?“

„Ich komme von Boppard und habe einen Brief von Mynheer van Teſſel an den Domine Govaert Friſo zu beſtellen.“

„Der bin ich," erklärte der Mann und nahm den Brief, den er ſogleich öffnete.

Während er las, hatte Hans Muße, den Mann zu betrachten. Er wußte, daß die holländiſchen Calviniſten ihre Geiſtlichen Domine nannten, und das Gewand des überaus hoch und ſtark gebauten Mannes konnte zur Not als Haustracht eines Geiſtlichen gelten: ein ſchwarzes Wams mit breitem weißen Umlegkragen, ſchwarze Kniehoſen und weiße Strümpfe nebſt derben Lederſchuhen; auch der buſchige, ſchon weißgefärbte Knebelbart war nichts Ungewöhnliches an einem Diener der Kirche. Das Geſicht aber war überaus verwittert, ſonnverbrannt und an Stirn und Wangen von mehreren tiefen Narben durchquert, deren größte ſich zwiſchen den Augen bis unter die langen, flachsfarbenen Haare hinaufzog.

Der Domine hatte während des Leſens mehrmals innegehalten, um den Boten mit einem ſcharfen Blick aus ſeinen großen, von langen buſchigen Augenbrauen überhangenen Augen zu meſſen. Nun faltete er den Bogen ſorgfältig zuſammen, reichte Hans die Hand und ſagte: „Ihr gefallt mir. Der liebe Gott lohn' Euch, was Ihr gethan habt, und wenn er den Domine Govaert Friſo dazu brauchen kann, ſoll's an mir nicht fehlen. — Nun aber ſagt einmal, Hans Maybrunner, was wollt Ihr eigentlich auf dem heißen Stein, warum ſeid Ihr der alten Brigitt in der Walpurgisnacht ausgerückt und wie war das mit den Tauben?"

Erſchrocken fuhr Hans zurück und ſtarrte den Vielwiſſenden an. „Herr," ſagte er, „davon habe ich Mynheer van Teſſel nichts erzählt, ich ſehe wohl, Ihr wißt von der Sache mehr, als in dem Briefe da ſtehen kann.

ſo will ich es Euch alles berichten; denn ich bin ganz zerſchlagen und uneins im Herzen, und mir iſt, als ob Ihr mir helfen könnt."

Aufmerkſam, zuweilen lächelnd, hörte der Domine die Beichte an, dann, nachdem Hans geendet, ſtand er auf und trat ſeitab bis an den Rand der Klippe. Dort ſtand er eine Weile mit betenden Händen, das Antlitz halb aufwärts gerichtet, ſein langes Haar leuchtete im Widerſchein der roſigen Abendwölkchen. Endlich wandte er ſich wieder zu Hans und begann lächelnd: „Ihr gebt einem viel aufzuladen, und man muß ſich ſchon einmal mit dem Meiſter oben bereden, ehe man das alles ordentlich verſtauen kann. Nun aber will ich Euch ſagen, wie ich's meine. Seht, wenn Ihr die Geſchichte einem anderen erzähltet, wie Ihr eine Taube mit einem Verſchen am Schweif eingefangen habt und nun allen Ernſtes meintet, die rufe Euch als Botin, damit Ihr ein ſchönes Fräulein befreien ſollt, — der müßte Euch wohl für einen Narren halten. Und Euch ſelbſt kommt der Einfall wohl ſchon ein bißchen verrückt vor. Iſt er auch. Aber ein großes Wunder Gottes iſt er doch wieder. Denn ſeht, indes Ihr meintet, der Taube nachzulaufen, die irgend ein anderes närriſches Menſchenkind losgelaſſen hatte, kamt Ihr auf den rechten Weg und zur rechten Zeit, um wirklich ein ſchönes Fräulein, und den prächtigſten alten Herrn obendrein, vor dem greulichſten Ende zu bewahren. Da ſieht man, wie wunderſam der Herrgott uns die Karten miſcht; aber wir Eſel nennen das dann Zufall, oder ein Aſtrologus kommt und beweiſt uns hinterher, daß es alles nur kommen mußte, weil es in den Sternen ſtand. Mein alter Freund, der Amtmann auf Stahleck drüben, hat

mir ja schon bewiesen, wie es nur an den Sternen lag, daß jener schielende Schuft, der Hieronymus, mein früherer Knecht, bei mir vorvorigen Sommer einbrechen wollte und ich ihm mit Gottes Hilfe eine Kugel ins Bein jagte, von der er noch hinkt, wie ich aus Eurem Bericht nicht ohne einiges Vergnügen vernehme. Nun wird er mir wohl auch nächstens aus den Sternen erklären, warum derselbe Hieronymus just Euch auf den heißen Stein schicken und mir dadurch die liebsten Menschen, die ich noch habe in der Welt, erretten mußte. Ich aber sage: Herr, wie sind deine Wunder so fein und mächtig! Dir sei Lob und Preis in Ewigkeit, Amen!"

„Aber wo ist denn nun der Weg zum heißen Stein?" fragte Hans ganz verwirrt.

Der Domine sah ihn groß an. „Ihr seid doch ein Wunderknabe," sagte er. „Sitzt auf dem heißen Stein, und merkt es nicht. Hier, dieser Weinberg heißt so, und wenn Ihr heute mittag gekommen wäret, statt am kühlen Abend, würdet Ihr auch merken, warum. Drum hab' ich ihn ja so gern und habe mir das Häuschen hier gebaut, weil es ein schönes Plätzchen ist für einen, der in Indien gelernt hat, was Sonne heißt. Und die Reben wissen das auch. 's ist ein guter Tropfen, der hier auf dem heißen Stein wächst, und ich denke, Ihr sollt ihn mir noch loben heute abend. Ja, seht Euch nur um, Ihr seid auf dem heißen Stein. Habt ihn Euch wohl anders vorgestellt? Lieber Gott, am Ende geht es uns allen so, daß wir einmal am Ziel stehen und wissen es nicht. So heiß, wie der in dem Kinderreim, den irgendwer Eurer Wundertaube an den Schwanz gehängt, ist er freilich nicht. Denn da ist das Hochgericht gemeint, auf dem sie

die Hexen verbrennen. Von dem aber werdet Ihr wohl keine holen ſollen; auch nicht Eure Muhme Brigitte. Denn die iſt in Sicherheit, der Teufel hat ſie zwar nicht geholt, aber mein alter Freund, der Maler Balthaſar Schnurrſeckel, Ihr kennt ihn ja auch, hat ſie als Haushälterin in ſein Haus zu Diez geſetzt, und da gibt es keinen Hexenprozeß, weil der brave Graf zu Naſſau ſtatt der Hexen die Ankläger erſäufen läßt. — Alſo das iſt auch in Ordnung. Hier ſteht Ihr auf dem heißen Stein, wollt Ihr hier durchaus eine ſchöne Jungfrau befreien, ſo müßt Ihr warten, bis eine da iſt. Einſtweilen hauſt nur ein alter Domine hier, der Euch indes zum Warten Herberge bietet und alles, was er Euch ſonſt geben kann."

Nach dieſen Worten holte der alte Herr einen breitkrempigen Schifferhut und einen großen Knotenſtock aus dem Häuschen und verriegelte die Thür umſtändlich. „Gehen wir in mein Haus hinunter," ſagte er, „es dämmert ſchon tüchtig, und die Wege ſind ſteil hier zu Lande." Noch einmal betrachtete er Hans lange und ſtrich ihm freundlich die Locken aus der Stirn. „Wahrhaftig," ſagte er, „Ihr gefallt mir, und noch beſſer in Perſon, als auf dem Blatt in Meiſter Baltzers Buch, das ich jüngſt bei ihm ſah, als er mir von Eurer wunderlichen Flucht erzählte. Ihr habt Euch viel Gutes von mir verdient, und ich denke, es wird mir Freude machen, daran abzuzahlen."

Dreizehntes Kapitel.

„Ihr könnt mit Eurer Wundertaube immerhin zufrieden sein," hatte der Domine gesagt, als sie zusammen in die Stadt einzogen; „sie hat Euch in ein schönes und merkwürdiges Stück Land geführt." Hans brauchte nicht viele Tage, um die Wahrheit dieser Worte zu erkennen. Ein gesegnetes, an Merkwürdigem aller Art fast überreiches Gebiet war es, das der Amtmann von der Feste Stahleck aus im Namen des fernewohnenden Pfälzer Kurfürsten beherrschte. Vieles freilich von den bunten Farben des Lebens vergangener Zeiten hatte der calvinistische Glaubenseifer weggewischt. Es zogen keine Prozessionen mehr mit Musik und flatternden Fahnen zu Schiff den Rhein hinab, seltener erklang das volle Geläut der Kirchenglocken, die leuchtenden Malereien im Inneren der Kirchen waren weiß übertüncht, und einzelne, wie die einst alljährlich von vielen Tausenden fremder Pilger besuchte Wallfahrtskirche Sankt Werners, standen geschlossen; nur ein einsames Glöckchen im halbzerfallenen Dachstuhl des rosenfarbenen Wunderbaus ließ noch ab und zu seinen wehklagenden Ruf durch die Nacht ertönen, wenn der Wind, sein einziger Küster, es heftiger bewegte. Aber mächtiger als aller Glaubenseifer hatte der eigentliche Beherrscher des Landes, der Wein, seinen fröhlichen Einfluß auf Menschen und Sitten gewahrt; ja er regierte recht eigentlich statt des Kurfürsten. Denn noch war Bacharach der fast alleinige Stapelplatz des ganzen mittelrheinischen Weinhandels, und in den Händen des Bürgerausschusses, der als „Rat der vier Thale" diesen Handel überwachte und

leitete, lag zugleich auch die eigentliche Regierung der „vier Thale", Bacharachs und seiner Nachbardörfer Diebach, Manubach und Steeg.

Auch der Domine Govaert Friso spielte in dieser merkwürdigen Weinrepublik eine wichtige Rolle, und nicht bloß als Freund des reichen Amsterdamer Kaufherrn, der auf den Weinmärkten zu Martini „den Markt machte". Um seiner eigenen Tüchtigkeit und Weinkenntnis willen war er, obgleich ein „Zugezogener", zum Mitglied der „Zechherrenschaft" gewählt worden, der es oblag, den Weinbau im Lande zu überwachen und alljährlich den Mindestpreis für alle Sorten festzusetzen. Ueberhaupt zählte er zu den angesehensten Männern in den vier Thalen. Er bewohnte mit einem ihm an Jahren und Leibesgröße fast gleichkommenden holländischen Diener und einer einheimischen Köchin ein hübsches Haus in Bacharach, unfern des Zollturmes, der die Stadtmauer am Rheine nach Süden abschloß. Nach der Rheinseite war an den oberen Stock ein bedeckter Altan ausgebaut, der sich beinah auf die Stadtmauer lehnte und einen bequemen Blick auf Stapel und Strom gewährte. Noch schöner und freier aber war der Ausblick von der darüber gelegenen Giebelstube, in der nun Hans als Gast wohnte. Es war dasselbe Zimmer, in welchem, wie ihm der alte Diener sogleich beim Einzug erzählte, ein halbes Jahr lang, — bis vor wenigen Tagen die „jonge Juffrouw Renata van Tessel" gewohnt hatte. Wie hätte er es mit dem köstlichsten Fürstensaale vertauschen mögen!

Viele und vielerlei Leute verkehrten alltäglich im Hause des Domine; es war erstaunlich, für was alles er um Rat gefragt wurde und Rat wußte. Der fromme

Doktor Cruſtarius, der als Inſpektor oder wie man jetzt etwas ſchwieriger ausſpricht: Superintendent die Geiſtlichkeit des Landes führte, holte ſich bei ihm Troſt in pfarramtlichen Bedrängniſſen, und die weltliche Obrigkeit, der Amtmann mit dem langen Namen Johann Erhard Knebel von Katzenellenbogen, ſchätzte die Meinung des Domine in Sachen der Artillerie und „Fortifikation"; übrigens ſtanden ſie auf du und du und pflegten neben kriegeriſchen Dingen eifrig die Muſik, wobei der Domine die Schnabelflöte blies, während der Ritter die Kniegeige künſtleriſch zu ſtreichen wußte. Wenn einem Bürger der Wein im Faſſe trübe geblieben war oder wenn eine Bürgersfrau fand, daß ihre Hühner zu wenig Eier legten, ſo mußte auch wieder der Domine helfen. Mitunter aber erſchienen auch auswärtige Leute mit geheimnisvollen Geſichtern und ſcheuem Weſen, und nach ſolchen Beſuchen verreiſte der Domine auf einige Tage, wie er behauptete, um irgend eine Weinſorte an Ort und Stelle zu probieren. Seine Mitbürger aber wußten es beſſer und ſchrieben ihm dieſe Reiſen höher an, als alle ſonſtigen Verdienſte. Denn ſie erkannten in ihm einen der Schifferpaſtoren, — einen von jenen unerſchrockenen Geiſtlichen, die freiwillig das gefährliche Amt ausübten, ihren zerſtreuten und unterdrückten Glaubensgenoſſen in den katholiſchen Ufergebieten heimlich, zumeiſt bei Nacht an Bord eines Schiffes, das Wort Gottes auszulegen und die Sakramente zu ſpenden. Um dieſes frommen Dienſtes willen vergaben ihm die Eiferer unter ſeinen Mitbürgern ſogar die Vorliebe für die Muſik, die den calviniſtiſchen Geiſtlichen hier zu Lande ſonſt ſehr verargt wurde, und die noch ſündhaftere Neigung zum Tabakrauchen.

Holländiſche Gaſtfreundſchaft war berühmt, und jedenfalls erwies ſich der Domine als Meiſter in dieſer vornehmen Kunſt. Er beanſpruchte nichts von der Zeit ſeines jungen Gaſtes. „Seht Euch um, wo und wie Ihr wollt,“ ſagte er. „Lernt die Menſchen und die Dinge kennen, bis Euch Gelegenheit und Neigung zeigen, wohin Ihr nun Euer Streben richten ſollt. Solange Ihr wollt, ſeid Ihr in meinem Hauſe daheim.“

Hans benutzte dieſe Freiheit wohl. Es entging ihm nicht, wie günſtig der Domine ihm unter der Hand bei den Leuten durch Erzählung deſſen, was er für Renata und ihren Vater gethan, vorgearbeitet hatte. Der greiſenhaft milde Doktor Cruſtarius und der bärbeißige Amtmann kamen dem jungen Helden mit gleicher Huld entgegen, und durch ſein beſcheidenes, ruhig heiteres Weſen ſicherte er ſich ihre Gunſt vollends. So oft er aber an die Pforte des Altanzimmers pochte, fand er auch ſeinen Gönner bereit zu vertrauter Ausſprache. Der Domine ließ ſich ſeine Erlebniſſe und Eindrücke ſchildern, ohne ihn auszuhorchen, er berichtigte ſie, wo es not that, mit Bemerkungen, aus denen die Erfahrung eines überaus reichen Lebens und die Weisheit einer tiefen Seele ſprach. So wurden ſie viel ſchneller und gründlicher vertraut, als durch die ermüdende Ausſchließlichkeit eines beſtändigen Verkehres, bei dem man einander zuletzt vor lauter Rückſichtsnehmerei läſtig wird, und es bildete ſich zwiſchen ihnen ein ſchönes Verhältnis, wie zwiſchen einem klugen Vater und einem den Knabenſchuhen entwachſenen, lernbegierigen Sohne.

Uebrigens hatte das Altanzimmer noch eine ganz eigene Anziehungskraft für Hans. Dort, über dem Tiſche des

Domine, hing ein großes Bildnis Renatas, von einem holländiſchen Meiſter kunſtvoll gemalt. Auch auf dieſem Bilde trat das Eigenartige ihrer Schönheit ſcharf hervor, und es beſtärkte Hans in einer Vermutung, die er endlich, nach langem Zögern, dem Domine vorſichtig andeutete.

Der Domine ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Nein," ſagte er, „Mevrouw van Teſſel war keine Jüdin. Obzwar das auch nicht ſo ſchrecklich und unerhört wäre, wie Ihr in Eurer deutſchen Reichsſtadt es zu betrachten gelernt habt. Wir ſtehen mit unſeren portugieſiſchen Juden zu Amſterdam anders als Ihr mit den Eurigen, es ſind angeſehene Kaufherren und große Gelehrte unter ihnen, und es wäre nicht der erſte Fall, daß ſich eine ſchöne Tochter Juda in eine gut chriſtliche Mevrouw verwandelt hätte. Aber hier liegt die Sache noch mehr im Wunderbaren, und weil Ihr mir nach Gottes Willen die beiden da gerettet habt, die mir die Nächſten auf der Welt ſind, ſo will ich Euch die Geſchichte auch rein erzählen." Er blickte eine Weile zärtlich ſinnend nach dem Bilde. „Nein," wiederholte er ſinnend, „Renatas Ahnherren haben niemals an den Waſſern zu Babylon geſeſſen. . . . Sie beherrſchten ein anderes Land, ein ſonniges, üppiges Wunderland, wo die Blumen ſchneller aufblühen, heißer duften — und ſchneller welken als irgendwo. Es iſt ein Land voll Reichtum, aber kein Land für unſere Art, die im Winter ihren Schnee und ihr Eis haben will und im Frühling ihre Nachtigallen; und wenn unſereins es dort auf zehn Jahre überſteht, ſo zählen die Jahre doppelt, wie Kriegsjahre. Ich kann davon reden und Adriaan van Teſſel auch. Obzwar nicht bloß die Sonnenglut uns vor der Zeit die Haare weiß gefärbt hat. Das Leben hat auch dazu ge-

holfen, — und die Menſchen. Seht, Hans, ich bin jetzt ſechzig Jahre alt. Als der Herzog von Alba in Brüſſel anfing, das Blut unſerer Edlen zu vergießen, aus dem die niederländiſche Freiheit nach Gottes Willen aufſprießen ſollte, lief ich als ein zehnjähriger Fiſcherburſch in den Dünen herum. Manches von dem, was mir nachmals in meinem geiſtlichen Amte am meiſten frommte, hab' ich nicht auf Schulbänken, vielmehr an den Wachtfeuern der Waſſergeuſen gelernt. Es war eine große Zeit, aber auch eine ſchwere Zeit, und ich hab' mein Teil an ihren Stürmen durchgemacht, bis ich im Hafen einer Dorfpfarre landete. Dann hab' ich ein liebes Weib heimgeführt, und als ich erſt mit ihr im Lallen unſeres Sohnes die lieblichſte Stimme vernommen, mit der unſer Herrgott in irdiſcher Weiſe ſpricht, was fehlte mir da noch zum Glück? Aber als es in Krieg und Handel meinen werten Landsleuten ſo trefflich von ſtatten ging, fingen ſie an, einander das Leben ſauer zu machen, ſonderlich die Herren Theologen, die zankten und zanken noch um Dinge, die für menſchliche Weisheit doch nicht zu ergründen ſind, ſie ſpalteten Haare, und wer's nicht mitmachen wollte, dem riſſen ſie alle Haare aus. Na, Ihr habt ja geſehen, wie es die Katholiſchen und Proteſtanten widereinander halten — bei uns trieben es die Proteſtanten untereinander noch ärger. Ich wollt's nicht verſtehen, aber da kam ich übel an. Weil ich erklärte, daß es mir beſſer anſtehe, andere und mich an unſeres Herrgotts Gnadenwerk zu erbauen als über anderer Meinung von ſelbigem Gnadenwerk mich auf der Kanzel zu erboſen und ſie zu verdammen, verdammten ſie mich ſelber, ſtifteten Unfrieden und Haß in der Gemeinde wider mich und trieben mich zuletzt aus Amt und Brot hinaus.

Und das geſchah juſt zur ſelben Zeit, als im Lande eine Seuche wütete, die der Krieg mitgebracht und zurückgelaſſen, und mein Weib und Kind ſtarben auch daran.“ Er hielt eine Weile inne und blickte ſtarr auf ſeine gefalteten Hände; dann fuhr er leiſer fort: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen! — Das iſt ein tiefes Wort des Troſtes nach bitterem Leiden. Aber Leid will Zeit haben, und damals bin ich nicht ſo friedlichen Sinnes aus meinem Hauſe gezogen, als ich es als ein verwaiſter Bettelmann verließ. Einer aber half mir durch, das war ein Schulfreund von mir, Adriaan van Teſſel. Der hatte mittlerweile den Studien Valet geſagt und war geworden, was ſein Vater geweſen war, ein Kaufmann. Aber einer von denen, die den Reichtum nicht in der Rechenſtube abwarten. Er jagte ihm nach auf den Meerwogen, die unſerem Volke am Ende doch immer freundlich geweſen ſind, ſonderlich wenn es ihnen beherzt den Kampf anbot. Auf ſeinem Schiff fand ich eine Heimſtätte — und einen Beruf. Denn das Schiffsvolk fragt nicht nach theologiſchen Haarſpaltereien, das braucht einen Mann, der mit herzlichem Vertrauen Gottes Wort und Troſt mit ihnen teilt. Wißt Ihr, wie man auf unſeren Schiffen den Geiſtlichen nennt? Siechentröſter. Damit iſt alles geſagt, was man von ihm will. Und ein ſolcher Siechentröſter bin ich dann geweſen, viele Jahre; auf dem Führerſchiff meines Freundes und in den indiſchen Kolonien, die wir dazumal den Spaniolen und ihren unglückſeligen portugieſiſchen Unterthanen abjagten. Ei, ich ſag' Euch, es war eine wilde Jagd, und wie es dabei herging, wenn es hieß: ‚Alle Mann an Bord, und wer leben will, der kämpfe drum!‘ — das könnt Ihr an meinem Geſicht ableſen. Die größte Schmarre

hier, da zwiſchen den Augen, die danke ich einem malayiſchen Fürſten auf der Inſel Java. Es war ein hochgebietender Herr, er hatte es auch machen wollen wie ich daheim auf meiner Pfarre, ſagte zu den Portugieſen: ‚Bleibt ihr mir rechts vom Leibe,‘ und zu uns: ‚Bleibt mir links vom Leibe.‘ Aber es erging ihm nicht beſſer als mir, und als wir erſt die Portugieſen untergekriegt hatten, die ſelber nicht frei waren und ſich für ihre neuen ſpaniſchen Zwingherren nur mit halbem Mute wehrten, da mußte er auch daran glauben. Zuletzt aber, als unſere Leute ſeine Edelgarde zuſammengehauen und er ſelber auf der Schwelle ſeines Bambusſchloſſes gefallen war, da machten noch nach des Landes Sitte ſeine Weiber und Töchter mit ihren Mägden einen Ausfall, und ich danke Gott, daß ich derweil im ſchönſten Wundfieber lag und nicht mit anſehen mußte, wie ſie mit ihren Bambusſpießchen in den zarten Händen vor unſeren Kugeln fielen. — Aber der Wahrheit die Ehre, unſere holländiſchen und frieſiſchen Burſchen ſchonten, was zu ſchonen war, und unter denen, die mit dem Leben davon kamen — ſehr wider Willen; viele von den armen Weibern brachten ſich ſelber um — war auch eine Tochter des Fürſten. Sie hatte ſich bis zuletzt gewehrt, Mynheer van Teſſel hatte ſelbſt einen Pfeil von ihrer Hand im Arme ſtecken, und wenn wir Spanier oder Portugieſen geweſen wären, ſo wäre es ihr bös ergangen. Aber Adriaan van Teſſel war ein braver Holländer, der das Ebenbild Gottes ehrt, — und dazu war er ein junger, ſchmucker Herr. — Ich weiß nicht, wer von den beiden zuerſt an den Brauch dachte, der dort zu Lande unter dem braunen Volk das Eroberungswerk zumeiſt mit der Hochzeit endigen läßt, — die alten Griechen beim Homer haben's auch ſo

gehalten, mag ſein, daß unſere Frauen und Mägdlein anders denken, dem ſpaniſchen Philipp wäre wohl kein holländiſches Edelfräulein gefolgt, wenn er ſie für ſein Brautlager begehrt hätte. Aber dort zu Lande denkt man anders, und als ich wieder auf zwei feſten Beinen herumwandelte, wurde mir an einem Tage die Freude zu teil, die ſchönſte javaniſche Prinzeſſin erſt durch das Taufſakrament zu einer chriſtlichen Jungfrau Renata und alsdann durch meinen Segen zu einer Mevrouw Renata van Teſſel zu machen. Weiß nicht, ob meine ſeelſorgerliche Belehrung oder ihre Liebe zu dem jungen Admiral ſie ſo ſchnell für die Wahrheit unſeres Glaubens gewann; die Wege des Herrn ſind wunderbar über alle Maßen, ſo mag ihm wohl auch einmal der heidniſche Gott Cupido die Wege ebnen müſſen. — Aber eine fromme Chriſtin iſt ſie wirklich geworden, und eine überaus glückliche Ehe war's, — nur währte ſie kurz, wie das meiſte reine Glück auf Erden. Denn es ſind Kinder der Sonne, die ſchönen Menſchenblumen aus jenem heißen Lande; wenn ſie unter einen blaſſeren, kühleren Himmel kommen, wo es unſer einem erſt wieder frei und wohl wird, ſo welken ſie hin, und ehe Adriaan van Teſſel das Landhaus an dem Meerbuſen, den wir het Y nennen, fertig hatte, worin er ſeiner Hausfrau ein ganz klein Stückchen von ihrer Sonnenheimat nachbilden wollte, da war die Blume ſchon hingewelkt, und er blieb allein mit ſeinen Schätzen — und mit ſeinem dreijährigen Töchterlein, das den Namen der Mutter führt und jetzt zu ihrem Ebenbilde erwachſen iſt, — ganz ihr ähnlich. — Faſt ſchreckhaft ähnlich," fuhr er leiſer, wie im Selbſtgeſpräch nach einem langen, kummervoll zärtlichen Blick auf das Bild fort. „Auch ein Kind

der Sonne, das ſich unwiſſend nach der heißen Heimat ſehnt.“ — Er ſtrich ſich über die Stirn und fuhr lauter fort: „Das iſt die Geſchichte von Renata van Teſſel. Ihr wißt nun, woher ſie die Farben hat, die Wunderaugen und das Wunderweſen. Wenn Ihr ſie mit ihrem Vater in einer fremden Sprache koſen hörtet, das war nicht Hebräiſch, wie Ihr meintet, vielmehr die Sprache ihrer Mutter. Eine weiche, ſüße Sprache. Sie liebt ſie, und ſie paßt zu ihr. — Ja, und was ſoll ich Euch noch weiter von mir erzählen? Es iſt raſch abgethan. Als ich damals vor vierzehn Jahren zuletzt in Amſterdam landete, war ich wieder der Pfarrer ohne Amt. Sie waren mittlerweil nicht milder in ihren Lehrſtreitigkeiten geworden; und einen Landpfarrer mit den Schriftzügen da im Geſicht hätten ſie am wenigſten genommen. Nicht einmal bei unſerer Armee war ich mit meinem geiſtlichen Beiſtand auf die Dauer zu gebrauchen; und dann fingen unſere Hochmögenden ja auch ſchon ein paar Jahre darauf an, mit den Spaniern über den Waffenſtillſtand zu verhandeln, den ſie jetzt glücklich genießen. Für mein Auskommen hatte ich an dem, was mir Mynheer van Teſſel als meinen Anteil überwies, übergenug, aber ein Amt hatte ich nicht. War auch nicht mehr recht dafür geſchaffen, nach den acht Jahren in Indien und auf dem Meere. Die Theologie, die man da lernt, paßt nicht immer in eine holländiſche ſtrenggläubige Landkirche. Da habe ich ſo herumgekreuzt und zuletzt hier Anker geworfen. Es iſt eine ſtille Bucht, wo man in Frieden alt werden kann; und eine gewiſſe Amtsthätigkeit habe ich ja auch gefunden, — ich vermute, Ihr habt ſchon gehört, was die Leute davon erzählen, mir ziemt es nicht, davon zu reden. Adriaan van Teſſel,

— ja der iſt flott geblieben. Wie das ſo mit den Kaufleuten geht: je mehr ſie verdienen, je eifriger wollen ſie es vermehren. Aber nach Indien iſt er nicht mehr gefahren; das überläßt er den Kapitänen und Kommiſſaren unſerer oſtindiſchen Kompanie, die er damals nach unſerer Rückkehr mitgeſtiftet hat. Dafür kommt er ſeit dem Waffenſtillſtand alle Jahr einmal hier herauf, — unſer ganzer Weinhandel geht beinah allein durch ſeine Hände —, und es iſt erſtaunlich, wie ihm alles glückt. Erſchrecklich faſt. Möchte er nie den Neid des Glückes, wie die alten Heiden es nannten, erfahren!"

„Begleitet Fräulein Renata ihren Vater allemal auf ſeinen Reiſen?" fragte Hans.

„Meiſt. Die beiden hangen ja unbeſchreiblich aneinander. Nur vorigen Herbſt, da hat er ſie hier laſſen müſſen. Die Aerzte in Amſterdam meinten, es ſei beſſer für ſie, wenn ſie einmal einen Winter nicht an der See bliebe." —

Mächtig hatte die Geſchichte der ſchönen indiſchen Prinzeſſin auf Hans gewirkt. Sie umgab Renatas Bild in ſeiner Seele mit einem zauberiſch bunten Rahmen, aus dem ihr zartes Antlitz ihm doppelt rührend entgegenlächelte. Aber noch in einem anderen Punkte wurden die Erinnerungen des Domine, in denen die kühne Mannesthat, Kampf und Sieg einen weit größeren Raum einnahmen als die Gottesgelehrtheit, für ihn beſtimmend, — in der Wahl ſeines zukünftigen Berufes.

Vierzehntes Kapitel.

Eines Nachmittags saß der Domine mit Doktor Crustarius und dessen Diakonus Paul de Leonardis in seinem Altanzimmer beim Weine. Es war am Sonntag nach dem Johannisfeste, und der ehrwürdige Oberpfarrer hatte, wie immer an diesem Tage, viel zu klagen über die unausrottbaren Zauberbräuche, die sich zur Sonnwendfeier aus urgermanischer Zeit ins Christentum gerettet hatten und auch der Reformation standhielten. „Sie werden mir wieder von Heidelberg aus einen ordentlichen Rüffel senden, daß es so etwas noch immer bei uns gebe," meinte er. „Aber deshalb ist es mir noch nicht so verdrießlich. Das Schlimmste ist, daß sich über kurz oder lang hinter dem Feuertanzen, Viehsegnen und Wundenbesprechen auch der scheußliche Hexenwahn sachte einschleichen wird. Ein Aberglaube zieht den anderen nach. Unsere Leute sehen nicht umsonst drüben im Mainzischen und Trierischen Jahr für Jahr die Scheiterhaufen rauchen."

„Da habt Ihr leider Gottes recht, Herr Bruder," meinte der Domine. „Unser Hans kann ein Liedchen davon singen, wie leicht einen die Leute mit dem Teufel zusammenkuppeln. Aber um von ihm zu reden, — zu einem Diener der Kirche, wie sie heutzutage zum Beispiel Euer Oberkirchenrat in Heidelberg verlangt, ist der so wenig zu gebrauchen wie ich. Und zu einem Kaufmann auch nicht, obzwar er in Herrn Adriaan den besten Lehrer fände. Bei Licht besehen, — ich glaube, er taugt nur zum Kriegsmann."

„Das ist ein Beruf voll Anfechtung und Beschwerden

der Seele," meinte Doktor Cruſtarius kopfſchüttelnd. „Die das Schwert führen, werden durch das Schwert umkommen."

„Iſt wohl nicht ſo ganz wörtlich zu nehmen," erwiderte der Domine. „Bis jetzt ſind doch noch immer einige übriggeblieben."

„Es iſt aber noch etwas anderes dabei zu bedenken," verſetzte der Diakonus bedächtig. „Die Vorurteile des Standes —"

Ein lautes Freudengebell unterbrach ihn, vermiſcht mit dem drohenden Baß einer kräftigen Kommandoſtimme.

„Der kommt gerade zur rechten Zeit," meinte der Domine und eilte dem Junker Amtmann entgegen, der mit fröhlichem Gruß eintrat, umtollt von zwei mächtigen Doggen, die an dem Domine ungeſtüm emporſprangen.

„Wollt ihr Ruhe geben, ihr Lümmel," wetterte der ſchwarzbärtige Junker. „'s iſt aber deine Schuld, Domine Govaert, warum haſt du mir ſie ſo verwöhnt! — Ihr entſchuldigt die zwei Kerle wohl, ehrwürdige Herren? In die Kirche darf man ſie ja nicht mehr mitbringen, wie es vor Zeiten Brauch war, aber ſie ſind fromm erzogen, ich bürge für ſie. — Wart ein wenig, Domine, ich hab' mir den Brummkaſten nachbringen laſſen, nicht wahr, es paßt dir doch?"

Die beiden Geiſtlichen blickten etwas verlegen auf den Violakaſten, den der alte Diener des Domine hereinbrachte. „Ach ja," lachte der Junker, „Verordnung vom hohen Oberkirchenrat in Heidelberg, nicht wahr? Die Diener am Wort ſollen ſich des Lautenierens und aller weltlichen

Muſika enthalten. 's iſt doch faſt zu ſtreng. Der Doktor Luther hat's anders gehalten und war doch auch ein Mann nach dem Herzen Gottes, wie Ihr ſelber ſagt, Herr Doktor."

„Laß gut ſein, Hans Erhard," meinte der Domine und ſchob ſeinem Freunde Seſſel und Humpen zurecht, „zuhören dürfen ſie ja doch."

„Was ich ſagen wollte," bemerkte der Oberamtmann, „ich muß auch wegen deines jungen Schützlings mit dir ſprechen."

„Eben redeten wir von ihm," erwiderte der Domine, während er ſeinem Freund eine gefüllte irdene Tabaks=pfeife reichte und ſich ſelber ſeine Pfeife an einem kleinen Becken voll glühender Kohlen friſch anzündete. Auch die beiden anderen Geiſtlichen nahmen an dem neumodiſchen Vergnügen teil und hatten jeder ſeine lange holländiſche Thonpfeife in der Hand. In dieſem Punkte war die Verführungskunſt des Domine und ſeines Kumpans gegen die Bedenken des hohen Oberkirchenrats zu Heidelberg ſiegreich geblieben.

„Der Junge muß Soldat werden, glaube ich," fuhr der Domine fort. „Und dazu ſollteſt du uns helfen, Hans Erhard."

„Will ich auch. Hat er denn ſchon mit dir ge=ſprochen?"

„Nein."

„Aber mit mir. Darum komm' ich ja eben. Heute vormittag nach der Predigt war er deswegen bei mir. Strammer Burſche; gefällt mir."

Der Domine ließ vor Erſtaunen faſt die Pfeife fallen und ſah den geiſtlichen Herren fragend in die lachenden

Geſichter. „Hat man ſo etwas je gehört?“ rief er. „Da ſitze ich hier und ſimuliere, und derweil geht er hin und zerhaut den Knoten ſelber.“

„Wie Alexander,“ ergänzte der Oberamtmann. „Er greift ſtracks durch, geht an die Quelle. Gefällt mir.“

„An eine beſſere Quelle konnt' er ja freilich nicht gehen,“ meinte der Domine, „er hätte denn gleich heimlich nach dem Haag zu deinem Lehrmeiſter, unſerem Prinzen Moritz von Oranien, reiſen müſſen, was ich ihm beinahe auch zutraue. Na, alſo dann wären wir über das Gröbſte hinaus. Weißt du, ich dachte mir ſchon, du ſollteſt ihn ganz richtig in die Lehre nehmen. Von unten herauf, natürlich.“

„Ganz von unten herauf,“ beſtätigte der Junker Hans Erhard und leerte ſeinen Becher. „Wen ich lehre, dem wird nichts geſchenkt. Drum hab' ich auch ſeit vier Jahren und drüber keinen einzigen von meinen jungen Herren Vettern und Gefreundten bei der Garniſon im ganzen Oberamt. Das geht lieber an den Hof und bewundert die Hoffräulein unſerer ſchönen Engländerin, oder umgekehrt. Und dann avanciert es, heidi, haſt du nicht geſehen.“

„Das iſt eben, was ich vorhin ſagen wollte,“ meinte der Diakonus beſcheiden. „Wenn ein junger Kriegsmann noch ſo tüchtig iſt und nicht von Adel, ſo kommt er, wie die Welt einmal iſt, doch nicht über den Feldwebel hinaus, es ſei denn, daß es Krieg gebe, wovor uns Gott bewahren wolle.“

„In unſerem Kurſtaat iſt's leider ſo, Euer Ehren,“ beſtätigte der Junker ſeufzend, „und wir werden ja ſehen, wohin das führt, wenn erſt der Krieg da iſt. Aber

anderswo iſt man beſcheidener. In den Städten zum Beiſpiel. Und wenn mir der Domine da ſeinen Hans in die Lehre gibt, ſo ſoll es mir keine Kunſt ſein, ihn in ein paar Jahren für ein reichsſtädtiſches Fähnlein kapabel zu machen, wenn er nicht höher hinaus will. Freilich ein Stück Geld wird's alsdann noch koſten; denn da macht alles hohle Pfoten."

„Ich will aber höher hinaus, Hans Erhard," ſagte der Domine. „Was das Geld angeht, dafür ſtehe ich dir, ich und wenn's not thut, Mynheer van Teſſel dazu. Das genügt ſchon. Aber meinſt du, du ſollſt mir aus dem Jungen einen Tagedieb machen, der ſo ein Häuflein ſtädtiſcher Krachwedel lehrt, die Köpfe hintern Wall ducken, wenn die Feinde draußen ein Feldſtück auffahren? Dafür iſt er mir zu ſchade und du auch. Das kann er auch bei dem einarmigen Feldwebel lernen, der dir mit ſeinen vier Invaliden die Pfalz im Rhein da unten bewacht. Nein, er ſoll bei dir lernen von unten auf, damit er hernach auch in einer anſtändigen Armee die Feldbinde tragen kann. In fünf Jahren läuft unſer Stillſtand mit dem Hiſpanier ab. Da ſollſt du ſehen, wie unſere Hochmögenden nach Offizieren ſchreien. Und wir Holländer ſind nicht ſo. Wir meſſen die Leute nicht nach dem Wappen."

„Ereifere dich nicht, Alter," meinte der Junker. „Wenn ich Pfalzgraf wäre, ich ſuchte mir meine Lieutenants auch nicht wie die Stiftsdamen aus, nach der Zahl ihrer Ahnen. Alſo kurz, ich nehme den jungen Herrn. Die Vollmacht hab' ich für ſolche Fälle. Morgen tritt er mir oben auf Stahleck an. Urlaub will ich ihm bisweilen geben, daß du und unſer Doktor Cruſtarius hier

ihm ab und zu noch einiges aus eurer Gelehrſamkeit beibringt. Denn darin bin ich ſchwach. — Uebrigens, paß auf, er macht ſich. Ich habe meinen Blick dafür. Und dann —“ er flüſterte das folgende geheimnisvoll, mit erhobenem Zeigefinger ſich vorbeugend —, „ich weiß ja, ihr glaubt nicht dran, aber wahr iſt's doch: ich habe mir ſeine Geburtsſtunde geben laſſen, ſein Vater hatte ſie zum Glück in einem kleinen Geſangbuch notiert, das er bei ſich führt, — es ſtimmt alles. Er iſt unter den günſtigſten Aſpekten geboren, Venus iſt ihm hold und der rote Mars obendrein. Da kann es ihm gar nicht fehlen.“

„Na, ſo gratuliere ihm nur,“ erwiderte der Domine ruhig. „Ich will dir aber auch etwas anvertrauen, Hans Erhard. Ich hab' mir das Datum in dem Büchlein auch angeſehen, und bei mir paßt's auch. Denn dasſelbe Datum iſt mir tief ins Herz geſchrieben. Er iſt juſt am ſelben Tage ſelbigen Jahres geboren, wo mein einziges Kind zur Seligkeit entſchlief. Siehſt du in den Sternen Gottes Willen geſchrieben, warum ſoll ich ihn nicht auch aus dem Zufall leſen, wo meines Herzens Neigung dazu ja und Amen ſagt? Und alſo, ihr Herren, wenn der Junker hier den Hans zum Lehrling nimmt, ſo will ich ihn zum Sohn nehmen, ich hoffe, er wird auch dazu nicht nein ſprechen. Das iſt mein Entſchluß, und nicht erſt ſeit heute.“

„Ich glaube, Ihr thut wohl daran, Herr Bruder,“ meinte Doktor Cruſtarius nach einer kleinen Pauſe; auch ſein Diakonus nickte freundlich, und der Junker drückte ſeinem Freunde ganz gerührt die Hand. „Wie dieſe Holländer mit Namen umſpringen,“ rief er. „Großartig.

Der eine verwandelt vor den unfehlbaren Augen meines galanten kurtrierischen Amtsbruders in Boppard den Hans Maybrunn oder wie er hieß in ein Wächterlein, und nun will uns der hier nächstens aus dem Wächterlein einen Mynheer Jan Friso machen. Aber recht hast du, Bruder; gefällt mir sehr. Uebrigens, wer will nun noch zweifeln, daß die Sterne recht haben, he? — Aber nun laß ihn einmal antreten, meinen Rekruten, wenn er hier im Hause steckt, oder soll ich ihn ausschellen lassen?“

„Ich ruf' ihn, Euer Gnaden,“ sagte der alte Diener, der während der letzten Reden mit frischem Wein eingetreten war und an seinem Kredenztisch freudestrahlend gelauscht hatte, und alsbald kehrte er mit Hans zurück.

Es dauerte eine ziemliche Weile, bis man aus dem Gewirre von Ankündigen, Danken, Glückwünschen und Minnetrinken wieder hinlänglich zur Ruhe gekommen war, „um die Geister mit Tönen zu besänftigen“, wie sich der Junker ausdrückte. Seinem neuen Rekruten wies er als erste Dienstleistung zu, derweil für die Becher und Pfeifen zu sorgen und den eigenen Durst mit Maß zu stillen. Die geistlichen Herren lauschten den kunstreichen Duetten mit großem Behagen. Nach dem dritten oder vierten Stück meinte der Junker, sich den Schweiß abtrocknend: „Sie hat ihre Reize, die Frau Musika, aber auch ihre Malicen. Aber hier, ihr Herren, haben wir etwas, das wird euch einfacher eingehen, und wir sind es dem Domine schuldig, ja auch dem neuen Holländer da. Der muß doch auch etwas zum Ruhme seiner neuen Nation hören. Er kann uns übrigens mit seinem Hörnlein dabei helfen, so weit reicht seine Kunst und sein Naturinstrument schon.“

„Dann wollen wir aber ganz bis ans Fenſter gehen, daß die draußen auf dem Rheine auch ihre Freude haben," meinte der Domine lächelnd und deutete nach dem Zollſtapel hinaus, wo ein ſchmucker Zweimaſter lag, mit zwei großen bunten Wappenſchildern am Bug. Hans holte ſein Hörnchen, ſie rückten ihre Noten zurecht, und feierlich gemeſſen, faſt wie ein Choral, und doch wieder trotzig machtvoll wie eines Helden Rede klang die Melodie in den ſtillen Sommerabend hinaus. Merkwürdig aber war ihre Wirkung auf dem Schiffe. Nach den erſten Tönen belebte ſich das Deck mit breitnackigen Burſchen in ungeheuer weiten Hoſen und Teerjacken, ſtolz flatterte die Flagge am Heck empor, und ein kräftiger Chor ſtimmte in die Weiſe ein. Denn es war die Weiſe, zu der die Worte im Herzen jedes braven holländiſchen Soldaten und Matroſen eingeſchrieben ſtanden:

Wilhelmus van Nassouwe
ben ick, van duitschen bloet,
Den Vaderlant ghetrouwe
blijf ick tot in den doet.
Een prince van Oraengien
ben ick vrij onverveert,
Den coninc van Hispaengien
heb ick altijt gheëert.

In Godes vrees te leven
heb ick altijt betracht,
Daerom ben ick verdreven,
om lant, om luit ghebracht.
Maar God sal mij regheren
als een goet instrument,
Dat ick sal wederkeren
in mijnen reghiment. —

„Und nun, ihr Herren," ſagte der greiſe Doktor Cruſtarius, nachdem ſie noch eine Weile plaudernd geſeſſen hatten, „zum Abſchied noch ein geiſtlich Lied! Dawider hat auch der Oberkirchenrat nichts. Seht, drüben die Berge leuchten ſchon rötlich. Es will Abend werden. Setzt Euch an Eure Hausorgel, Herr Bruder, Ihr kennt mein Lieblingslied, — wißt Ihr, das vom Doktor Martinus Luther."

Der Domine nickte, klappte ſeine kleine Hausorgel auf, ein kurzes Vorſpiel, und ſie ſangen:

Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin,
Iſt's Gottes Wille;
Getroſt iſt mir mein Herz und Sinn,
Sanft und ſtille.
Wie Gott es mir verheißen hat:
Der Tod zum Schlaf iſt worden.

Der alte Geiſtliche hatte dem Geſange der anderen ſtill gelauſcht; ſeine Augen leuchteten wunderbar. „Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin," wiederholte er leiſe. „Es wird nicht mehr lang währen. Gottlob, daß ich dann ſagen kann: Der Tod zum Schlaf iſt worden. Unſer großer Lehrer Doktor Urſinus zu Heidelberg, da er im Sterben lag, ließ ſich noch einmal den Artikel von der ewigen Seligkeit vorleſen und flüſterte: ‚Certissimus, — des bin ich gewiß.' Möchtet auch Ihr es allezeit und auch im Tode noch ſagen können, mein lieber junger Kriegsmann. Das iſt der beſte Segen, den Euch ein alter Theolog mit in Euer neues Leben geben kann."

Fünfzehntes Kapitel.

In Mechthildis' Garten auf dem Mechterhof waren die letzten Sternblumen und Reseden verblüht. Die patrizischen Herrschaften hatten die Freuden des Herbstes auf ihren Landgütern zu Ende genossen und waren zurückgekehrt, um sich in ihren festen Stadthäusern mit den dicken Mauern und den großen Kachelöfen vor dem Regen zu bergen, der unaufhörlich niederfloß. Am Ausgang des Septembers, während droben im Rheingau, noch im heitersten goldduftigen Nachsommer, die Winzer ihre Trauben schnitten, hatte es hier in der Ebene schon angefangen zu regnen, im Oktober war man den Regen satt geworden, und jetzt, nach Allerseelen, rann er noch immerfort. Aber die Reichsstadt konnte er doch nicht sauber bekommen, wenn die Schieferdächer auch von Feuchte schimmerten wie Seehundshaut und die Löwenmäuler an den Giebeln der Patrizierhäuser ganze Wasserfälle ausspieen. Als Meister Baltzer etliche Tage nach Allerseelen einzog, um seiner Gewohnheit nach in der Reichsstadt Winterquartier zu nehmen, geriet er trotz aller Erfahrung und Umsicht gleich am Thor in einen knietiefen Naturweiher, den der Regen dort zwischen den dürftig verteilten Pflastersteinen gebildet hatte. Der wachhabende Stadtsoldat, der ihm wieder heraushalf, trug über der Uniform einen umgestülpten Sack als Regenmantel. „Ich sehe schon," sagte der Meister Baltzer, „in eurer Stadt ist noch alles wie zuvor."

Die Eingeborenen meinten das auch und verlangten durchaus nicht nach Neuerungen. Zwar die Angelegen-

heit der verſchwundenen Hexe, der Brigitt vom Martinsturm, hatte noch einigen Lärm nach ſich gezogen. Gegen den gelehrten Pater Kleutermann war ein gleichfalls ſehr gelehrter Franziskaner aus Koblenz aufgetreten, der unter anderem die aufregende Behauptung verfocht, der weiland Feuerwächter Hans Maybrunner ſei ſtatt in die Hölle ins Kurtrieriſche gefahren und treibe ſich dort mit ſeiner in einen Raben verwandelten Muhme als Hexenmeiſter herum. Da aber der Rat von dieſen Dingen auch einiges wußte und ſeine Gründe hatte, ſie nicht noch breiter ſchlagen zu laſſen, ſo mußten die geiſtlichen Herren ihren Streit auf höhere Anweiſung hin einſtellen, und das öffentliche Geſpräch wandte ſich anderen, erfreulicheren Stadtneuigkeiten zu, wie z. B. der Hochzeit des ſchönen Fräuleins Johanna Reynolds mit dem reichen Ratsherrnſohn Jobſt Kannemann, die im September auf dem Brautlaufhaus unter unendlichem Pomp gefeiert worden war. Noch wochenlang ſprach man in den Werkſtätten und Wirtsſtuben von dem wunderbaren neuen Tanzſpiel, das die vornehmen Herrſchaften dabei aufgeführt hatten: eine Schachpartie, bei der die weißen Offiziere von den ſchönſten jungen Damen, die ſchwarzen von ihren Kavalieren dargeſtellt wurden, während halbwüchſige Söhne und Töchter der vornehmſten Häuſer in der Rolle der Bauern ihr erſtes Auftreten im Ballſaale feiern durften; als Königspaar aber wirkten auf der weißen Seite Bräutigam und Brautführerin, auf der ſchwarzen Brautführer und Braut. Ein entfernter Verwandter Mechthildis', der Domherr von Hernoth, hatte als eifriger Schachſpieler dieſe reizvolle lebendige Partie erfunden und leitete ſie. Auch der Junker Lambertus von Halveren hopſte dabei als ſchwarzer

Springer herum, aber der Domherr, dem ſeine Erſcheinung mißfiel, wußte es einzurichten, daß er alsbald von einem niedlichen weißen Bäuerlein genommen wurde. Nur von fern durfte er zuſehen, wie Mechthildis als Brautführerin und weiße Königin zuletzt die Braut mit einer zärtlichen Umarmung „nahm“, den Brautführer mit höflicher Verneigung „matt ſetzte“ und ihre ſchöne Beute dem ſiegreichen weißen König auslieferte. Einen Troſt fand Junker Lambertus dabei: die Brautjungfer war noch ſchöner als die Braut. Der dumme Kerl, Jobſt Kannemann, hatte alſo doch die Schönſte für ihn übriggelaſſen.

Schärfer blickende Beobachter hätten ihm ſagen können, daß in dem Weſen ſeiner ſchönen Baſe Mechthildis neuerdings ein neuer Zug ſtiller Ruhe hervortrat, der ſich ſehr von ihrer früheren, faſt ſpöttiſchen Kälte im Umgang mit Standesgenoſſen unterſchied, und die Kranken und Armen in den Bauernhütten des Mechterhofes wußten, wie warm und tröſtlich dieſe großen braunen Augen, die vordem ſo gleichgültig blickten, jetzt auf fremdem Elend ruhten. Aber dergleichen gehört nicht zu den Veränderungen, die ein junger Stutzer in den Zügen ſeiner Nachbarin zu leſen weiß.

Auch über Mechthildis' Oheim war ſeit Anfang des Sommers ein ganz neues Weſen gekommen, das ſeinen Kollegen viel zu denken gab. Vom Ratsſchreiber hatte er ſich eine Unmenge alter Akten zur Durchſicht ausliefern laſſen, darunter auch alle, die ſich auf die bisher in der Stadt verhandelten Hexenprozeſſe bezogen. Nur um dieſe war es ihm zu thun; aber der Vorſicht wegen ließ er ſich auch die übrigen vorlegen und kam dadurch

plötzlich in den Ruf eines beispiellos fleißigen und gewissenhaften Bürgermeisters, zumal er nach Aussage seiner Diener auch zu Hause noch tief bis in die Nacht hinein über allerlei gelehrten Büchern wachte. Auch hatte man bemerkt, daß er verschiedenemal mit dem Domherrn von Hernoth unter vier Augen konferierte, als ob er vorhabe, auf seine alten Tage zu spekulieren; denn der Domherr von Hernoth war durch eine merkwürdige Neigung bekannt, die ihn fast noch mehr beschäftigte als das Schachspiel, — er war unermüdlich darauf aus, für andere unter der Hand Kauf- und Tauschgeschäfte zu vermitteln, ohne Vergütung und aus reiner Liebhaberei, wie er auch die weltlichen Geschäfte des Stiftes Marienforst und anderer Klöster unentgeltlich verwaltete. Nebenbei erwies sich Herr Winand jetzt als großer Verehrer der volkstümlichen Orden, er machte Geschenke in seinem und seiner Nichte Namen an Jesuiten, Kapuziner, Franziskaner, so daß einige Spötter meinten, er stelle sich an, als ob er vermittelst geistlicher Beihilfe in den Rat gewählt werden wolle, wo er doch schon Bürgermeister sei. Man wurde nicht klug aus seinem Treiben; das aber war unverkennbar, daß das eifrige Studium — und vielleicht auch der starke Wein, mit dem er sich dabei labte, ihm nicht zuträglich war. Seine Gesichtsfarbe ward immer unheimlicher, seine Zunge schwer und seine Hände zitterten.

Herr Sebaldus von Halveren verfolgte die Aenderung im Wesen seines Kollegen sehr aufmerksam und fand, daß sie vortrefflich in seine eigenen Zukunftspläne paßte. Es konnte nichts schaden, wenn Herr Winand zeitig das Irdische segnete und die Vormundschaft über

Mechthildis, wie anzunehmen, an ihren zukünftigen Schwiegervater übertrug. Denn daß er das werde, davon war Herr Sebaldus von der hohen Meinung, die er von den Vorzügen ſeines Lambertus hegte, nach wie vor überzeugt; und Herr Winand hatte ſeinen vorſichtigen Andeutungen über dieſen Punkt nicht widerſprochen. Daß es unſittlich ſei, in ſolcher Weiſe auf den Tod eines Verwandten und Gefreundten zu hoffen, fiel Herrn Sebaldus gar nicht ein. Seine Moral bezog er vom Rechenbrett. Mit dieſer Moral hatte er ſich den Ruf eines umſichtigen und rechtlichen Kaufherrn und ſogar eines vortrefflichen Politikers erworben und hoffte mit ihr auch das Glück ſeines Sohnes zu begründen.

Am Tage nach ſeiner Rückkehr ſtand Meiſter Baltzer neben Mechthildis vor ihrer kleinen Staffelei, um ihrem jüngſten maleriſchen Verſuch mit einigen Winken nachzuhelfen. Sie nahm ſeine Belehrung freundlich an und arbeitete eine Weile emſig fort. Dann ließ ſie den Pinſel ſinken und fragte, ohne ſich umzuwenden: „Ihr wart vorhin bei dem Oheim unten. Wie findet Ihr ihn, Meiſter Baltzer?“

„Etwas müde,“ antwortete er ausweichend.

Mechthildis nickte traurig. „Er ſtudiert gar zu viel. Und dazu immer dieſe ſchrecklichen Dinge, — dieſe Hexenprozeſſe. Ich weiß gar nicht, was er daran findet. . . . Nun erzählt mir weiter von Euch,“ fuhr ſie nach einer Pauſe heiterer fort. „Von Euren Bildern in Diez habt Ihr mir ſchon berichtet. Wie lebt Ihr denn da? Was macht Eure Haushälterin, die Brigitt? Bäckt ſie noch immer ſo gut?“

Meiſter Baltzer ſtarrte die Fragerin ſprachlos an.

Sie hatte ſich bei ihren letzten Worten ganz zu ihm umgewandt, und als ſie ihm jetzt in das verblüffte Geſicht ſah, flog etwas von dem alten Mutwillen über ihre Züge.

„Es iſt zu dumm mit dem Verſteckſpielen," rief ſie leiſe lachend. „Beſonders wenn die alten würdigen Herren es treiben wollen. Meiſter Baltzer, Ihr ſeid ſonſt ſo ein ehrlicher, lieber, alter Freund, warum wollt Ihr mir denn juſt das Beſte nicht eingeſtehen, wodurch Ihr dieſe Stadt vor einer Blutſchuld bewahrt habt, die ein thörichtes Mädchen durch ſeine Spielerei beinah über ſich und ſie gebracht hatte? — Nein, ſeht Euch nur nicht ſo erſchrocken um. Wir ſind allein, und dieſe Wände haben keine Ohren. Uebrigens, — mein Oheim weiß doch ſchon darum, nicht wahr? Und am Ende war das die ganze wichtige Sache, über die er heut allein mit Euch reden wollte."

„So? wollte er das?" verſetzte Meiſter Baltzer, noch immer ſehr beſtürzt. „Ihr könnt einen wirklich aus der Faſſung bringen mit Euren überklugen Einfällen. Aber thut mir den Gefallen und laßt ſie fahren, dieſe Einfälle; ſprecht ſie um Gottes willen gegen niemand aus. Was meine Haushälterin angeht, die ſo gute Kuchen buk, die iſt vor ſechs Wochen ſelig entſchlafen und auf dem Kirchhof zu Diez begraben worden, juſt auf den Michaelstag. Gott hab ſie ſelig. Es iſt unrecht von Euch und unratſam, wenn Ihr ſie in Euren Gedanken mit einer anderen zuſammenbringt, die nach allgemeinem Befund der Teufel vor etlichen ſieben Monaten hier aus der Stadtfronerei geholt hat. — Aber weil wir doch einmal von der vertrackten Geſchichte reden und die Wände hier, wie Ihr

meint, keine Ohren haben — Gott geb, daß ſie jedes Geheimnis bewahren, das ſie von früher her wiſſen! — ſagt mir doch, was meintet Ihr eben mit der Spielerei eines jungen thörichten Fräuleins? Wie war das eigentlich mit der Taube?“

Mechthildis errötete. „Einverſtanden,“ ſagte ſie. „Ich will's Euch erzählen. Aber nur, wenn Ihr mir zuvor ſagt, was Ihr über den jungen Feuerwächter wißt. Macht nur nicht wieder ſo große Augen. Das weiß ja die ganze Stadt, wie er damals durchs Thor entwichen iſt. Wir haben ſechs Bürgermeiſter und zweiundfünfzig Ratsherren, meint Ihr, was die in geheimer Sitzung beraten, das hielten ſie ihren Frauen und Nichten daheim verborgen?“

„Schrecklich,“ ſeufzte Meiſter Baltzer. „Alſo das nennt man Amtsgeheimnis. Nun, was mich angeht, ich weiß nichts von jenem Hans Maybrunner. Aber einen, der Zug um Zug ſo ausſah wie er, nur brauner im Geſicht und mit einem ganz anſehnlichen Schnurrbart, den hab' ich vor zwei Monaten etwa zu Bacharach vor der Burg Wache ſtehen ſehen, in kurpfälziſcher Montur. Der heißt aber Jan Friſo. Ein alter reicher Holländer, ein Freund von mir, hat ihn adoptiert und will nun durchaus einen General aus ihm machen. Von dem hat er auch ſeinen Namen. Früher hieß er anders, er iſt übrigens ein Neffe von meiner ſeligen Haushälterin, die ihr mit der Brigitt verwechſelt.“

„Gott ſei Dank!“ ſeufzte Mechthildis und ſtreckte dem alten Freunde die Hand hin. „Meiſter Baltzer, Ihr verſteht es, die Thorheiten anderer Leute wieder gut zu machen, und wenn alle ſo wären, wie Ihr —“

„Es wäre eine nette Menſchheit, nicht wahr?“ fiel der alte Maler ein. „Danke für das Kompliment. Der liebe Gott wird doch ſeine Gründe haben, daß er nicht lauter Kerle wie mich herumlaufen läßt. Aber nun ſeid Ihr an der Reihe.“

„Was ſoll ich Euch da viel erzählen?“ begann Mechthildis nach einer Weile zögernd. „Kann ich mir's doch ſelber kaum klar machen, wie ich damals auf den närriſchen Einfall kam. Und wie ſollt' ich's vollends Euch erklären? Ihr, ſo klug und beſonnen, ſo hell im Dunkeln, wie die Lichter auf Euren Bildern, — könnt Ihr Euch denken, wenn man ſo am ſchönſten Tage allein iſt in der Natur und ein Knoſpen ringsum, ein erſtes Klingen und Frühſonnenſchein und eitel Freude, und man fühlt ſich mit einemmal ſo unſäglich allein, ſo arm und verworren und dunkel in der Seele, daß man die Hände ausrecken möchte und rufen: Ach, jetzt nur eine Hand, die mich wegführt, — eines Engels oder Menſchen Hand, die mich aus der Einſamkeit leitete — Ihr könnt's Euch nicht denken!“

„Glaubt immerhin, daß ich es kann,“ verſetzte der alte Maler nach einer Weile. Er hatte die Augen von der Sprecherin abgewandt und blätterte in einem kleinen Buche, das vor ihm lag. Seine Stimme klang wunderlich weich.

„Ja,“ fuhr Mechthildis in ihrer Beichte fort, „und ſo war's. Ein Frühlingstag, draußen auf dem Mechterhof, in meinem Garten. Ich hatte zeichnen wollen, aber es ging nicht. Ringsum ſo ein wunderſamer goldiger Schein, der feinſte Nebelduft, wie ein Hauch; und alle die erſten Stimmen der lieben Vögel, und die Luft lau,

— und alles, was ich wieder einen langen, nutzloſen Winter lang mitgetrieben und mitgenoſſen, war mir auf einmal ſo wüſt und leer in der Erinnerung. Und es war mir, als ob der goldige zitternde Nebel über mir nur auf ein Zeichen von mir wartete, um zu zerreißen und mir etwas Beſſeres zu zeigen, — etwas Gutes zu thun, wißt Ihr, zu thun! Und da —“ ſie errötete und ihre Stimme wurde noch leiſer, „da traten mir juſt meine Tauben in die Augen, und der Vers fuhr mir durch den Sinn aus einem Mädchenſpiel, das wir im Stift oft getrieben:

Flieg aus, flieg aus, du Taube mein,
Du ſollſt mein lieber Bote ſein, —

und ehe ich ſelber recht dachte, was ich that, hatt' ich das darauf folgende Verschen zweimal aufgeſchrieben, in die Federſpulen von ein paar kleinen Pinſeln geſteckt und den Tauben angeheftet. Huſch, flog das Paar auf, als ob es nur darauf gewartet hätte, und ehe ich anfing, meinen albernen Streich zu bereuen, waren ſie in dem Goldnebel verſchwunden. Ich hab' ſie nie wiedergeſehen. — Hernach, den erſten Tag über war ich ſchrecklich unruhig, ich ſchämte mich vor jedem, der mich nur anſah. Dann kamen wieder andere Dinge darüber, und ich hatt's beinah vergeſſen. Bis an jenem Tag, wißt Ihr, wo Ihr und der Oheim mir zuerſt von dem Hans — von dem Feuerwächter oben auf dem Martinsturm erzähltet, als wir die Tauben kreiſen ſahen und Ihr mich nach den meinen fragtet, — da fiel's mir wieder auf die Seele. Ach, aber dann den folgenden Tag, als mir der Oheim erzählte, wie's mit der alten Brigitte gekommen war und was ſie den Herren berichtet

hatte, — als ich merkte, was der Zufall aus meinem dummen Streich gemacht, wie wurde mir da zu Mute! Ich ſündiges Menſchenkind, ich hatte den Himmel zu einem Zeichen herausgefordert, und der Teufel gab Antwort!“

„Laßt nur den Teufel aus dem Spiel,“ verſetzte Meiſter Baltzer. „Einſtweilen regiert unſer Herrgott noch die Welt, und mich dünkt, er hat uns auch in dieſer wunderbaren Geſchichte gezeigt, daß er's noch immer verſteht.“

Mechthildis nickte und fuhr ſich mit ihrem Tuch über die Augen. „Auch ich hab' es hernach ſo erkannt,“ ſagte ſie. „Und — ich weiß nicht, es klingt ja wohl recht dumm, wenn ich's ſage — es iſt etwas in mir anders geworden ſeitdem. Als Ihr — nun, hebt nur nicht den Finger —, ſagen wir, als die alte Brigitt glücklich entkommen war — ich wußte ja ſo gut wie ſicher, daß Ihr es gethan! — und als ich dann von meinem Oheim erfahren, was die beiden Landſtreicher über die Flucht des jungen Geſellen berichtet hatten, — da war mir's ſo leicht um's Herz; aber wißt Ihr, auch ſo eine Luſt: jetzt nicht bloß beten, jetzt auch etwas thun! Ich ſah unſere Leute draußen auf dem Mechterhof, wie ſie arbeiteten und ſich's ſauer werden ließen, und dabei immer rüſtig und fröhlich zur rechten Zeit; und ſie haben es doch ſo ſchwer! Darauf hatte ich früher nie geachtet. Nun war's doch, als ob mir auf einmal die Augen aufgingen. Und wie ich dann merkte, wie ſie einen dankbar anſehen für jedes freundliche Wort, und gar die Kranken, und erſt die Kinder! — da kam mir's wohl zuweilen: das iſt der Segen, der dich hinter dem Nebel erwartete, und nicht erſt an jenem Früh-

lingsmorgen. Und wunderlich! viel leichter wurde es mir nun auch, die Dummheiten zu ertragen, die mich vordem von unseren jungen und alten Kavalieren so viel geärgert hatten. Und überhaupt all das kleine Zeug, das einen so in der Welt ärgert, — ich fand, es ließ sich leichter tragen, wenn man erst selber versucht, sich ein klein wenig nützlich zu machen. Nun lernt' ich ein Büchlein lesen und verstehen — Ihr habt es just in der Hand —, die Muhme Aebtissin hatte es mir vordem geschenkt, ohne daß ich es sonderlich achtete. Es ist des seligen Thomas a Kempis lateinisches Buch von der ‚Nachfolge Christi'. Ich las darin und ich fand, daß es doch noch etwas mehr sagt als die alten heidnischen Poeten, die ich vordem eine Zeitlang so gern gelesen."

„Sie sind auch nicht zu verachten," erwiderte Meister Baltzer. „Ich sagt' Euch ja, unser Herrgott hat die Menschen verschieden gemacht, und die Bücher auch; man kann sein Teil von jedem lernen."

„Es ist doch ein Unterschied," versetzte Mechthildis. „Und seht, was mir dies Büchlein so wert macht: es ist immer ein Sporn darin. Es weist einem die Seelenruhe, aber nur von fern. — Nun, habt nur keine Angst: eine Beguine werde ich darum nicht. Der liebe Gott weiß auch hier draußen in der Welt immer ein Plätzchen, wo man ihm mit guter That dienen kann. O, Meister Baltzer, eine rechte, gute Liebesthat! Das ist das Beste, wonach mein Herz verlangt. Und dazu habt Ihr es mit erzogen."

In diesem Augenblicke trat Herr Winand ein. Er bemühte sich, recht scherzhaft zu reden; um so deutlicher trat der müde, schlaffe Zug in seinem Antlitz hervor.

Als Meister Baltzer am folgenden Morgen in seiner

hochgelegenen Klauſe ſaß, ſtürzte ſein getreuer Page Hendricus mit einer Neuigkeit herein, die er eben auf dem Kirchgang erfahren: der Bürgermeiſter Herr Winand war geſtern abend, mitten in der Beratung, vom Schlage getroffen worden.

„Das arme ſchöne Fräulein!“ ſchluchzte Hendricus, und Meiſter Baltzer ſprach es ihm in tiefſter Seele nach, während er nach dem Mechterhauſe eilte.

Vor dem Portal drängte ſich eine bunte Menge, neugierig und teilnehmend. Eben als Meiſter Baltzer anlangte, trat der Bürgermeiſter Sebaldus von Halveren in Begleitung ſeines Sohnes heraus. Herr Sebaldus ſah finſter drein, das gutmütige Geſicht des Junkers aber ſtrahlte ordentlich: „Es iſt gottlob nicht ſo ſchlimm,“ rief er mit ſeiner Fiſtelſtimme über die fragende Menge hin. „Seine Geſtrengen leben und werden, ſo Gott will, weiter leben!“

In dieſem Augenblicke verzieh ihm Maler Baltzer ſeine ſämtlichen Dummheiten.

Oben im Vorſaale ging es ab und zu von vornehmen Teilnehmenden. Meiſter Baltzer wurde anſcheinend ſchon erwartet; ein Diener geleitete ihn ſogleich zu Mechthildis, die er in Geſellſchaft des Domherrn traf. Sie ſah ſehr blaß aus, aber es lag eine Gefaßtheit in ihren Zügen, die beinah freudig zu nennen war, und während ſie die Worte des Junkers mit ausführlicherem Bericht beſtätigte, wurde es dem alten Meiſter immer klarer, was dieſer Ausdruck bedeute: ſie hatte nun am Krankenbett ihres Oheims die Stätte eines ſie voll beanſpruchenden Liebeswerkes gefunden.

Herr Winand war bei Bewußtſein und Sprache, die

Aerzte hofften ihn zu erhalten; aber der Körper werde wohl gelähmt bleiben.

„Er hat eine Bitte an Euch, Meiſter Baltzer," ſagte der Domherr.

„Ja, eine große Bitte," fiel Mechthildis ein. „Ob Ihr nicht, ſolange Ihr in der Stadt bleibt, ſein Gaſt ſein wollt? Er hätte Euch gern in der Nähe. Nicht wahr, Ihr thut es?"

„Thut's, Meiſter Baltzer," ſagte der Domherr. „Eure Geſellſchaft wird ihm heilſamer ſein, als die Beſuche gewiſſer Kollegen."

„Natürlich thu' ich's," erwiderte Meiſter Baltzer. Mechthildis drückte ihm dankbar die Hand, dann eilte ſie zu ihrem Kranken.

„Ich glaube, ich weiß, auf wen Ihr anſpielt, hochwürdigſter Herr," bemerkte Meiſter Baltzer leiſe. „An einen Krankenſeſſel paßt der mit ſeinem Inquiſitorgeſicht freilich nicht. Uebrigens ſo verdrießlich wie vorhin, als er hier aus dem Hauſe kam, habe ich ihn noch nie geſehen."

Ueber das kluge glatte Prieſtergeſicht des Domherrn flog ein zufriedenes Lächeln. „Das wird wohl ſeine Gründe haben," meinte er. „Ich vermute, er hat ſich unſerem Kranken freundlichſt als Stellvertreter für die Vormundſchaft über mein Fräulein Nichte antragen wollen. Und da wird es ihn überraſcht haben zu hören, daß der Poſten ſchon im voraus beſetzt iſt, — nämlich mit mir."

„Hm," machte der Meiſter Baltzer, „das Schachſpielen bildet ſeine Leute doch."

Sechzehntes Kapitel.

Junker Johann Erhard Knebel, der Oberamtmann zu Bacharach, ſtand im Rufe eines ſtrengen Lehrmeiſters, der ſtramm durchgriff und das Halbe ſo wenig bei anderen wie bei ſich duldete. „Von einem gemeinen Köter kann man nicht mehr verlangen, als daß er bellt und zuſchnappt, wenn die Spitzbuben kommen," ſagte er. „Aber was Raſſe hat, das will ordentlich dreſſiert werden." An ſeinem neuen Rekruten Hans Friſo, wie er jetzt hieß, hatte er Raſſe bemerkt, und demgemäß faßte er ihn an. Es war eine harte Lehrzeit für Hans. Die Ausbildung des jungen Kriegers hatte buchſtäblich von der Pike an begonnen; denn noch bildeten die Träger dieſer Waffe den wichtigſten Teil des Fußvolkes. Man nannte ſie die Laſteſel, und als Hans anfing die Waffe zu handhaben, merkte er auch, warum ſie ſo hießen. Ueberhaupt ſorgte der alte Feldwebel, dem der Junker ſeinen militäriſchen Elementarunterricht anvertraut hatte, ganz im Sinne des Meiſters dafür, daß Hans für die erſten Monate nicht aus dem Turnfieber herauskam. Der Junker ſelbſt hatte ſich etliche Fächer: vorab Reiten, Degenfechten und die „Kriegsmoral", wie er es nannte, vorbehalten, und ſchließlich trat auch der Domine in das militäriſche Lehrerkollegium ein — in der Lehre vom Weſen und Bedienung des Geſchützes, worin die ſeefahrenden Völker, die Spanier, Türken, Engelländer und vor allem die Holländer damals den Landratten weit überlegen waren.

„Wie die Pein, ſo der Wein," ſagte der Domine

eines Tages, als ſie nach einer beſonders anſtrengenden Uebung auf die Weinberge hinabſchauten, die in dieſem Jahre dem Winzervolke für unendliche Mühen einen reichen Ertrag verſprachen. Hans nickte verſtändnisvoll. Er empfand an ſich die Wahrheit des Sprichworts. Mit jedem Tage in der ſcheinbaren Knechtſchaft einer ſtrengen Disciplin wuchs ihm jetzt das Gefühl eines männlichen, zukunftfrohen Selbſtvertrauens. Freilich hätte er ſich mit der Disciplin nicht ſo glücklich abgefunden, wenn ſie ihm nur von außen gekommen wäre. Aber ſie kam auch von innen, aus dem Willen, und darum ward ſie ihm leicht. Darin lag auch das Geheimnis der Achtung, die ihm alsbald von ſeinen Kameraden und allem Dienſtvolk auf der Burg zu teil geworden war. Der Junker Amtmann hatte ein wachſames Auge, aber auch viel zu überwachen, und wenn Hans gewollt hätte, ſo würde er leicht Mittel und Wege gefunden haben, um ſich an mancher ſcharfen Ecke des Dienſtes vorbeizudrücken oder doch dafür in leichtſinnigem Vergnügen ſchadlos zu halten. Die Leute wußten ja doch, daß er etwas Beſonderes war, wenn er auch noch kein Abzeichen einer Charge auf dem braunen Soldatenwams trug, ſie ſahen um ihn den ganzen Abglanz des Anſehens und Reichtums ſeines Adoptivvaters leuchten und wären ihm dementſprechend entgegengekommen. Da er aber an eine gelegentlich in kameradſchaftlichen Formen geübte Freigebigkeit nie die Bedingung unnobeler Gegendienſte band, ja auch die Andeutung von ſolchen gefliſſentlich überhörte und auch in ſeiner Lebensweiſe die richtige Mitte zwiſchen ſeiner günſtigeren Glücksſtellung und ſeinem derzeitigen Stande hielt, ſo fanden die Leute, daß er wirklich *verdiene*, „etwas zu werden".

Ein unerwartetes Wiederſehen hatte ihm der Beſuch des Meiſters Baltzer gebracht. Der alte Maler war durch die Briefe des Domine von der Ankunft des Flüchtlings in Bacharach, von ſeinem vorherigen Erlebnis mit Mynheer van Teſſel und Renata unterrichtet worden, und nachdem er nun auch die neue Wendung ſeines Geſchickes erfahren, ließ er es ſich nicht nehmen, gegen Ende des Sommers nach den vier Thalen heraufzureiſen. Die beiden hatten einander viel zu erzählen, Meiſter Baltzer aber verſtand auch die Kunſt, über gewiſſe Dinge, wo es ihm nützlich ſchien, weniger zu erzählen, als er wußte. Unbedenklich berichtete er Hans, wie er mit dem Meiſter Jobſt Frauentroſt die Flucht der alten Brigitte verabredet und bewerkſtelligt habe. Als aber Hans unter Beiſtimmung des Junkers von der Fügung des Himmels redete, die ihn durch jene wunderbare Taubenpoſt auf den heißen Stein geführt habe, begnügte ſich Meiſter Baltzer mit einem ungläubigen Lächeln. „Die vornehmen Herrſchaften in der Stadt treiben ja allerhand Spielerei mit Tauben," meinte er. „Es iſt eben ein Zufall geweſen." Nur ſeinem alten Freunde, dem Domine, von deſſen Verſchwiegenheit er genügend Proben beſaß, vertraute er unter vier Augen an, wer die Abſenderin jener Taube geweſen ſei. Es war nicht das erſte Mal, daß er mit dem Domine über Mechthildis ſprach. „Es hat eben jeder ſein Sorgenkind," meinte er. „Ihr habt Euch jetzt auch eins verſchafft, ſorgt nur, daß er nicht wieder ins Träumen kommt, Euer Hans." Uebrigens ſchien er ſehr zufrieden von allem, was er hier ſah, und ganz beſonders freute er ſich auf den Eindruck, den er bei Brigitte mit der Schilderung ihres kriegeriſchen Neffen machen werde. Einen Monat

darauf kam dann leider die Meldung von ihm, daß die gute Alte nach einem kurzen Krankenlager aus diesem Leben geschieden sei.

Hans durfte die Nachricht mit einer Bewegung aufnehmen, die durch keine Selbstvorwürfe verbittert war. Er wußte, daß die Alte bei Meister Baltzer einen friedlichen und sorgenfreien Lebensabend gefunden hatte. Sein eigenes Verhältnis zu ihr war nie besonders innig gewesen; als er damals zu ihr zog, um ihr den Verbleib in ihrer gewohnten Umgebung zu erhalten, hatte ihn weit mehr das schwärmerische Bedürfnis nach einer guten That geleitet, als persönlicher Anteil an seiner Muhme, und während ihres Zusammenlebens war die Freundschaft nicht inniger geworden. Durch Meister Baltzer hatte er ihr von Bacharach aus noch etliche ihrem Geschmack angepaßte Geschenke gesandt und ihren Dank dafür in einem dem Meister Baltzer diktierten, sehr kurios abgefaßten Briefe erhalten; weitere Beisteuer hatte der alte Maler damals abgelehnt. „So lange die Brigitt für mich sorgt, kann ich auch für sie sorgen," erklärte er. Nun war sie erlöst aus dieser Welt der Leiden und Hexenprozesse, und mit ihrem Tode war ein dunkles Band zerschnitten, das Hans noch an die Vergangenheit fesselte.

Wenige Tage nach der Todespost aus Diez begann in den vier Thalen ein überaus lebhaftes und lustiges Treiben. Die Weinlese war eröffnet, und was für eine Weinlese! Seit zwanzig Jahren hatten die edlen Reben nicht so zeitig gereift und nach Menge und Güte so vortrefflichen Ertrag verheißen. Selbst die müden, sanften Augen des greisen Doktors Crustarius, der langsam, auf den Arm seines Diakons gestützt, durch die Reihen der

Winzer wandelte, ließ die Fülle des Segens noch einmal in einem weinfrohen Glanze aufleuchten, der vielleicht keinem Oberkirchenrat, aber dem lieben Gott gewiß sehr gefiel. Nur Hans fühlte sich inmitten der allgemeinen Fröhlichkeit einsam und enttäuscht. In der Menge der Gäste vermißte er eine zarte Gestalt, auf deren Anblick er sich seit Monaten heimlich gefreut hatte, und nun er sie vermißte, empfand er erst recht, wie sehnlich er auf sie geharrt hatte.

Im Laufe der Monate hatte sich in seiner Lade ein kleiner kostbarer Schatz angesammelt, eine Anzahl Briefchen von seinem Raben, in einer zierlichen mädchenhaften Handschrift. Der schwarze Briefsteller entschuldigte sich gleich im ersten, daß er dem Fräulein Renata diktieren müsse, da er selber noch immer nicht schreiben könne. Diktieren konnte er jedenfalls um so besser — es war erstaunlich, wie anmutig und herzlich zugleich er immer wieder, zwischen allerlei kindlichem Geplauder von seinem Zusammenleben mit den „bunten krummschnabligen Vettern aus dem Mohrenland", von dem Fräulein zu erzählen wußte, das seinem früheren Herrn so dankbar sei, so froh, daß es ihm gut gehe, und so gespannt darauf, ihn zur Weinlese in Bacharach wiederzusehen. Die Briefe Mynheers van Tessel an den Domine, in welche diese Rabenpost beigelegt war, enthielten ja auch viel Schmeichelhaftes für Hans; Mynheer wünschte seinem alten Freunde immer wieder Glück zu einem solchen Adoptivsohne und versicherte jedesmal, wie sehr es ihn allzeit freuen werde, Hans aus allen Kräften dienen zu können; aber der Rabe wußte ihm doch noch ganz anders ans Herz zu greifen. Immer aufs neue las Hans diese Briefchen, obzwar er

ſie längſt auswendig wußte und manche Stellen aus ihnen ſich unzähligemal herſagte, wenn er des Nachts auf einſamer Wacht ſtand, das Glöckchen in der verlaſſenen Wernerskirche leiſe klingen hörte und drüben, auf dem heißen Stein, das weiße Sommerhäuschen ſeines Adoptivvaters im matten Sternenlichte ſchimmern ſah. Und dann war es ihm wie ein ſeliges ſcheues Ahnen, als ob er die Sendung der Taube damals doch eigentlich recht gedeutet habe.

Nun aber waren die erſehnten Gäſte doch nicht gekommen. Auch der Domine ſchien das vereitelte Wiederſehen ſchwer zu verwinden; er ſah überaus ernſt und kummervoll aus, nachdem er den Abſagebrief ſeines Freundes geleſen. Als ihn Hans fragte, warum ſie denn nicht kämen — der Rabe hatte in ſeinem dermaligen Brief vor lauter Bedauern vergeſſen, den Grund anzugeben — antwortete der Domine: „Geſchäfte, — Herr Adriaan hat daheim zu viel zu thun. Und dann wäre die Reiſe auch wohl zu anſtrengend für Renata.“ — „Das Fräulein iſt doch nicht krank?“ fragte Hans erblaſſend. Der Domine ſah ihm teilnehmend in das verſtörte Geſicht. „Nicht doch,“ verſetzte er mit einem ſchwachen Lächeln. „Sie iſt nur ſehr zart, weißt du. Und die Aerzte ſind ängſtliche Leute.“

Einem Jüngling, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, wird die Enttäuſchung eines nichterfüllten Wunſches zum Sporn erhöhten Pflichteifers. Der Junker Amtmann hatte alle Urſache, mit ſeinem militäriſchen Novizen zufrieden zu ſein, zumal in einer Zeit, wo die allgemeine Feſtfreude die Verſuchungen ſo nahe legte. Wortreiches Lob verſchwendete der Junker nicht; um ſo ſchwerer wogen

die knappen Aeußerungen seines Beifalls bei seinen Untergebenen, da sie wußten, daß ihm seine Stellung in hohem Maße die Macht gab, auch anders als in Worten zu lohnen und zu strafen. Auch von dieser Macht hatte Hans jetzt eben einen Beweis empfangen, auf den er sehr stolz war. Er hatte die Stufen der Pike und Muskete jetzt hinter sich und trug als Gefreiter die Montur eines Dragonerregiments, das allerdings bis auf einen winzigen Stamm ganz auf dem Papier stand und erst im Kriegsfall von dem Junker als Obersten geworben werden sollte.

Kurz nach der Weinlese hatte der große Markt begonnen, auf dem der Bestand des vorigen Jahres an heimischen und rheingauischen Weinen zur Versteigerung gelangte. Das war eine Zeit, wo das alte Bacharach vor Antritt des Winterschlafes noch einmal sehr munter wurde und eine Menge vornehmer Gäste sah. Es entsprach dem vorsichtigen Wesen des Junkers, daß er eben in dieser Zeit ein besonders scharfes Auge auf seine Burg und Leute hatte und dafür sorgte, daß sie sich vor all dem Besuch in gutem Lichte zeigten. Heuer aber hatte er dazu noch seine besonderen Gründe. Unter den fremden Gästen war einer erschienen, der vordem selber auf Stahleck kommandiert hatte und jetzt in Heidelberg im Rate des Kurfürsten, mehr noch der Kurfürstin, die erste Geige spielte. Das war der Ritter Heinz-Dietrich von Schönburg, derzeit Geheimer Rat, Burggraf zu Starkenburg, Vogt und Gardeobrist zu Heidelberg, ein mächtiger Herr und nicht unwürdig des großen Namens seines Geschlechtes, das der Welt vor ihm und nach ihm so viele berühmte Kriegshelden und Fürstenräte schenkte. Er hatte die Wein-

leſe bei ſeinem Bruder auf der Stammburg vor Oberweſel gefeiert und war nun auf der Heimreiſe von dorther mit etlichen Kavalieren in dem Schönburgſchen Erbhauſe zu Bacharach eingekehrt, um in den vier Thalen die Martinsgans zu eſſen, wie er ſagte; einen amtlichen Auftrag zur Inſpektion der Feſte habe er nicht. Die beiden gewaltigen Herren behandelten einander ſehr höflich, aber der Junker war auf ſeiner Hut.

Auf den zweiten Abend war der Geheime Rat zu einem großen Bankett im Ritterſaal der Feſte geladen. Als er, eine halbe Stunde vor Beginn, droben ſchon die Lichter feſtlich ſchimmern ſah, verließ er mit ſeinen Kavalieren ohne Auffallen die Stadt und führte ſie unterhalb des Burgberges bis an einen ſchmalen Pfad. „Laßt uns hier heraufſteigen," ſagte er, „ich kenne den Weg." Die Herren nahmen das Gebot verſtändnisvoll auf, und nach einer Viertelſtunde mühſamen Steigens winkte ihnen in der Mauer der weitläufigen Feſte ein hübſches kleines Pförtchen. Hier aber vertrat ihnen ein junger, ſchnurrbärtiger Dragoner den Weg, die kurze Radſchloßflinte ſchußgerecht im Arm, und verlangte Loſung und Parole.

„Weg da, Kerl!" ſagte der Geheime Rat, „ſiehſt du nicht, wer wir ſind?"

Der Dragoner wiederholte ſeine Forderung und hob die Waffe.

„Was ſoll das heißen?" rief Der von Schönburg, „willſt du gehorchen, Kerl?"

„Nur meinem Oberſt," erwiderte Hans, und da der Geheime Rat den Fuß vorſetzte, rief er: „Halt!" und richtete den Lauf gerade auf die Bruſt des hohen Herrn.

Dieſer fuhr mit der Rechten nach dem Degengriff, die anderen Herren drängten ſcheltend auf Hans los, und es war die höchſte Zeit einzugreifen für den ſtillen Beobachter, der den Vorfall unbemerkt geſehen und wahrſcheinlich — ohne Hans freilich etwas davon zu ſagen — vorhergeſehen hatte.

„Was iſt denn das hier?“ rief eine barſche Stimme, und der Junker Johann Erhard erſchien in ſeiner ganzen Breite, dienſtmäßig gerüſtet, unter dem Thor. Er warf einen kurzen Blick über die Gruppe und wandte ſich dann an Hans: „Schildwach, was gibt es?“

Die Schildwache berichtete in vorſchriftsmäßiger Stellung und Rede, ohne ſich durch das Dazwiſchenrufen der anderen ſtören zu laſſen: „Die Leute wollten hier herein, verweigerten Loſung und Parole, reſpektierten die Wache nicht. Sonſt nichts Neues.“

„Schön. Und wenn ſie ſich weiter widerſetzt hätten?“

„Würde ich die Waffe gebraucht haben.“

„Und ſonſt?“

„Hätte ich ſie aufgefordert, mir ihre Waffen auszuliefern, und ſie nach Ablöſung zur Wache eskortiert.“

„Wenn ſie aber weggehen wollten?“

„Dreimal ‚Halt!‘, dann, wenn nicht gefolgt wird, ſchießen.“

„Schön. Sag mal, weißt du auch, wer die Herren ſind?“

„Nein.“

Hier miſchte ſich der Ritter Heinz-Dietrich, der bis dahin, zwiſchen Beſchämung und militäriſchem Behagen ſchwankend, zugehört hatte, ein. „Das geſteh' ich, Herr Vetter,“ rief er ärgerlich lachend, „Ihr haltet

ſtramme Zucht. Aber was verführt Euch denn, dieſes Hinterpförtchen ſo ſorgſam bewachen zu laſſen, das doch nur für verliebte Schloßknechte und Winzermädchen da iſt?“

„Möglich, Euer Gnaden, daß es im Frieden meiſt dazu dient,“ erwiderte der Junker trocken. „Habe aber aus Eurem eigenen Promemoria bei Antritt meines Poſtens erſehen, daß es eine hochwichtige Stelle im Kriegsfall iſt. Und Ihr wißt, eine Feſte muß allzeit auf den Kriegsfall gerüſtet ſein. Ein Glück, daß ich juſt ſelber die Runde machte. Ihr habt gehört, was die Schildwache vorhatte.“

„Na, was das betrifft,“ brummte der Ritter und maß den Dragoner, der jetzt auf den Wink des Kommandanten hin vor deſſen Gäſten präſentierte, mit einem langen Blick. „Aber recht hatte der Burſche. Braver Kerl. Könnten bald viele davon brauchen.“

Eine Stunde darauf ſtand Hans, dem Befehl gemäß, den ihm die Ablöſung gebracht, im Bankettſaal des Schloſſes vor ſeinem Kommandanten und dem fremden Herrn, den er kurz zuvor ſo gefährlich bedroht. Dieſer aber ſchien darum keinen Groll zu hegen, denn er hielt ihm eine ſehr ſchmeichelhafte Lobrede, und zum Schluß ließ er ihm einen Humpen reichen und ſtieß mit ihm auf das Wohl Seiner Hochfürſtlichen Durchlaucht des Pfalzgrafen an.

Siebzehntes Kapitel.

Durch das kleine Abenteuer war Hans der Held der ganzen Garniſon geworden. Der Junker Amtmann vermied es zwar, viel Aufhebens von der Geſchichte zu machen; aber er konnte nicht verhindern, daß die Beſatzung auf den jungen Gefreiten fortan mit kameradſchaftlichem Stolze blickte. Aus der Wachtſtube pflanzte ſich dieſe Verehrung für Hans auf die Bürgerſchaft der kleinen Stadt fort, die jetzt täglich mehr durch die rauhe Gewalt des Winters von der Außenwelt abgeſchnitten und zu ihrer Unterhaltung auf die heimiſchen Neuigkeiten angewieſen war. In dieſer Enge war die Verteidigung der Feſte Stahleck gegen den Einbruch des Geheimen Rates und ſeiner Kavaliere ſchon ein wichtiger Geſprächsſtoff, und das Komiſche des Vorfalls erhöhte für die fröhlichen Bacharacher Gemüter noch den Reiz der Geſchichte, ſomit auch die Beliebtheit ihres jugendlichen Helden.

Hans bekümmerte ſich wenig um die freundlichen Legenden, mit denen das Wohlgefallen der Soldaten und Bürger allmählich ſeine Perſon und ſelbſt ſeine Abkunft umſpann. Er benutzte die größere Muße, die auch ihm die Jahreszeit verſchaffte, um ſich aus Büchern, mehr noch aus Geſprächen mit ſeinem Vater, den beiden geiſtlichen Herren und anderen erfahrenen Männern zu bilden. Auch der Junker Amtmann ließ den Rangunterſchied, den er oben auf der Feſte ſchon um der anderen willen feſthalten mußte, im Hauſe des Domine beiſeite und freute ſich, wie ſicher und beſcheiden zugleich ſein Zögling ſich in Geſellſchaft von älteren und vornehmeren Herren zu be-

nehmen wußte. Manchmal aber lagerte eine Verſtimmung über dem Freundeskreiſe, die auch Muſik und Wein nicht zu heben vermochten. Der Junker war nicht zufrieden mit der Welt Lauf. Er hatte dem Geheimen Rat und den anderen Heidelberger Herren wieder allerlei über die Politik bei Hofe abgemerkt, was ihn mit großen Sorgen für ſeinen jungen Kurfürſten erfüllte, und er ſprach dieſe Sorgen manchmal ſehr freimütig aus. „Er iſt zu jung zur Regierung gekommen, unſer armer Herr; war ja faſt noch ein Knabe, als ſie ihn mit der ſtolzen engliſchen Königstochter vermählten. Schön iſt ſie und klug, aber ſchrecklich hochmütig, wie alle Stuarts, die ſchöne Pfalz iſt ihr zu wenig, wenn es nach ihr und ihren Beihelfern ginge, ſo hätten ſie unſeren Friedrich womöglich ſchon lang als Gegenkaiſer ausgerufen, wie in den alten Zeiten; und wer weiß, ob ſie es nicht einmal thun? Alsdann haben wir den Krieg. Ich bin wahrhaftig nicht bang vorm Schlagen und wüßte mir keinen ſchöneren Tod als in einem ehrlichen Reiterkampf, aber 's wäre ſchrecklich für unſer Land. Er weiß ja gar nicht, wie ſchlecht er gerüſtet iſt.“ Am meiſten ſchien ihn zu verdrießen, daß der Kurfürſt in ſeinen ehrgeizigen Hoffnungen auch von Sterndeutern unterſtützt wurde. „Pfuſcher ſind es. Die Sterne reden wahr, aber die Menſchen lügen ihnen eins an.“ — Auch der Domine hatte ſeinen Kummer, aber er ſprach ihn nicht aus.

Hans trug geduldig die Verſtimmung der alten Herren und bemühte ſich um ſie mit allerlei Dienſtfertigkeiten, wie ſie der Jugend ſo gut ſtehen. Seinen militäriſchen Pflichten kam er mit unveränderter Sorgfalt nach und genoß daneben mit wachen Sinnen die gewaltigen, durch

keinerlei großstädtisches Treiben verwirrten Eindrücke der winterlichen Natur in dieser Berg- und Stromlandschaft. Er sah die Rebenhöhen mit Schnee bedeckt, aus dem die grauen Mauern und Zinnen der Schlösser und Festen wunderlich ernst und doch fast anheimelnd aufragten, sah, wie das Eis sich stellte und einen breiten, bequemen Pfad über die gurgelnde Wassertiefe hinüber ins Kurmainzische nach Lorchhausen baute, auf dem Fußgänger und Wagen wechselten. Er war mit dabei, als die Bacharacher Faßbinder uraltem Brauche treu mitten auf dem Strome, zwischen ungeheuren blaugrünen Eisblöcken, ein neues Faß bauten und verschiedene volle Fässer an die von hüben und drüben versammelten Gäste ausschenkten, als Tafelgetränk zu einem gleichfalls mitten auf dem Strome von den Lorchhauser Metzgern geschlachteten und kunstgerecht gebratenen Schwein. Dann kam, nach dem härtesten Frost im Januar und Februar, der Tauwind, es kamen die gefürchteten Eisgangsposten von weiter aufwärts, und Hans feuerte selbst die ersten Lärmschüsse ab, die den Bacharachern das fernere Betreten des Eises verboten und die Anwohner des Ufers mahnten, alle Vorsicht für den schlimmsten Fall zu treffen. Aber es ging noch leidlich ab, die Eismasse löste sich früh genug weiter abwärts, vor der Lurlei, und gestattete auch den weingetauften Bacharacher Schollen rechtzeitig friedlichen Abzug. Dann aber, als schon die ersten Lerchen sangen und die Veilchen blühten, kam das Schlimmste, was es in diesen Thalen zu fürchten gab — ein kurzer Nachwinter mit bösem nächtlichen Frost, der die Reben angriff; die Bürger gingen traurig umher und sagten: „Heuer wird's Karfreitagswein!“

Die letzten vierzehn Tage vor Oſtern hatte Hans auf der kleinen Feſte Stahlberg verbracht, die das pfälziſche Gebiet gegen Kurtrier deckte. Der alte Lieutenant, der dies Bollwerk mit vier oder fünf Mann beſetzt hielt, lag mit Gicht und Gliederfluß zu Bett. Hans hatte ihn zu vertreten — das erſte Mal, daß er ſich als Kommandanten einer „Feſtung“ fühlen durfte! Es war ein ſüßes Gefühl, und es wurde noch verſüßt durch einen Brief des Raben, der ihm nachgeſchickt wurde. Der Brief war noch wärmer geſchrieben, denn alle vorigen, er ſprach von der „großen, großen Freude“, mit der Renata „dieſes Jahr ganz ſicher“ Hans wiederzuſehen und ihm zu danken hoffte. Es gehe ihr ja jetzt wieder ganz gut, nur eine Zeitlang ſei ſie krank geweſen — man merke es wohl noch ein wenig ihrer Schrift an.

Am Oſterſamstag war Hans nach der Feſte Stahleck zurückgeritten. Als er dem Amtmann Rapport erſtattet hatte, ſagte dieſer: „Bleibt noch einen Augenblick. Es iſt etwas vom Hofe für Euch angekommen, Kornett!“ Und während ihn Hans faſt erſchrocken anſtarrte, hatte er auch ſchon einen großen, achtungeinflößenden Bogen mit Faden und Siegel daran entfaltet. In dieſem Schriftſtück beſtätigte „Friedrich von Gottes Gnaden 2c., Unſeres Namens der Fünfte“ ſeinem getreuen 2c. Junker Johann Erhard Knebel zu Katzenellenbogen „mit ſonderlicher Freude“ die von demſelben vorgeſchlagene Ernennung des Gefreiten Hans Friſo zum Kornett, mit dem Bedeuten, ſelbigem Hans Friſo das erſte Fähnlein in dem Dragonerregiment zu verleihen, welches „Unſer lieber, getreuer 2c.“ als Obriſt „demnächſt“ werben ſolle.

Das war das Ostergeschenk vom Kurfürsten, zum Dank für den Weihnachtsspaß, den ihm sein Geheimer Rat mit der Erzählung von der verunglückten Wegnahme Stahlecks gemacht. Aber auch von dem Ritter Heinz-Dietrich von Schönburg war etwas für Hans da: eine schön gestickte blausilberne Schärpe mit einem prächtigen Degen, „zum Dank dafür, daß der junge Herr Kamerad ihm den seinigen dazumal doch noch in Gnaden gelassen".

Der Junker legte Hans das Abzeichen seiner neuen Würde selber um und weidete sich herzlich an der gerührten Freude des Jünglings. „'s ist nur erst die unterste Stufe," meinte er, „und einstweilen seid Ihr ein Kornett ohne Fähnlein, müßt Euch hier schon als mein Adjutant auf der Feste nützlich machen. Aber wenn Ihr Euch haltet wie bisher, werdet Ihr schon weiterkommen. Und nun geht und zeigt Euch Eurem Vater."

Der alte Diener des Domine stand im Hausflur, als der junge Offizier eintrat; er sah verstört aus und brachte nur stotternd einige glückwünschende Worte vor.

„Was ist Euch denn widerfahren?" fragte Hans verwundert.

„O — nichts, Mynheer," antwortete der Alte ausweichend. „Euer Herr Vater ist in seinem Zimmer Es sind Briefe von daheim gekommen."

„Also auch noch ein Gruß von Renata! Welch ein Glückstag!" dachte Hans. Hastig eilte er in das Altanzimmer.

Der Domine saß an seinem Tische, den Kopf in die rechte Hand gestützt, am Boden lag ein offenes Schreiben.

Langſam erhob er das Haupt und blickte Hans mit müden Augen an; die Abzeichen der neuen Würde ſchien er gar nicht zu bemerken.

Hans fuhr zurück. Eine plötzliche Ahnung durchzuckte ihn und brach in dem einen Worte aus: „Renata?! . . .“

Der Domine deutete auf den Brief und nickte traurig. „Sie iſt wieder bei ihrer Mutter,“ ſagte er leiſe.

Achtzehntes Kapitel.

Es war eine große und aufrichtige Teilnahme unter dem warmherzigen Winzervolke. Sie hatten ſie ja alle gekannt, ſie lieb gewonnen in ihrer fremdartigen, elfenhaften Holdſeligkeit — und vielleicht ſie auch oft beneidet, wenn ſie an der Seite ihres Vaters, umgeben vom ſorgloſen Glück des Reichtums, an ihnen vorüberſchritt. Ein Schauern des tiefſten Mitgefühls ging durch die Gemeinde, als Doktor Cruſtarius in ſeiner Oſterpredigt mit zitternder Stimme Renatas Namen nannte, und der Junker Amtmann, der aufrecht und ſteif, in Galamontur, in ſeinem Kirchenſtuhl ſaß, wandte das Antlitz zur Mauer, um vor den Leuten zu verbergen, daß auch ihm die Thränen noch nichts Fremdes waren.

Für die Bacharacher Winzer bedeutete der traurige Fall noch einen beſonderen Verluſt. Es war ihnen zu verzeihen, daß ſie zumal angeſichts eines ſo böſen Wein-

jahres auch daran dachten. Wenn Mynheer van Teſſel jetzt ſeinen Handel aufgab, ſo konnten ſie lange ſuchen, bis ſie einen gleich angenehmen und zuverläſſigen Abnehmer fanden; und ſchon jetzt war es ſicher, daß ſie ihren Domine verloren.

Der Domine hatte Hans ſeinen Entſchluß ſogleich mitgeteilt, nachdem ſich der erſte heftigſte Schmerz in trauervollem Wechſelgeſpräch ausgelöſt hatte. „Unſere Wege, mein lieber Sohn, ſcheiden ſich jetzt. Ich muß zu meinem Admiral. Das verſteht ſich von ſelbſt, er braucht mich nicht erſt zu rufen. Er hat mich nicht allein gelaſſen, als ich einſam und allein war, ſo will ich's jetzt noch einmal als Siechentröſter verſuchen für ihn — ach, fürwahr, einſam und arm iſt er jetzt in allem Reichtum! Du aber gehörſt fürs erſte der Pflicht, die dich heute mit dieſem Ehrenband geſchmückt hat — will's Gott, ſo finden wir uns in einem Heerlager wieder zuſammen, und vielleicht noch eher, als dein Obriſt meint. . . . Krieg! das iſt die Zukunft. Es wird trübe in der Welt. . . . Und ſie war für eine lichte, friedliche Welt geſchaffen . . .“ fügte er leiſer hinzu. Dann richtete er ſich ſtraff auf und ſagte laut: „Hans, mein Sohn — einmal ſchon heute hat dich dein Oberſt in Pflicht genommen — gib mir die Hand und gelobe auch mir, dem Degen — und dem Namen, den du trägſt, Ehre zu machen.“

„Ich gelobe es,“ ſagte Hans und ergriff die Rechte des Greiſes.

„Es iſt gut ſo,“ erwiderte der Domine. „Und nun laß mich dir noch eins ſagen, Hans. Ich weiß, daß in dieſen Monaten ein Gefühl in dir immer mächtiger ge-

wachſen war — obzwar du es mir nie anvertraut haſt. . . . Es war doch unſchwer zu bemerken," fügte er mit einem trüben Lächeln ein. „Du brauchſt dich deshalb nicht zu verantworten. Es war über dich gekommen, du haſt es nicht gerufen. Und es war auch nichts Unrechtes — mehr noch, du hatteſt, glaube ich, ein Recht dazu, das höchſte Recht: daß ſie dasſelbe Gefühl für dich trug, heimlich und tief wie du. Sterbend noch, mit der zuverſichtlichen Hoffnung, zu geneſen, mit der eine gütige Barmherzigkeit dieſe lange unheilbare Krankheit lindert, hat ſie vom Wiederſehen — und vom Vereintſein mit dir geträumt. . . . Laß mich dir auch ſagen, daß ich ſelber mit euch vielleicht einſt davon träumte. Aber das iſt nun vorbei. Bewahre dir jedes Angedenken an ſie und an dies unerfüllte Glück wie einen Talisman; aber hänge ihm nicht nach in fruchtloſem, thatenloſem Träumen. Sieh, ich habe manchen lieben Geſellen im Weltmeer begraben: ein Gebet, ein Lied, ein Kommando — die Planke ſank in die Fluten — und das Schiff folgte weiter ſeinem Kurs. Und anders iſt es im Leben nicht. Alle Segel auf, mein Sohn! Du kannſt noch viel Glück ſchaffen und finden, ſolange du nicht verzagſt und thätig bleibſt. Erhalte dich des Glückes würdig, das allein ſei dein Totenopfer für ein Glück, das dir nur im Traum beſchieden war!"

Hans konnte vor Thränen nicht ſprechen, er biß die Zähne zuſammen und neigte ſein Haupt zu ſtummem Gelöbnis, und der Domine legte ſegnend die Hände auf ſeinen Scheitel. —

Sogleich nach dem Feſte reiſte der Domine ab, nur von ſeinem alten Diener geleitet. Der Junker Amtmann

hatte es übernommen, mit Hans ſeine Geſchäfte in Bacharach zu ordnen.

Das Schiff fuhr ſtromab, vorüber an unzähligen Dörfern und Burgen, die im jungen Frühlingsglanze leuchteten, an uralten maleriſchen Städten mit hohen Domen und trotzigem Mauergürtel. Auch der Domine hatte, öfter als er es Hans geſtehen mochte, von dieſer Reiſe geträumt; er hatte von einem jungen Paare geträumt, das mit ihm dieſe Reiſe machen werde — die Brautreiſe ins Vaterland. Auch auf dieſer Fahrt begrub er viel Liebes in den Wellen.

Am Nachmittag des dritten Tages ſah er die Mauern und Türme der Reichsſtadt wieder. Er verſuchte, unter den Hunderten von Turmgiebeln jenen herauszufinden, auf dem Hans einſt ſeines Amtes gewaltet; und er verlangte danach, ſich mit dem Meiſter Baltzer auszuſprechen. Aber von den Kirchen klang ein trauriges, ſchwer gemeſſenes Geläute, vom Maſte des einzigen Kriegsſchiffes der Stadt, das in traurigem Verfall halbwrack unter dem Schutze der Stapelmauern lag, wehten lange ſchwarze Wimpel, und die am Stapel liegenden Handelsſchiffe hatten auf Halbmaſt geflaggt: — der Bürgermeiſter Winand, der letzte ſeines alten Geſchlechts, war geſtorben.

„Nein," ſagte der Domine auf eine Frage des Dieners, „nein, David, wir reiſen weiter. — Was ſoll ich den alten Freund jetzt ſtören?" ſetzte er für ſich hinzu. „Er hat ſein Teil zu tröſten und ich das meine, es wäre thöricht, uns einander das Herz noch ſchwerer zu machen." Er dachte an Meiſter Baltzers Erzählungen über Mechthildis und verglich ihr Geſchick mit dem Adriaans van

Teſſel. „Einſam und reich, er wie ſie — ein ſchweres Los. Und doch minder ſchwer noch für ihn. Das Leben kann ihm nichts mehr rauben, in vielerlei Thätigkeit iſt er Meiſter, um die kurze Spanne noch auszufüllen, jenſeits deren ihm der Tod friedlich zuwinkt, wie ein befriedigter Gläubiger. Sie aber ſteht inmitten züngelnder Begehrlichkeit, auf ſchmaler Klippe, an die ſie Herkommen, Stand und alles Vererbte feſſeln, — ja, wahrlich, auf dem heißen Stein!“

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Der Herbſt des Jahres 1622 neigte ſich zu Ende. Viel Korn und Wein war auch in dieſem Jahre in dem ſchönen Lande längs des Rheinſtroms gewachſen. Aber in ſeinen fruchtbarſten Lagen hatte ſtatt des Winzers der plündernde Soldat die Weinſtöcke ſamt den Trauben abgeſchnitten; der Huf hatte die Felder zerſtampft, auf denen ſtatt des fleißigen Schnitters der Tod ſeine ſchreckliche Ernte hielt. Schon ſeit vier Jahren währte der Krieg, immer weiter ſich ausdehnend zu jenem großen Weltkrieg, den die Thörichten und die Schlechten ſo lange geſchürt, die Klugen und Guten im voraus umſonſt beklagt hatten. Wie ein feingebildeter Künſtler hatte er ſich die anmutigſten Gegenden zuerſt ausgeſucht. Eines vollkommenen Sieges konnte ſich keine der Parteien rühmen. In Böhmen und am Oberrhein waren die Katholiſchen Sieger geblieben, der unſelige „Winterkönig“ Friedrich von der Pfalz irrte in der Verbannung umher, und in ſeinem ſchönen Stammlande ſchalteten walloniſche und bayeriſche Generale. In den Niederlanden aber hielt ein kleines, tapferes Volk, ſtark durch ſeine einmütige Begeiſterung und die goldenen Früchte ſeines Handels, der katholiſchen Weltmacht glorreich ſtand. Nach mörderiſchen Kämpfen hatten auch dies-

mal die ſpaniſchen Generale ihre Heere ins Winterquartier zurückführen müſſen, ohne daß es ihnen gelungen war, das niederländiſche Bollwerk der Unabhängigkeit und Gewiſſensfreiheit zu erſchüttern.

Durch die engen, nebeltrüben Gaſſen der Reichsſtadt ſchritt an einem Spätoktoberabend dieſes blutigen Jahres 1622 eine hohe, ſchlanke Frauengeſtalt, dunkel und ſchmucklos gekleidet, gefolgt von einer Dienerin im grauen Nonnenmantel, die einen großen Henkelkorb am Arme trug. Aus den Erkerfenſtern der vornehmen Häuſer blickten ihr ſchön geputzte Damen nach mit jener lächelnden Geringſchätzung, welche den leeren Seelen über ein unbequemes Beiſpiel hinweghilft. In den Häuschen der Armen und den faſt noch dürftiger ausgeſtatteten Sälen des Spitales hatten ihr andere Augen ungeduldig bittend und hoffend entgegengeblickt. Sie war es beides längſt gewohnt auf ihren Liebesgängen.

Aus ſolchen Gängen, aus ernſten Studien und Kunſtübungen und kaum minder ernſthaften Geſprächen mit wenigen Vertrauten ſetzte ſich das Leben des Fräuleins Mechthildis Aare von Mechter ſeit ſechsthalb Jahren, ſeit dem Tode ihres Oheims, zuſammen; ein Leben, ſo einförmig und allen üblichen Vergnügungen reicher Damen entfremdet, daß es nicht bloß den enttäuſchten Verehrern der ſchönen Erbin als eine Thorheit erſchien.

Ihr war es auch heute vollkommen gleichgültig, was die Standesgenoſſen heimlich von ihr dachten, deren Grüße ſie mit ruhiger Freundlichkeit wie immer erwiderte. Nun aber flog ein Lächeln froher Ueberraſchung über ihre Züge beim Anblick eines jungen Burſchen in braunem Lederwams, der ihr mit einem großen Felleiſen auf dem Rücken

eilfertig entgegenkam. „Sieh da, Hendricus," rief ſie, „wann ſeid ihr denn zurückgekehrt? Und wo haſt du den Meiſter Baltzer gelaſſen?"

Der junge Burſch hatte bei dem erſten Wort die Mütze von dem braunen Krauskopf geriſſen und ſtarrte dem ſchönen Fräulein mit derſelben hilfloſen Bewunderung ins Geſicht, wie vor Zeiten in der Malerklauſe, als er noch keine Spur des erſten Flaumbartes trug und in die Schule ging, anſtatt mit dem Meiſter Baltzer als angehender Malergeſell über Land zu ziehen. Erſt als Mechthildis ihre Frage lachend wiederholte, ſtotterte er: „Eben — das heißt vor einer Stunde — er wird wohl jetzt ſchon in Eurem Hauſe ſein — ich ſoll das Felleiſen nur ſchon zu uns nach Haus tragen, hat er geſagt."

„Nun, das thue denn," erwiderte Mechthildis, „und morgen läßt du dich auch einmal ſehen, hörſt du? Wie du ſchon wieder gewachſen biſt! Ordentlich einen Schnurrbart haſt du ja."

Hendricus lächelte und errötete über das ganze Geſicht. Mechthildis nickte ihm noch einmal freundlich zu, dann ſchritt ſie beſchleunigten Ganges weiter. Aber an der nächſten Straßenecke, vor der ſchon erleuchteten Bude eines Bücherverkäufers, hatte ſie noch einen Aufenthalt. Aus dem Fenſter einer Sänfte bog ſich das blaſſe, magere Geſicht des Ratsherrn Sebaldus von Halveren grüßend vor: „Ei, Fräulein Nichte, noch unterwegs in der Abendkühle? Und wieder von Euren Armen und Kranken? Das lob' ich mir." Aber während er ſprach, irrten ſeine Blicke an Mechthildis vorüber nach der Bücherbude, zu der ſich immer mehr Neugierige drängten. Einer, ein ſtämmiger Bürger im Schurzfell, den Schmiedehammer

im Arm, hatte ſich ein großes gedrucktes Heft gekauft, aus dem er den anderen vorlas.

Einzelne Namen drangen zu dem Ratsherrn. Seine Mienen verfinſterten ſich. „Nun denn auf Wiederſehen, liebe Nichte!“ ſagte er kurz, „vorwärts, ihr Leute!“ und die Sänfte ſchaukelte weiter.

Auch Mechthildis hatte einen Namen aufgefangen. Sie blieb noch einen Augenblick ſtehen und lauſchte, ſcheinbar der Sänfte nachſchauend. Was die Neugier der friedlichen Reichsbürger ſo feſſelte, war irgend eine „neue Zeitung von des Kriegs Begebenheiten“, dergleichen die furchtbare Zeit in Menge hervorbrachte; auf der Titelſeite ſtand, von Putten und Engeln umflogen, ein unförmliches Weibsbild in antiker Tracht mit Helm, Schwert und Schild, welches diesmal laut der Aufſchrift „das in dieſem Jahre noch einmal ſiegreiche Niederland“ darſtellte.

„. . . und hat alſo,“ las der Mann jetzt mit erhobener Stimme, „die ſpaniſche Armada unter dem Markgrafen von Spinola das Feld nicht maintenieren können und retirieret, nachdem desſelbigen mehrbelobten Markgrafen Mitfeldherr, der hochedle Herr General Don Gonſalvo Fernandez de Cordova, von den Mansfeldiſchen und Braunſchweigiſchen am 29. Auguſt in der großen Battaglia bei Fleurus gänzlich beſiegt worden; ſolche gloriöſe Victoria bei Fleurus aber haben die Holländer nächſt Gott zumeiſt dem Herrn Obriſten Jan Friſo zu verdanken, als welcher das mansfeldiſche Hilfskorps herbeigeholt und mit ſeiner Cavalleria das Beſte in der Schlacht gethan . . .“

„Habt ihr's gehört, Leute?“ rief der Vorleſer und blickte ſo ſtolz im Kreiſe herum, als ob er ſelber die „Cavalleria“ bei Fleurus geführt hätte. „Der Jan Friſo!“

„Der Hans!“ „Unſere Haustaube!“ „Den der Teufel ſchon vor ſieben Jahren geholt!“

Ein fröhliches Gelächter übertönte die weiteren Ausrufe.

Mechthildis lächelte ſtill vor ſich hin, während ſie ihren Heimweg fortſetzte. Das noch einmal ſiegreiche Niederland konnte ihr nichts Neues erzählen von einer „Victoria“, deren Verlauf ſie ſogleich aus einem Briefe des Oberſten Jan Friſo ſelbſt an Meiſter Baltzer erfahren hatte. Aber es war ihr doch eine eigene Freude zu hören, wie ſich die Leute davon auf der Gaſſe erzählten und den Namen des Siegers feierten.

Mit dem Meiſter Baltzer konnte überhaupt kein Buchdrucker wetteifern; er war eine lebendige Zeitung. Der Krieg, der jetzt von allen Seiten das kleine neutrale Gebiet der Reichsſtadt umflutete, hatte ſo wenig wie das ſteigende Alter ſeine Wanderluſt vermindert. Mit ſeinem getreuen Pagen Hendricus war er in den Kriegslagern aller Parteien daheim; holländiſche und ſpaniſche, kaiſerliche und mansfeldiſche Offiziere ließen ſich gleich gern von ihm malen und erfreuten ſich in gleicher Weiſe an ſeiner guten Laune; und wenn er von ſeinen Streifen in die Reichsſtadt zurückkehrte, ſo brachte er immer einen Sack voll Neuigkeiten für Mechthildis mit. Auch über die Geſchicke ſeiner holländiſchen Freunde hatte er ſie von Anfang an unterrichtet. Sie hatte mit heißen Thränen des Mitgefühls den Brief geleſen, in dem der Domine Govaert Friſo ihm damals von Holland aus das Ende Renatas mitgeteilt, und viel hatte Meiſter Baltzer ihr von Renata erzählen müſſen, — auch von ihrer Errettung durch Hans. Seitdem hatte ſie durch Meiſter Baltzer den ferneren

Lebensgang des jungen Offiziers verfolgt — eine ſtürmiſche, wechſelvolle Laufbahn. Mit ſtillem Behagen vergegenwärtigte ſie ſich jetzt, unter dem angenehmen Eindruck der kleinen Volksſcene, die Stationen dieſer Laufbahn: ſeine rühmliche Teilnahme an den unglücklichen Kämpfen in der Pfalz gegen die ſpaniſche und kaiſerliche Uebermacht; ſeine Verwundung und Gefangennahme in jenem Treffen, wo der junge Rittmeiſter noch zuletzt mit einem Häuflein Getreuer ſeinen zu Tode getroffenen Oberſten wider die walloniſchen Küraſſiere Cordovas zu ſchirmen geſucht; dann, nachdem er gegen einen von den Holländern gefangenen ſpaniſchen Hauptmann ausgewechſelt worden, war er unter die verbündeten Fahnen der Holländer getreten, wo er alsbald der Liebling des großen Schlachtendenkers Moritz von Oranien wurde und durch glänzende Waffenthaten, mehr noch durch ſein adliges Verhalten gegen Freund und Feind ſich deſſen würdig zeigte. . . . „Es iſt erſchrecklich, wie ſie alle für ihn ſchwärmen," hatte Herr Govaert Friſo neulich an Meiſter Baltzer geſchrieben. „Als er acht Tage nach der Schlacht bei Fleurus hier im Haag einritt, haben unſere Damen ihn und ſein Pferd mit Blumen bekränzt, er konnte ſich ihrer kaum erwehren." Und er fügte hinzu, Mynheer van Teſſel habe geſagt: wenn er nächſtens vor den Generalſtaaten einen Finanzpoſten zu verteidigen habe, und die Hochmögenden wollten nicht, ſo würde er ſich von dem Prinzen-Statthalter den Oberſt Hans als Hilfskommiſſar ausbitten, dem wage keiner etwas abzuſchlagen.

Adriaan van Teſſel hatte auch den letzten Schickſalsſchlag äußerlich verwunden — wie es ſein Freund gehofft: durch raſtloſe Thätigkeit, nur nicht mehr in eigenen Geſchäften, ſondern im Dienſte des bedrängten Vaterlandes.

Auch auf dieſes Feld war ihm der Domine gefolgt. Prinz Moritz verwandte ihn in ſtaatsmänniſchen Sendungen, bei denen ihm die Weltklugheit, die militäriſche und auch wohl die theologiſche Einſicht des alten Seepredigers ſehr nützlich wurde. Aber auch die Neigung zum Philoſophieren hatte ſich Herr Govaert bewahrt, und dafür fand er in dem Meiſter Baltzer eine verwandte Seele. Vieles von dem, was ſie inmitten aller Kriegswirren brieflich aus dem Schatze ihrer Weltbeobachtungen und Lebenserfahrungen austauſchten, trug Meiſter Baltzer ſeiner jungen Freundin vor, manche Anmerkung von ihr gab er an den Domine weiter und verriet ihr wiederum deſſen Anſicht darüber, alſo daß ſich mit der Zeit zwiſchen dem alten frieſiſchen Prediger und dem deutſchen Patrizierfräulein eine Art mittelbarer Meinungsaustauſch weiterſpann. Was Meiſter Baltzer etwa außerdem noch über Mechthilds Perſon und Lebensgang ſeinen Freunden mitzuteilen für gut fand, wußte ſie nicht und forſchte auch nicht danach, übrigens empfing und erwiderte ſie durch ihn auch die regelmäßigen Grüße und Wünſche von Renatas Vater — und von Hans.

Auch heute durfte ſie auf Grüße und Nachrichten von jener Seite rechnen, zumal Meiſter Baltzer ſich diesmal vier Wochen lang auf dem niederländiſchen Kriegsſchauplatz umhergetrieben und ſogar einige Zeit in dem Grenzort Station gemacht hatte, wo das Regiment des Oberſten Friſo im Winterquartier lag. Aber der alte Freund, der ſie bereits in ihrem Wohnzimmer vor dem Ofen erwartete, ſchien heute mehr für allgemeine Betrachtungen zu ſein. „Nun bin ich doch im Sommer oben in Bacharach und da herum geweſen, und als ich ſah, wie da Freund

und Feind um die Wette gehauſt haben: die Häuſer verbrannt, die Kirchen entweiht, die Weinſtöcke abgehauen — da dacht' ich: ſo etwas iſt unerhört; und ich hab' dem alten braven Herrn, dem Doktor Cruſtarius, noch übers Grab gratuliert, daß er beizeiten vor dem Krieg geſtorben iſt. . . . Aber jetzt, da unten — ach, da ſieht's auch bös aus. Krieg iſt Krieg, das merkt man. — Dennoch iſt ein Unterſchied dabei. Dieſe Holländer — es iſt doch etwas anderes als die Lohnſoldaten der deutſchen Fürſten hier im Reich. Man ſieht: denen iſt's eine heilige Sache, ſie kämpfen für ihr Vaterland und für ihre Freiheit. Und das gibt ihnen auch im Kampf etwas Vornehmes, ja es geht auch auf die Spanier über. Es iſt mehr ein ehrlicher Streit zwiſchen Kavalieren, wißt Ihr, — nicht ſo eine Hunderauferei. Das liegt ja nun auch viel an den Führern. Die Oranier hüben und der Spinola und Cordova drüben — es ſind eben Kavaliere. — Ueberhaupt, das Gute hat doch dieſe grauſame Zeit: ſie läßt manchen anſtändigen Mann erſt zu Ehren kommen — ſchwärmen doch ſogar Eure gut katholiſchen Bürger hier für unſeren Oberſt Friſo —, und manchem feigen Heuchler zieht ſie die Maske ab."

Mechthildis ſenkte den Blick auf ihre Hände, die auf ihrem Schoß lagen. „Ich bin vorhin dem Herrn Sebaldus von Halveren begegnet," ſagte ſie leiſe.

Der Meiſter Baltzer ſah ſie überraſcht an, dann nickte er, als verſtände er die Antwort, ſagte aber nichts.

„Was haltet Ihr davon, wie es um ihn ſteht?" fuhr Mechthildis fort.

Meiſter Baltzer räuſperte ſich. „Es iſt Euer Oheim," ſagte er ausweichend.

Mechthildis blickte auf. „Um so eher muß ich wünschen, daß Ihr mir Antwort gebt," versetzte sie.

„Nun denn — es steht schlecht um ihn, glaub' ich. Er hat im Geschäft große Verluste gehabt durch den Krieg. Möglich, daß er sie leicht tragen kann — aber die Leute sind jetzt mißtrauisch. Ein Kredit ist rasch erschüttert. Und zugleich ist es ihm auch in der Politik so ergangen. Ihr wißt, daß er wider die Neutralität war, die Stadt sollte mit dem Kaiser und den Spaniern gehen, kaiserliche Truppen aufnehmen. Aber die große Mehrheit im Rat war dagegen und ist's noch. Nun reden sie ihm nach, daß er auf Umwegen seine Meinung durchzusetzen sucht. Er soll hinter den Aufläufen stecken, die ein Haufen Pöbel und niedere Pfaffen gemacht hat, um den Rat zu zwingen, daß er Partei nehme. Ob's wahr ist? Jedenfalls glauben es Eure anderen Vettern und Standesbrüder."

„Sie reden sehr übel von ihm," sagte Mechthildis traurig. „Aber ich glaube doch nicht . . ." — sie brach ab und schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Nun, was wißt Ihr sonst Neues?"

„O, nichts von Belang," erwiderte Meister Baltzer. „Ja doch, — wartet einmal: es kommt ein holländischer Gesandter hierher in die Stadt, — und wißt Ihr, wer? Euer philosophischer Freund, der Staatsrat Govaert Friso. In vier Wochen kommt er, — ein ehrsamer und hochweiser Rat läßt schon das Quartier für ihn herrichten, bei dem Ratsherrn Jobst Kannemann, dem Manne Eurer Freundin. Da könnt Ihr Euch dann mit unserem gelehrten Freunde nach Herzenslust ausdisputieren, es wird ihm eine wahre Erquickung zwischen den Verhandlungen mit den Ehrsamen und Hochweisen sein."

„Dacht' ich's doch, daß Ihr eine ſchöne Heimlichkeit hättet! Meiſter Baltzer, Ihr ſeid unartig. Woher wißt Ihr denn das alles?" fragte Mechthildis erfreut.

„O," verſetzte Meiſter Baltzer gelaſſen, „ich weiß noch mehr. Ihr bekommt auch Beſuch, wenn Ihr wollt. Der ſpaniſche General Don Gonſalvo Fernandez de Cordova, der glorreich Beſiegte von Fleurus, fühlt das dringende Bedürfnis, in hieſiger neutraler Stadt ſich einen Winter lang von ſeinen Lorbeeren zu erholen; er will ſeinen Truppen nahe bleiben, die diesſeits im Kurſtaat bis an die niederländiſche Grenze Quartier haben. Der Rat kann löblichem Herkommen nach nicht umhin, auch dieſem edlen Herrn ein Quartier in einem vornehmen Hauſe hieſiger Stadt anzubieten, und Herr Sebaldus von Halveren hat ſich auch gleich dazu erboten, — aber die anderen Ratsherren mögen wohl fürchten, daß er der ruhebedürftigen Excellenz zu viel über die Neutralität vorſchimpft, — ſie haben höflich gedankt und meinen, daß die Stadt es dem Anſehen Eures Hauſes ſchuldig ſei, bei Euch um Ehrenquartier für den Mann mit dem ſchönen langen Namen anzufragen. War die Deputation vom Rat noch nicht bei Euch? Dann kommt ſie morgen früh ſicher. Denn die Sache hat Eile. In acht Tagen ſpäteſtens will die Excellenz einziehen. Ich glaube, Ihr werdet es bewilligen. Ich kenne den Herrn, habe ihn ſelber abkonterfeit, und abgeſehen von dem Lot Querköpfigkeit, das man einem Hidalgo immer zugeſtehen muß, iſt es ein ganz vortrefflicher Herr. Ich werde es ihm nicht vergeſſen, daß er meinem braven alten Junker Johann Erhard Knebel, — wißt Ihr, der den Oberſt Friſo erzogen hat — ein ritterliches Begräbnis mit allen

Zuthaten angedeihen lassen. — Wißt Ihr, er hat so etwas von den alten Rittern an sich, die drunten in Eurem Ahnensaale hängen. Da kann er ja logieren."

„Wenn die Stadt ein Ehrenquartier im Mechterhause für einen fremden Großen verlangte, ist es ihr noch niemals abgeschlagen worden," erwiderte Mechthildis ruhig. „Aber sagt einmal, woher wißt Ihr denn nun vollends das?"

„Du lieber Gott," meinte Meister Baltzer achselzuckend, „woher kommt man hier in dieser Stadt nicht zu Neuigkeiten? Es braucht etwas nur im Rate mit Ausschluß der Oeffentlichkeit verhandelt zu werden, so weiß es am Abend jeder Fuhrknecht in der letzten Branntweinschenke. Obzwar — diese Neuigkeit habe ich aus vornehmeren Händen. Ehe ich zu Euch ging, sprach ich eben in der Ratsweinstube vor und traf dort Euren braven Vetter, Junker Lambertus von Halveren, der jetzt seinen Beruf darin findet, dort die Fähnriche und Hauptleute Eures Stadtmilitärs freizuhalten. Der hat mir die ganze Geschichte erzählt. — Nun, ich denke, der Spanier wird sich heimisch fühlen in Eurem Hause. Ihr sollt ja neuerdings außer Eurer Laienschwester noch besonders auserlesenen geistlichen Besuch hier haben, — zwei Stiftsdamen aus Marienforst, nicht wahr? Das paßt schön. Die Excellenz wird sich in ihrer rotbraunen Montur zwischen den weißen Ordensmänteln ausnehmen wie ein Rubin in Perlen gefaßt. Und wie werden sie einander erst innerlich entzücken!"

„Zur Strafe sollt Ihr jetzt heute abend selber zwischen ihnen sitzen," erklärte Mechthildis aufstehend, „damit Ihr eine richtigere Vorstellung von meinen lieben früheren

Lehrerinnen bekommt. Ich habe ihnen übrigens schon viel von dem boshaften Meister Baltzer erzählt. Kommt nur, sie warten wohl schon auf uns. Seht, da kommt schon der Haushofmeister und meldet. Euren Arm, bitte!"

„Wie Ihr befehlet, Fräulein Priorin," erwiderte Meister Baltzer und geleitete sie mit einer wunderbaren Förmlichkeit zu der geöffneten Thüre. „Seht, so ungefähr müßt Ihr Euch die spanische Grandezza denken. Aber," — fügte er plötzlich hinzu, während sie das Speisegemach betraten, — „ich hätte ja beinahe vergessen, Euch zu sagen, daß der Staatsrat Friso auch einen Helden von Fleurus mitbringt. Sein Sohn, der Oberst Hans, soll ihn herbegleiten."

Zweites Kapitel.

Auf der Freitreppe vor dem Domportal, links vom Eingang, standen zwei Bettelweiber in grauen Kapuzen, mit Rosenkränzen in den Händen. Sie standen hier schon seit manchem Jahrzehnt Tag für Tag und hatten sich mit der Zeit eine Rundung erworben, die deutlich von der Ergiebigkeit ihrer Pfründen zeugte. Denn diese Bettelplätze zu beiden Seiten der Kirchenthüren gehörten reichsstädtischem Brauche gemäß zum erblichen Besitz ihrer Inhaberinnen, und je schlechter die Zeiten, je frömmer und opferwilliger folglich die Kirchgänger waren, um so reicher war der Ertrag dieser seltsamen Erbposten.

Augenblicklich war die Treppe von Besuchern leer; unter dem Portal stand nur der Meister Baltzer, den

irgend ein maleriſcher Grund dorthin geführt hatte. Mit vielem Wohlgefallen betrachtete er die beiden Weiber, und da er merkte, von wem ſie ſprachen, hielt er es nicht unter ſeiner Würde, ein wenig zu lauſchen.

„Nein," meinte die eine, „das macht mir keiner weiß, daß ſo ein vornehmes Fräulein bloß aus Liebhaberei unſereinem was ſchenkt. Wenn das Fräulein von Mechter ſich im Himmel lieb Kind machen will, ſo wird ſie auch wiſſen, warum. Sie wird irgend etwas Schweres auf dem Gewiſſen haben. Du lieber Gott, man weiß ja, wie das bei den reichen Leuten geht."

„Da habt Ihr wohl recht," erwiderte die andere. „Aber ein Unrecht iſt es doch, daß ſo eine, die weiß Gott was verbrochen hat, dann den Heiligen mit allerhand Gutthat unter die Augen gehen kann, und armes Volk, wie wir, kommt ins Feuer, nur weil es ſeine paar Groſchen für ſich ſelber nötig hat. Und dann, warum macht ſie es nicht wenigſtens ordentlich? Warum gibt ſie nicht gleich alles der Kirche und geht ins Kloſter, wo ſie doch ſelber nichts von dem Geld hat?"

„Vielleicht thut ſie's noch," tröſtete die erſte. „Sie hat ja ſchon zwei Nonnen aus Marienforſt bei ſich."

„Das iſt mir auch das Rechte," brummte die andere. „So einem reichen Stift fällt ſchon viel zu viel zu. Den armen Leuten ſollte ſie's geben. Uns gebührt es."

„Das iſt wohl wahr," gab die erſte zu. Dann ſchwiegen ſie beide, blickten, mit den Lippen mümmelnd, vor ſich hin und wiegten ſich in ſeligen Traumbildern, wie auf einem ſchönen hellen Platz, ganz zerknirſcht und demütig, zwiſchen ein Häuflein armer Leute ein ſehr Reicher tritt, ihnen all ſein Geld und ſein Ueberflüſſiges

an Gewand und Schuhen austeilt und als ein ganz armer Teufel weggeht, wie es ſich von Rechts wegen für ihn ſchickt. Sie gaben ſich dieſem holden Traume ſo lange hin, daß Meiſter Baltzer bequem Zeit hatte, ſie von ſeiner Niſche aus, zwiſchen zwei Bündeln gotiſcher Säulen mit kauzenden Heiligenbildern, unbemerkt zu ſtudieren, um ſie daheim ſogleich ſeinem Buche einzuverleiben. Nachher, an Mechthildis' Tafel, zeigte er das Bildchen zum Nachtiſch vor und gab das Geſpräch mit ſchönem Nachahmungsgeſchick wieder. Mechthildis ſchüttelte den Kopf und lächelte ein wenig, die beiden alten Stiftsdamen aus Marienforſt, die in Geſchäften des Stiftes von der Aebtiſſin abgeſandt waren und an nichts ſo wenig dachten, als ihre mütterlich geliebte frühere Schülerin ins Kloſter zu ſtecken, kicherten wie ein paar angenehm angeregte Tauben, und die ſchöne Frau Johanna Kannemann, die heute bei ihrer Freundin zu Gaſt war, bat ſich das hübſche Bildchen von Meiſter Baltzer zum Geſchenk aus. Ihr Tiſchherr aber, der General Don Gonſalvo Fernandez de Cordova, ſagte mit ernſthafter Miene eine Stelle aus dem Don Quixote über die Frechheit der alten Kirchenbettlerinnen her.

„Da hat Euer berühmter Dichter wohl recht," meinte die junge Ratsherrnfrau, nachdem ihr der General das ſpaniſche Citat freundlich verdeutſcht hatte. „Mein Jobſt ſagt auch, man müßte eigentlich einmal ſchärfer unter dieſes Volk greifen. Wer weiß, was ſie für Unfug und Teufelswerk unter ihren Kapuzen treiben. Es nimmt gar kein Ende mit den Hexereien. Heute verhandeln ſie wieder im Rat über ſechs Weiber, es kann bis Abend dauern, ſagt mein Gemahl. Und er hatte ſich doch ſo darauf gefreut, mit hierher zu kommen. Es wird zu arg."

„Vielleicht liegt es auch daran, daß man ſo viel darüber verhandelt und unterſucht," verſetzte Meiſter Baltzer. „Manche bildet ſich zuletzt vor lauter Gerede ſelber ein, daß ſie vom Teufel geplagt ſei. Und mit ſolchen iſt es dann freilich nicht ratſam, ſich abzugeben."

Mechthildis blickte ihn ein wenig unmutig an. „Ich weiß, worauf das geht, Meiſter Baltzer. Ihr meint meine treue Gehilfin — die Laienſchweſter, die Gertrudis. Es iſt wahr, als ich ſie aus dem Sankt Clarenkloſter in meinen Dienſt nahm, weil mich die Priorin darum bat, war ſie noch arg geplagt von ihren Einbildungen, ſah Geſpenſter, zukünftige Begräbniſſe und was weiß ich am hellen Tage. Darum hatte ſie ſich ja zu den Nonnen geflüchtet, ein armes verwaiſtes Ding vom Lande wie ſie war. Aber die Priorin meinte, wenn ſie in einen ſtillen Dienſt käme, wo ſie ſonderlich zu Werken der Barmherzigkeit beihülfe, würde es ſich legen. Und es hat ſich gelegt. Ein wenig kopfhängeriſch iſt ſie ja wohl noch, aber treu und fleißig, dazu unermüdlich als Krankenpflegerin. Sie hat mich ſelber gar treu verſorgt, als ich unpäßlich war, und ich kann ſie jetzt ruhig zu meinen Armen ſchicken."

Meiſter Baltzer ſchien von der Verteidigungsrede noch nicht recht überzeugt, der ſpaniſche Herr aber blickte ſeiner Wirtin mit ſolch andächtiger Aufmerkſamkeit in das von edlem Eifer leicht gerötete Antlitz, daß es ſeiner hübſchen Tiſchdame faſt zu viel dünkte. Mit einer anmutigen Bewegung der kleinen ringegeſchmückten Hand ließ ſie ihr Glas an das ſeine anklingen. „Ihr ſcheint ja viel Anteil an der frommen Gehilfin meiner Freundin zu nehmen, Excellenz," lachte ſie. „Gibt es bei Euch in Eurem ſchönen Spanien auch ſolche Beſeſſene, die der Böſe plagt,

daß sie Vergangenes und Zukünftiges leibhaft zu sehen glauben?“

Der Spanier blickte ihr ernst, fast traurig in die lachenden blauen Augen. „Ich weiß nicht, ob es eben der Teufel eingibt, Sennora,“ erwiderte er in seiner etwas steifen, langsamen Weise. „Was mich angeht, ich bin ein treuer Sohn unserer allerheiligsten Kirche, und mit dem Bösen“ — er faßte nach der goldenen Reliquienkapsel, die an breitem Bande über seinen Spitzenkragen herabhing — „hoffe ich keine Gemeinschaft zu haben. Und doch sehe ich auch vom Zukünftigen oft mehr, als mir lieb ist. Ich lese es in den Augen.“

Frau Johanna zuckte spöttisch mit den vollen Schultern. „Wie die Herren alle,“ lachte sie. „In den Augen der Damen wollen sie alle ihr Schicksal lesen.“

Ueber das verwitterte, gelbliche Gesicht des Generals huschte ein wehmütiges Lächeln. „Das meinte ich nicht,“ sagte er. „Oder vielleicht auch das. Ein schlechter Kavalier, der nicht gern Amors Schrift in schönen Augen läse! Aber die Lettern, die ich lesen muß, hat nicht immer Amor geschrieben.“

Er strich sich über die Stirn und wandte sich halb ab, als verdrieße es ihn, weiterzureden. Meister Baltzer rückte unruhig auf seinem Stuhl. Er wußte, was Cordova meinte. Aber Frau Johanna ließ nicht locker: „Wer anders denn, Excellenz?“ fragte sie neckend.

„Der Tod,“ antwortete Cordova leise mit einem Tone, daß es die Hörer schaudernd überlief. Die Stiftsdamen schrieen auf, auch Mechthildis erbleichte und sah ihren Gast ängstlich an. Er schien es nicht zu bemerken, während er, starr vor sich niederblickend, wie im Selbst-

geſpräch fortfuhr: „Und es läßt ſich nicht abwenden. Die Schrift iſt ſicher. . . . Mein armer Page Martino Lopez! So jung, ſo brav und ſo ſchön! Er hatte ſo treue, fröhliche Augen. Aber als er mich damals, am Morgen vor der Höchſter Schlacht, lachend weckte, ſah ich es wieder. . . . Sie waren gebrochen. . . . Ich ließ ihn zurück im Quartier, und er hatte ſich doch ſo darauf gefreut, mit dabei zu ſein, wie wir die Braunſchweiger ſchlugen! . . . Als ob das Geſchick nur einerlei Weg wüßte! Derweil ich ihn den Kugeln und Schwertern entzog, ſtürzte die Decke über ihm zuſammen . . . und ich habe ſeine Augen nicht mehr geſehen.“ Er ſchüttelte haſtig den Kopf und blickte auf. „Verzeiht, Sennora,“ ſagte er mit veränderter Stimme, ſich vor Mechthildis verneigend. „Eine trübe Erinnerung, — die letzte ſeitdem. Wenigſtens unter Eurem Dache hoffe ich nur Gutes in der Zukunft zu leſen!“

„Ich hoffe es mit Euch,“ erwiderte Mechthildis freundlich. Das Geſpräch belebte ſich wieder, auch die Stimmung des Generals heiterte ſich ſchnell auf. Als er ſich mit dem Meiſter Baltzer zurückzog, blickte ihm Frau Johanna Kannemann faſt ebenſo bewundernd nach wie die beiden Stiftsdamen, die vom erſten Tage an für ihn ſchwärmten und ihn in ihren guten alten Herzen nur noch mit Judas Makkabäus, Sankt Georg und anderen frommen Glaubenshelden verglichen.

Es war merkwürdig, wie ſchnell ſich der ſpaniſche Herr während dieſer vierzehn Tage in dem Mechterhauſe heimiſch gemacht hatte. Sonſt pflegte Seine Excellenz die Mußeſtunden im Winter- und Erholungsquartier außer mit Staatsbeſuchen nur mit Fechtübungen, Beſichtigung

von Bildern und Feſtungsplänen und Durchleſen des Don Quixote, den er ſchon halb auswendig wußte, zu verbringen, vor allem aber alle Damengeſellſchaft möchlichſt zu meiden. Für dies und alles andere hätte er in ſeinem jetzigen Quartier Freiheit und Raum genug gehabt, denn Mechthildis hatte ihm und ſeinem Gefolge den größten Teil des weitläufigen Gebäudes überlaſſen. Aber in die Excellenz war auf einmal ein anderer Geiſt gefahren. Der Damendienſt hatte ihn wieder ſo ganz in der Gewalt wie vor dreißig Jahren, als er friſch aus der Schulzucht des Jeſuitenkollegs an den Königshof zu Madrid gekommen war, das junge Herz voll von Liebesträumen, Serenaden und Sonetten. Nur natürlich benahm ſich der geſtrenge Herr Feldherr jetzt anders als damals der milchbärtige Page, ſeine Galanterie marſchierte jetzt ſo gemeſſen und wohlgeordnet wie ſeine beſten Kompanien, und manchmal erinnerte er an Don Quixote, auch ohne ihn zu citieren. Bei alledem aber lag ſo viel Adeliges und faſt Ehrfürchtiges in ſeiner Huldigung, daß Mechthildis ſie gern ertrug und mit freundſchaftlicher Teilnahme erwiderte.

Mit dem Meiſter Baltzer ſtand Cordova ſeit langem auf gutem Fuße. Er hatte die Unterhaltung des alten Meiſters an Orten ſchätzen gelernt, wo es ſich erheblich weniger bequem und ungefährlich plauderte als im Ahnenſaale des Mechterhauſes. Sein eigener Geſprächsſtoff war freilich etwas einförmig; wenn es ſich nicht um Bilder handelte oder um die Schönheiten des Don Quixote, ſo blieb für die Excellenz nur ein Thema, das ſie unermüdlich variierte: das Lob der reizenden Hausherrin und ihrer gaſtfreundlichen Aufmerkſamkeit.

Auch heute hatte er dieſes Thema wieder aufgegriffen, ſobald er mit dem Meiſter Baltzer allein vor ſeinem Kamin ſaß. Der Meiſter hörte ihm eine Weile behaglich zu. Dann bemerkte er: „Eigentlich habt Ihr dies ſchöne Quartier doch nur der Politik zu verdanken. Ihr kennt doch den Ratsherrn Sebaldus von Halveren? Den Oheim unſeres Fräuleins, der Euch bei Eurem Einzug ſo überfreundlich begrüßte.“

„Ich erinnere mich,“ antwortete Cordova. „Ein unangenehmer Herr. Er hat ſo etwas Lauriges im Geſicht und Weſen, ich weiß nicht recht, woran es mich erinnerte —“

„Vielleicht an einen Großinquiſitor?“ half Meiſter Baltzer ein.

Cordova warf ihm einen entrüſteten Blick zu. „Was denkt Ihr, Meiſter? Ein ſolcher Vergleich ... Ueberhaupt, was hat mein Quartier mit dieſem Herrn von Halveren zu thun?“

„Nun,“ erklärte Meiſter Baltzer, „der Herr hatte ſein Haus als Quartier für Euch angeboten. Aber der Rat traut ihm nicht. Es heißt, er ſtehe im heimlichen Einverſtändnis mit Euren und den kaiſerlichen Miniſtern, um dieſe ehrſame Stadt von der Neutralität abzuziehen und ſich wieder zum Bürgermeiſter zu machen, und da hat der Rat wohl gedacht, es wäre beſſer, Euch anderswo einzuquartieren, wo Ihr nicht Gefahr lauft, mit dem Herrn Sebaldus — heimliche Politik zu machen.“

Cordova ſah ſchon ſehr unwillig aus, als er erwiderte: „Ich will nicht hoffen, daß man mir eine ſolche Sendung zutraut.“

„Je nun,“ verſetzte Meiſter Baltzer friedlich, „Eure

Excellenz ist berühmt wegen Ihrer Klugheit. Wenn das Ding wahr wäre, würdet Ihr es doch nicht zugestehen. Aber was geht's mich an? Ich denke wie Euer Don Quixote: Es wird schlimmer, wenn man dran rührt."

„Und ich sage Euch, Sennor," rief Cordova in vollem Zorn, „wenn mich mein Herr, der König, sendet, eine Stadt wegzunehmen, so hoffe ich, daß er mir Kanonen und Soldaten dazu gibt und nicht ein Kreditiv an irgend einen ungetreuen Ratsherrn selbiger Stadt. Ich bin Soldat, Sennor, und Edelmann!"

„Die Welt kennt keinen besseren," erwiderte Meister Baltzer artig. „Aber dann muß ich doch von dem guten Herrn Sebaldus sagen wie Sancho Pansa: ‚Es glaubt mancher zu fischen und krebst.' Denn umsonst läßt er doch nicht Tag für Tag ein Häuflein von seinen Parteianhängern vor dem spanischen Wappen, das Euch zu Ehren jetzt am Haus draußen hängt, Parade machen und Hoch rufen. Ihr habt die Leute doch schon bemerkt? Die feinsten Brüder sind es eben nicht, Bankerottierer, Branntweinzapfer und dergleichen mehr; aber bei Stimme sind sie. Nun, und er selber ist ja auch schon ein paarmal hier gewesen, ohne Euch zu treffen, wie ich von Eurem Adjutanten höre. Es scheint ihm doch viel daran zu liegen, als Euer guter Freund zu erscheinen. Oder sollte er Euch nur bitten wollen, daß Ihr bei unserem Fräulein ein gutes Wort für seinen langen Sohn einlegt?"

„Was sagt Ihr da?" fuhr Cordova auf. „Der soll unsere Wirtin — dieser — wie heißt er doch —"

„Junker Lambertus von Halveren. Ganz derselbe. Ihr erinnert Euch seiner vom Ratsbankett zu Euren

Ehren, wo er mit anderen Edelreiſern dieſer Stadt Spalier machte. Ja, gewiß, — einmal hat er ſchon um ſie angehalten; drei Tage nach dem Tode ihres Oheims, — und einen Korb bekommen. Ich weiß es von ihm ſelbſt; er iſt eine offene Seele. Aber Hoffnung macht er ſich noch immer, und wer weiß? Etwas verwandt ſind ſie ja, und das liebt man unter dem Stadtadel hier. Wenn der Alte erſt mit ſeiner Partei obenauf kommt, — wie geſagt, ich glaube, er baut auf Euren freundlichen Beiſtand, es ſollte mich wundern, wenn er Euch heute nicht wieder aufſuchte —"

„Thut mir den Gefallen, Meiſter, und beſcheidet die Diener draußen ſogleich, daß ich für dieſen Mann ſtets abweſend bin," ſagte Cordova haſtig.

„Das will ich ſehr gern thun," verſicherte Meiſter Baltzer und empfahl ſich.

„Eigentlich ſoll man nie rachſüchtig ſein," brummte er, als er auf dem Heimweg an dem Hauſe Halveren vorüber kam. „Aber dem Andenken meiner guten alten Brigitt war ich doch noch ein Kränzlein ſchuldig. Und dann, — dafür iſt mir der brave ſpaniſche Geiſterſeher doch zu ſchade, daß dieſer Erzſchelm mit ſeinem Namen im Trüben fiſcht."

Drittes Kapitel.

Das Geſpräch mit dem Meiſter Baltzer wirkte auf Cordova in einer Weiſe, an die der diplomatiſche Maler vielleicht nicht gedacht hatte. Zwei Tage lang ließ ſich der General

weniger als ſonſt in den Gemächern der Hausherrin ſehen. Er wandelte ſtundenlang aufgeregt in ſeinem Zimmer auf und ab und ſtellte die Geduld ſeiner Diener, ſeiner Aerzte und Adjutanten durch heftige Aeußerungen ſeiner üblen Laune auf harte Proben. „Das iſt ja ſchlimmer als vor einer Schlacht," meinten ſie untereinander. Am dritten Tage aber ſchritt er nach einem langen und ſorgfältigen Ankleiden gravitätiſch die Treppe zur Wohnung Mechthildis' hinauf, gehüllt in eine Pracht und Herrlichkeit, welche die von fern beobachtenden Stiftsfräulein zu einem Flüſtern verſchämten Entzückens aufregte. Ein ſteifes wattiertes Wams trug er und wulſtige kurze Beinkleider, vom feinſten ſchwarzen Atlas und reich mit koſtbaren Schnallen geziert, dazu ſchwarzſeidene Knieſtrümpfe und ausgeſchnittene Schuhe mit großen Schleifen. Den Nacken barg ein ungeheurer, ſteifer weißer Kragen mit umgebogenen Enden, zwiſchen denen der ſchmale, verwitterte Kopf mit den kurzgeſchorenen ſchwarzen Haaren und dem ſorgfältig gefärbten ſchwarzen Bart aufragte wie eine überreife Samenkapſel zwiſchen verdorrten Kelchblättern. Mächtige Stulphandſchuhe, mit breiten Spitzen verbrämt, in der Hand ein ſchwarzer Hut mit drei wallenden Federn, ein Galadegen an der linken Seite und auf der Bruſt ein von Juwelen ſchimmerndes Ordenszeichen an ſchwerer Kette vervollſtändigten die düſterprächtige Galatracht, wie man ſie im Königsſchloſſe zu Madrid und am Hofe der Infantin zu Brüſſel zu tragen pflegte. Aber Don Gonſalvo Fernandez de Cordova hatte nicht bloß ſeinen ſterblichen Leib in Gala geworfen, auch ſeine Sprache ging heute auf höheren Bahnen und hatte die gewohnte knappe Ausdrucksweiſe des höflichen Soldaten mit dem „estilo culto"

vertauſcht, wie man ihn im Lande der Grandezza liebte und verſtand.

In dieſem gewählten Stil bedurften die einfachen Erkundigungen nach Wohlbefinden und Wetterbemerkungen immerhin ſo viel Zeit, daß Mechthildis ſich indes über die ungewohnte Verkleidung ihres Gaſtes beruhigen konnte und wieder ſo ziemlich zu folgen vermochte, als er, beherzt auf ſein Ziel losſteuernd, anhob: „Möge Eure Herrlichkeit, Sennora, huldvoll Euren vortrefflichen Sinn auf das zu richten nicht verſchmähen, was ich, um Eure koſtbare Seele nicht zu lange aufzuhalten, vielleicht in ungeziemender Kürze und ohne ſchuldige Entſchuldigung zu ſagen mich erdreiſte. Die Sache iſt aber dieſe, daß ich vom erſten Augenblicke an, wo ich den Inbegriff Eurer Schönheit, Klugheit und Holdſeligkeit gleichſam als eine Rüſtkammer alles deſſen, was es Erſprießliches und Erquickliches auf Erden gibt, mit dieſen meinen geblendeten Augen ſchauen durfte, Euch zur Herrin meines Willens gemacht habe; und ſo Ihr es vermöchtet, Eure Gnade ſo weit gehen zu laſſen, daß Ihr meine unterthänigſte Bewerbung um Eure Hand nicht ganz verſchmähtet, ſo würdet Ihr mich, Gonſalvo Fernandez de Cordova, zum Glücklichſten machen, den Cupidos Pfeile jemals mitten ins Herz trafen!“

Während dieſer wohlgeſchulten Rede hatte Mechthildis ſehr verwirrt, mit heißen Wangen und niedergeſchlagenen Augen geſeſſen; als ſie nun aber aufſah, begegnete ihr aus den dunklen Augen ihres Bewerbers ein ſo treuherzig und ängſtlich flehender Blick, daß alle ihre Verwirrung ſich in einem großen Mitgefühl löſte. Sie reichte ihm die Hand hin und ſagte herzhaft, mit einem freundlich

bittenden Lächeln: „Euer Antrag, Excellenz, ist mir gewiß die größte Ehre und wäre es auch für viele, die viel vornehmer und Euer würdiger sind als ich. Laßt mich wünschen, daß Ihr eine solche nach Eurem Herzen findet, und zürnt mir nicht, daß ich Euren Antrag ablehne."

„So habt Ihr Eure Hand schon heimlich vergeben?" fuhr der Spanier auf, aller Grandezza und Courtoisie vergessend.

Mechthildis errötete unwillig. „Ich weiß nicht, ob es sich schickt, eine Dame so zu fragen, Excellenz," erwiderte sie nach kurzem Besinnen. „Ich werde Euch aber gleichwohl antworten. Bisher hat kein Mann von mir eine andere Entscheidung bekommen als Ihr. Ihr habt mir Euren Herzenswunsch offenbart, ich habe Euch darauf meine Antwort ehrlich gegeben, ich meine, daß Ihr mir darum nicht zürnen dürft."

„Ihr habt recht," erwiderte Cordova sehr beschämt, „und ich bitte Euch um Verzeihung, Sennora. Vergönnt mir, daß ich Euch meiner steten Dienstwilligkeit versichere, vergeßt, was ich gesagt habe, und gebt mir gnädig Urlaub, ehe ich Euer Haus verlasse, in dem ich so freundliche Aufnahme gefunden."

„Nicht so," antwortete Mechthildis und blickte ihm freundlich in das betrübte Antlitz. „Ich bin sehr stolz darauf, wenn Ihr mich Eurer Freundschaft würdigt, und alsdann verlange ich als Freundschaftsdienst von Euch, daß Ihr auch ferner in diesem Hause es Euch gefallen laßt und wie bisher mir Eure Gesellschaft gönnt. Es wird mir allezeit eine große Freude sein, einen Kavalier in meiner Nähe zu wissen, den ich so hoch schätze und auf dessen Freundschaft ich mich so unbedingt verlassen kann."

„Ihr könnt es, Sennora, und ich danke Euch von Herzen," erwiderte Cordova und ergriff ihre dargebotene Hand, die er faſt ehrfürchtig küßte. Dann blickte er ihr noch einmal lange, traurig in das ſchöne Antlitz, und ohne etwas weiter zu ſagen, verließ er nach einer tiefen Verbeugung das Gemach, das er mit ſo ſtolzen Hoffnungen betreten hatte.

An der Treppe ſtanden die beiden alten Stiftsfräulein. Ihre feinen kleinen Geſichtchen färbten ſich mit einem zarten Rot, als er mit höflichem Gruße vorüberſchritt, und ſie blickten ihm unter ihren Hauben nach, bis er in der Thür ſeiner Gemächer verſchwand.

„Weißt du noch, Schweſter Plectrudis?" flüſterte die eine. „Als wir damals am kurfürſtlichen Hof in Brühl waren — der junge Graf Merode, der nachher in den Niederlanden gefallen iſt. . . . So ſchön und ſtattlich könnte er jetzt wohl ausſehen. Wir waren damals ſehr eiferſüchtig aufeinander, glaub' ich. . . . Und zwei Jahre darauf thaten wir zuſammen Profeß."

„Ach ja," ſeufzte die andere. „Hüten wir unſer Herz, Schweſter Kliriſſa, daß kein Schemen begrabener Wünſche ſeinen Frieden ſtöre. . . . Laß uns beten gehen."

Viertes Kapitel.

Meiſter Baltzer ſtand neben Mechthildis am Erkerfenſter und betrachtete ſie lächelnd von der Seite. „Es ſcheint Euch doch etwas angegriffen zu haben, daß Ihr

nun der ſpaniſchen Excellenz auch einen Korb geben mußtet," ſagte er.

„Woher wollt Ihr das denn nun wieder wiſſen?" fragte ſie ärgerlich. „Es ſcheint, Ihr laßt Euch von allen Leuten ihre Geheimniſſe erzählen."

„Behüte," verſetzte Meiſter Baltzer. „Solange ich es kann, gehe ich den Beichtbedürftigen immer aus dem Wege. Die Leute ſind zu ſelten, die einem ihre Freundſchaft noch bewahren, wenn ſie einmal ſo ſchwach geweſen ſind, einem ihr Herz auszuſchütten. Aber man darf doch ſeine Schlüſſe ziehen. Die Excellenz war geſtern ſo merkwürdig gerührt, und das iſt ſie gemeiniglich nur, wenn ſie gewiſſe ergreifende Liebesgeſchichten in ihrem Don Quixote wieder einmal geleſen hat. Das kann ſie aber diesmal nicht gethan haben, denn ich hatte mir das Buch vor drei Tagen, als ich zuletzt bei ihr war, von ihr geliehen, um mich daheim im Spaniſchen zu üben. Alſo, denk' ich mir, muß irgend ein anderes Erlebnis daran ſchuld ſein, und das wird ſich denn wohl abgeſpielt haben, als der würdige Mann Euch vorgeſtern morgen — wie ich von den Stiftsdamen höre — in einer Tracht beſuchte, die er ſonſt nur in der äußerſten Zwangslage gegen ſeinen Offiziersrock eintauſcht."

„Spottet nicht über Cordova," verwies Mechthildis, „er iſt ein Ehrenmann und wahrlich ein Kavalier dem Herzen nach. — Und übrigens," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „habe ich ihn auch zu meinem Kavalier auserſehen; Ihr wißt, heut abend iſt großes Feſt bei den Kannemanns zu Ehren der holländiſchen Gäſte, die vor Mittag kommen, und da ich meiner Freundin zugeſagt habe, ſo will ich Seine Excellenz bitten, daß er auch annimmt und mich

geleitet. Es ist ja auf neutralem Boden, und er wird als Spanier schon einmal die Galanterie über die Abneigung gegen seine Feinde stellen."

„Ja," erwiderte Meister Baltzer, „'s ist überhaupt ein ganz wackerer Herr, und die Züge, die er von seinem Lieblingshelden, dem edlen Don Quixote, an sich hat, sind noch lange nicht seine schlechtesten. Behüte Gott, daß ich über ihn spotte. Was aber Eure Absicht angeht, ihn zu dem Bankett zu verleiten, so ist das schon geordnet. Ich habe ihm gestern abend einfach so nebenbei klargemacht, daß er mit den holländischen Herren einen Trunk thun müsse, weil das das beste Mittel sei, den Bürgern zu beweisen, daß er wirklich nur zur Erholung hier sei und nicht, um diese wunderbare Stadt dem Kaiser, dem Tilly und Herrn Sebaldus in die Hände zu spielen. Das hat er sogleich eingesehen, und wenn er nun vollends Euch führen darf, so wird er mit beiden Händen zugreifen. Ich wollte aber, Ihr ließet Euch von ihm recht oft zum Bankett und meinethalben zum Tanze führen, es ist doch nichts mit dem ewigen Studieren, und mit dem übrigen, dem Armen- und Krankentrösten, auch nicht."

„Das habt Ihr mir jetzt schon ziemlich oft gesagt," antwortete Mechthildis. „Uebrigens, wenn ich jetzt mit lauter spanischen Granden und holländischen Gesandten zu verkehren habe, muß ich mich auf meinen Armengängen so wie so schon öfter vertreten lassen, als es recht ist, also scheltet nicht und seht Euch lieber einmal das große Krystallprisma dort an, das ich gestern aus Brüssel bekommen habe."

„Köstlich," murmelte Meister Baltzer, ganz vertieft in das vor seinen Augen vorüberschwebende Farbenspiel.

„Ja, so schön wie der Hergott können wir Maler die Uebergänge freilich nicht finden.“

„Seht Ihr, nun studiert Ihr selber,“ lachte Mechthildis.

„Ich bin auch kein junges Fräulein mehr,“ knurrte Meister Baltzer und äugelte weiter.

Unterdes ließ sich draußen auf der Straße immer deutlicher ein starkes Geräusch vernehmen, wie von herannahenden Rossen und Wagen, dazwischen laute vielstimmige Zurufe, während der gewohnte Lärm eines geschäftigen Straßenlebens stockte und die Menschen sich auf beiden Seiten längs den Häusern sammelten, in Erwartung irgend eines Schaustücks.

„Ei seht mal,“ sagte Meister Baltzer, während er neben Mechthildis aus dem Erker lugte, „sind sie schon angekommen? Da hat mich doch einmal meine Weisheit getäuscht; ich dachte, vor Mittag könnten sie nicht anlangen, sie müssen guten Vorspann vor ihrem Schiff gehabt haben. Schade; ich hätte ihnen gern den ersten Gruß vom Stapel zugerufen. Nun sind sie also schon in ihrem Ehrenquartier abgestiegen und werden von da zur Audienz aufs Rathaus geleitet, um ihr Kreditiv zu überreichen. Der Weg führt ja hier vorbei.“

Während er noch die letzten Worte sprach, hatte der Aufzug schon das Haus erreicht. Vorauf ritt ein Stadtherold mit dem Wappen der Stadt auf der Brust, dann ein Hauptmann von dem seit Anfang der Kriegswirren erheblich verstärkten Stadtmilitär mit einer Abteilung seiner wohlgerüsteten Reiter, welche Mühe hatten, eine Menge mitlaufender neugieriger Straßenjungen und Lehrbuben von der eskortierten Glaskutsche abzuhalten. In

dieſem Wagen ſaßen auf dem Vorderſitz Herr Jobſt Kannemann und ein zweiter Ratsherr in ihren Amtsgewändern, ihnen gegenüber ein hochgewachſener Herr mit greiſem Kinnbart, gleichfalls im dunklen langfaltigen Talar mit Pelzbeſatz und Spitzenkragen und goldener Ehrenkette, und zu ſeiner linken Seite ein jugendlicher, blondbärtiger Herr in militäriſcher Galatracht, über der Bruſt die breite Feldbinde von orangefarbener Seide. In einem zweiten Wagen folgte die Begleitung der Geſandten, und eine zweite kleine Abteilung ſtädtiſcher Reiter nebſt vielem müßigem Volk machte den Beſchluß.

Der Zug bewegte ſich, dem üblichen Ceremoniell und auch wohl dem gefährlichen Straßenpflaſter entſprechend, nur in mäßigſter Schnelle voran und ließ den ſpalierbildenden Zuſchauern Muße zu zahlreichen Meinungsäußerungen. Meiſt zeugten ſie von einer durchaus friedlichen Neugier, welche vornehmlich dem jungen Offizier galt. Dieſer ſchien die forſchenden Blicke und Zurufe ſehr ruhig zu ertragen, unbefangen blickte er umher und plauderte zwiſchendurch mit ſeinen Nachbarn. Auch die weniger freundliche Neugier einer Minderheit von verkommen ausſehenden Leuten, die ſich trotz aller unſanften Abweiſungen ſeitens der Berittenen unziemlich dicht heranzudrängen ſuchten und beſtändig Hochrufe auf den Kaiſer ausſtießen, ließ ihn ebenſo ungerührt wie ſeinen greiſen Genoſſen. Vor dem Hauſe Mechter ſtrengten ſich die Unruheſtifter beſonders an, ſie drängten ſich auf der Straße zuſammen, ſchwenkten die Mützen und Hüte nach einem Fenſter des Erdgeſchoſſes hin und ſchrieen: „Vivat Cordova! Vivat Hiſpanien!“ Der Wagen mußte einen Augenblick halten. Jobſt Kannemann blickte verlegen

an dem Hauſe hinauf; als er Mechthildis oben am Erker ſah, winkte er ihr wie zur Beruhigung und Entſchuldigung höflich zu. Sein jüngerer Nachbar, dadurch aufmerkſam gemacht, folgte dem Blicke des Ratsherrn, Mechthildis ſah voll in ſein männlich offenes, gebräuntes Antlitz, und es war ihr, als ob ſich ein fröhliches Erſtaunen darin male, während er artig den Federhut berührte und ſich verneigte. Aber bereits hatten die Reiter den Weg frei gemacht, die Wagen rollten weiter, und Mechthildis hätte nicht einmal ſagen können, ob der Oberſt Hans Friſo ihr dankendes Zunicken noch geſehen hatte. Die Bande von Schreiern wollte ihr Weſen vor dem Hauſe noch weiter treiben, aber es ſchien, als ob die Zurufe aus den Fenſtern Cordovas ein unerwartetes Echo fänden, denn plötzlich verſtummten ſie und trollten ſich ziemlich kleinlaut dem Zuge nach.

Fünftes Kapitel.

Herr Jobſt Kannemann, derzeit jüngſtes Mitglied des Rates, war kein großes Licht, aber er vereinte in ſeiner Perſon zwei wichtige Vorzüge: Reichtum und Freigebigkeit. Was er bei Ausübung der letzteren Tugend noch von dem vornehmen Takte des echten Patriziers vermiſſen ließ, das erſetzte er reichlich durch gute Laune, die ſtets bereit war, fremde Vornehmheit bewundernd anzuerkennen. Mit dieſen Eigenſchaften, unterſtützt von einer hübſchen und lebensluſtigen Frau, war er der berufene Gaſtmeiſter

der Stadt, und wie jeder andere Staatsgaſt wären auch die holländiſchen Herren bei ihm auf jeden Fall einer glänzenden Aufnahme ſicher geweſen. Obendrein aber empfahl ſie bei ihm ein beſonderer Umſtand: Herr Sebaldus von Halveren hatte im Rate gegen die Zulaſſung der Geſandten und ihre Forderungen geſprochen; Jobſt Kannemann aber war mit den Halverens völlig zerfallen, ſeit ihre Partei bei den jüngſten Wahlen den ausſichtsloſen Verſuch gemacht hatte, ſtatt ſeiner den Junker Lambertus in den Rat zu bringen. So werfen die perſönlichſten Verhältniſſe, gekränkte Eitelkeit und umgegangene Freundſchaft der Mächtigen, den Einſchlag in das politiſche Gewebe. Aber während in einem großen Staatsweſen die einzelnen Triebfedern durch ihre Menge und die Ausdehnung des Ganzen ſchwer erkennbar bleiben, treten ſie in einer winzigen Republik deutlich hervor. Wer bei den Kannemanns gerne eingeladen war, der lobte trotz aller konfeſſionellen Bedenken die Holländer und war geneigt, jede Aeußerung im entgegengeſetzten Sinne darauf zurückzuführen, daß der betreffende mit Herrn Sebaldus oder mit deſſen liederlichem Sohne in irgend einem dunklen Schuldverhältnis ſtehe. Für die Menge der kleinen Leute konnte es ſeit mehreren Tagen keinen anregenderen Geſprächsſtoff geben, als die Zurüſtungen im Kannemannſchen Hauſe; und in Scharen ſtrömten ſie am Abend herbei, um die Auffahrt der reichen Damen und Herren zu dem Bankett zu genießen, das die Kannemanns den holländiſchen Geſandten gaben.

Eine Auffahrt im eigentlichen Wortſinne war es allerdings nicht; denn die bequemere Mehrheit der vornehmen Gäſte zog es in gerechter Würdigung des vater-

ſtädtiſchen Pflaſters vor, ſich in Sänften tragen zu laſſen, die an Geſtalt und Einrichtung einer Droſchke des neunzehnten Jahrhunderts ziemlich gleichkamen und reich mit Wappen und Schnitzwerk geſchmückt waren. Doch fehlte es auch nicht ganz an großen, ſchwerfällig gebauten und mit ſchweren belgiſchen Pferden beſpannten Kutſchen. Zur Entfaltung dieſes ganzen Trag- und Fuhrparks bot ſich vor dem Kannemannſchen Hauſe eine ſeltene Gelegenheit, da es an einem freien Platze, unfern des Martinsturmes lag. Der Vater des jungen Ratsherrn hatte es ſich nach ſeinem Uebertritt in die Reihen des Patriziats von einem welſchen Baumeiſter errichten laſſen, an der Stelle, wo vordem die Kannemannſche Brauerei geſtanden hatte; daher hieß es im Volksmunde die Bräupfanne, obzwar es mit dieſem einträglichen Gerät keine Aehnlichkeit hatte, vielmehr mit ſeinem breiten, von ioniſchen Säulen getragenen Portalgiebel und der ſchön gegliederten, pilaſterreichen Faſſade überaus ſtilgerecht und vornehm ausſah. Das ganze Haus war feſtlich erleuchtet, auch auf dem Platze brannten auf hohen Pfählen Pechſchalen und warfen maleriſche glührote Lichter über das Haus, auf die dichte Menge der Schauluſtigen und die farbenreichen Wappen und Beſchläge des Gefährts. Rechts und links vom Portal ſtanden zwei ſtädtiſche Dragoner im Paradeſchmuck, als Ehrenwache für das niederländiſche Wappen, das nach der diplomatiſchen Sitte der Zeit für die Dauer der Anweſenheit der Geſandten über dem Portal, neben Herrn Kannemanns geliebtem Löwenſchilde, aufgehängt war. Hinter dieſen ernſten Wächtern regte ſich in der breiten Halle eine geſchäftige Menge von Dienern, bereit, die ankommenden Gäſte zu empfangen und von ihren winter-

lichen Umhüllungen zu befreien. Hendricus, Meiſter Baltzers Page, war auch dabei. Auf ſein dringendes Bitten hatte Meiſter Baltzer ihm dieſe Vergünſtigung von Herrn Kannemann erwirkt, und nun ſtand er drinnen vor dem Eingang zu den Prunkgemächern und vergaß ſeine Dienerrolle völlig vor farben- und ſchönheitsfrohem Staunen über alle die Herrlichkeit. „Schöner kann es in der Kaiſerburg zu Wien auch nicht ſein!“ ſeufzte er. In Wirklichkeit war es in der Kaiſerburg lange nicht ſo ſchön. Denn dort herrſchte noch der einförmige ſpaniſche Hofpomp; hier im Weſten aber war erſt neuerdings — mitten in den Stürmen des Krieges — eine Wandlung in Schnitt und Farben der Trachten zum Siege gelangt, die mit der ſpaniſchen Steifheit und Trauerſeligkeit aufräumte und der Schönheit wieder das Recht gab, einfach ſchön zu erſcheinen. Das heitere, bequem genießende und männlich ſchaffende Niederland hatte auch in der Mode den Spanier verdrängt. Freilich war es nur ein kurzer Sieg, und kein vollſtändiger; viele, zumal ältere Herrſchaften, hielten noch an den Wulſten und Ausſtopfungen, an den ſteifen Kragen und Drahthauben feſt — ganz abgeſehen von der ewig gleichen Würde der mittelalterlichen Amts- und Gelehrtentrachten — und vereinzelt wagten ſich ſchon die Vorpoſten einer neuen, widerwärtigen Modeentartung heraus, die von Frankreich herkam und die ſchönen Linien weiblicher Formen durch Weſpentaille und Ballonrock entſtellte, die freie Mannesſtirn unter Kräuſelwolken geborgten Haares verbarg. Einſtweilen aber hielt ſich die feine Mode noch in der gemäßigten Zone, gleich weit von gefrorener Steifheit und von überhitzter Willkür entfernt. Sie erlaubte für die Gewandung der Herren vom Knie aufwärts einen

weiten und bequemen, aber nicht weibischen Zuschnitt, der den Ausdruck der Vornehmheit und des Reichtums auch ohne spanische Wattierung und Auspuffung erreichte und den Bewegungen männlicher Kraft mit malerischem Faltenspiel folgte, während vom Knie abwärts die schöne spanische Erfindung der Tricotweberei im Rechte blieb. Bart und Haar waren durch keine eigensinnigen Friseurlaunen entstellt, die Umhüllung des Halses machte es nicht mehr nötig, den Bart zu stutzen, denn an Stelle der steifen, hohen Einzwängung war jetzt der weich nach den Schultern hin abfallende Kragen getreten, über dem sich das Haupt auf freiem Halse stolz erhob. Auch die kostbaren, schöngemusterten Stoffe der Damenkleider ließ diese Mode gefällig, ohne übermäßige Einschnürungen und Wulste, nach dem natürlichen Gesetze der Bewegung und Schwere hinwallen; und selbst gewisse Launen des Reichtums fügten sich ihrem Gesamtstreben auf gesunde, lebenskräftige Erscheinung ein. Die kostbaren, fußbreiten, halb zurückgebogenen Spitzen am weiten Ausschnitt des Damenkleides hoben die von ihnen umrahmten Reize nur noch wirksamer hervor, und die weitgehende Anwendung von Edelsteinen und Perlen, die an Hals und Armen, in den Haaren und sogar auf den Gewändern ihrer schönen Besitzerinnen schimmerten, verlor den Schein des Aufdringlichen durch die künstlerische Anordnung und Fassung, welche die Goldschmiedekunst dieser Zeit ihnen zu geben wußte.

Während der hoffnungsvolle Schüler des Meisters Balzer sich drinnen an so viel Pracht und Herrlichkeit berauschte, mußte sich die Menge draußen in Frost und Wind mit dem flüchtigen Anblick von Pelzmänteln und Umhängen begnügen. Um so reichlicher und lauter fielen

hier die Anmerkungen über die Herrſchaften ſelbſt. Die ſtädtiſche Ariſtokratie war das gewohnt, und ſie hütete ſich, dem Volke eine Neigung zu unſchädlichem Räſonnieren zu verkümmern. Selbſt die politiſchen Kannegießereien, die zwiſchendurch klangen, entlockten erfahreneren Ratsherren nur ein nachſichtiges Lächeln.

Vornan, inmitten einer Gruppe von Handwerksleuten, ſtand der ſtämmige Schmied, der Herrn Sebaldus von Halveren ſchon einmal durch ſeine Freude über das noch immer ſiegreiche Niederland gekränkt hatte. Auch diesmal hielt er mit ſeiner politiſchen Weisheit nicht zurück. „Mich freut's, daß die holländiſchen Herren einen rechten Ehrenabend haben, wenn es auch Ketzer ſind. Was geht's uns an, daß ſie ſich mit dem Spanier herumſchlagen? Wehren darf ſich jeder. Bei uns im Reich, das iſt was anderes, und da hat der geſtrenge Herr von Halveren ganz recht: es iſt eine Schande, daß unſere alte Stadt müßig zuſehen ſoll, wie ſich der Kaiſer mit ketzeriſchen Reichsſtänden herumſchlägt. Aber wenn der Spanier die Holländer durchaus kleinkriegen will, ſo iſt das ſeine Sache. Mir haben ſie nichts gethan."

„Wahrhaftig, da habt Ihr recht, Meiſter Anton," verſetzte ſein Nachbar. „Seht, ich bin ein guter Katholik, ſo gewiß als ich ein ehrlicher Schuſter bin; und mit der Neutralität, wie's unſere gnädigen Herren vom Rat meinen, das iſt nichts. Der Bruder Placidus, von den Franziskanern, hat mir's noch neulich im Beichtſtuhl auseinandergeſetzt, daß ſie eigentlich alle dafür in die Hölle kommen. Ja, der Bruder Placidus meint, daß am Ende nur deshalb jetzt die Hexerei ſo überhand nehme, weil die Obrigkeit ſolche verkehrte Politik treibe. Weil ja doch

der römiſche Kaiſer unſer geſalbter und katholiſcher Oberherr iſt, verſteht ihr. Es iſt, als wenn mir mein einer Lehrjunge, der Niklas, die Zunge herausſtreckt, und ich ſag' dem anderen: ‚Gib ihm eins hinter die Ohren, daß ich nicht erſt deshalb vom Dreibein herunterzuklettern brauche.' Dann darf mir der Peter nicht ſagen: ‚Geht mich nichts an, ich bin neutral.' Aber für die Holländer und Spanier, ja, da ſind wir neutral. Das iſt Ausland, verſteht ihr. Und eine Freude iſt's, wie ſich die holländiſchen Kabeljauköpfe wehren gegen die ſpaniſchen Baſeolosmanos! Und nun erſt ſo Herren, wie die zwei da oben, — ei wahrhaftig, was geht's mich an, ob ſie Ketzer ſind? Drum bin ich doch ſtolz auf unſeren Feuerwächter, was der für ein rechter Kerl geworden iſt, und wenn er wollt', macht' ich ihm alle Tag ein Paar Reiterſtiefel ſo gut, als ob ſie für den ſpaniſchen Herrn, den Cordova, wären. Denn da bin ich neutral."

Die Nachbarn nickten und murmelten Beifall. Sie waren wirklich ſtolz auf den Oberſt Friſo, ſo wenig ſie ſich auch um ihn bekümmert hatten, als er noch auf dem Martinsturme ſaß und für zehn Gulden jährlich ihren Schlaf bewachte. Auch Herr Govaert Friſo hatte es ihnen angethan mit ſeiner ehrwürdigen Erſcheinung, ganz beſonders aber rechneten ſie es beiden hoch an, daß ſie die ärgerlichen Kundgebungen bei ihrem Einzug einfach überſehen hatten.

Aber auch hier fehlte es nicht ganz an Störenfrieden. Da war ein langnaſiger kräftiger Kerl, der den einen Fuß beim Gehen nachzog und ſeine Reden mit einem wunderlichen Auf- und Abſchieben der einen Hand begleitete, — man nannte ihn von dieſer Gewohnheit den

Baſſuner oder Poſauner, übrigens wußte man wenig von ſeiner Vergangenheit. Vor etlichen Jahren war er in der Stadt aufgetaucht mit ſeinem Weibe, einer robuſten verwitterten Zigeunerſchönheit, und war dank der warmen Empfehlung einiger Ordensgeiſtlichen thatſächlich raſch in die Höhe gekommen, — der Rat hatte ihm nämlich das Amt eines Feuerwächters oben auf dem Martinsturm anvertraut. In ſeinem Amte war ihm nichts nachzuſagen, übrigens ſtand er in keinem guten Ruf, er galt als ein zänkiſcher Zechbruder und ſein Weib trieb allerhand Beſprechungskuren unter der Hand, beide aber waren ſie ſehr fleißige Kirchgänger. Dieſer Kerl machte ſich mit allerlei anzüglichen Redensarten über die beiden Geſandten läſtig. „Der eine iſt ein davongelaufener Stadtknecht, und der andere war früher Winkelpfaff bei den Oberländern, — ſie paſſen zuſammen," ſchrie er. Ein paar Nebenſtehende, geringe Leute, lachten, der Meiſter Schmied aber verbot ihm derb das Maul und hatte ihn bereits am Wickel gefaßt, als die Erſcheinung eines neuen, unerwarteten Feſtgaſtes ihn rettete. Dies war der Ratsherr Sebaldus von Halveren. Er war kraft ſeiner Würde eingeladen, aber niemand, und am wenigſten wohl der Feſtgeber, rechnete auf ihn. Nun erſchien er doch, gemeſſen und ernſt, wie es in ſeiner Art lag, übrigens zu Fuß und nur von einem Diener geleitet, der ihm die Laterne vorauftrug. Die Kannegießer wußten nicht recht, was ſie dazu ſagen ſollten, unwillkürlich ſtimmten ſie angeſichts der Amtstracht und Amtsmiene in die laute Begrüßung der Minderheit ein. Herr Sebaldus dankte mit ernſter Freundlichkeit. Den lahmen Poſauner, der ſich beſonders vordrängte, muſterte er einen Augenblick nachdenklich, als

koſte es ihn Mühe, den Mann zu erkennen. „Ihr ſeid der Feuerwächter vom Martinsturm, der Hieronymus, nicht wahr?“ ſagte er. „Geht auf Euren Poſten, Mann, und treibt Euch hier nicht müßig herum.“ Dazu winkte er zweimal bedächtig mit dem Zeigefinger. Der Baſſuner nickte, anſcheinend beſchämt, und zog ſich ſchweigend zurück. Die Bürger blickten mit Befriedigung hinter Herrn Sebaldus her. „Ein geſtrenger, fürſichtiger Herr iſt's doch!“ meinte der Meiſter Schmied. „Ja, auf Ordnung hat er allezeit gehalten.“ — „Aber nicht bei ſeinem Sohne,“ warf der Schuſter ein, und es erhob ſich ein Gelächter, in welchem ſich die öffentliche Meinung über Junker Lambertus erſchöpfend ausſprach. — „Aber daß er nun doch zu den Kannemanns geht?“ — „Das will ich euch ſagen: das iſt Politik!“ erklärte der Meiſter Schmied und legte bedächtig den Zeigefinger an die Naſe. „Wenn die Herren ſpinnefeind ſind, die Ehre geben ſie einander doch vor den Leuten, damit der Reſpekt nicht ausgeht. Seht doch, da kommt ſogar die ſpaniſche Excellenz angefahren, und die liegt doch mit den Holländern im Kriege!“

Die anderen nickten, ganz dem neuen Augenſchmauſe hingegeben. Ihre Neugier ließ nur eine ſchmale Gaſſe frei, durch welche der General Gonſalvo Fernandez de Cordova Mechthildis mit feierlicher Galanterie in das Portal geleitete.

Als dieſes erlauchte Paar ſich den Feſträumen näherte, erwachte Hendricus aus ſeiner ſträflichen Unthätigkeit. Dienſtfertig ſprang er vor, verbeugte ſich tief und öffnete. „Ei ſieh,“ ſagte Mechthildis lächelnd, „biſt du auch hier? Und wie höflich und gewandt! Haſt du das auch beim Meiſter Balzer gelernt?“ Das hübſche Knabengeſicht

errötete vor Seligkeit. „Ja," ſtotterte er, „damals ſchon — als Ihr Euer Bild bei uns beſehen kamt." Auch Mechthildis errötete, wie von einer plötzlichen Erinnerung berührt. Sie erhob den Federfächer, an deſſen Knauf ein großer Rubin — einer aus dem berühmten Rubinenſchatz des Hauſes Mechter — funkelte, und ließ ſich ſchweigend von ihrem Kavalier in den Saal geleiten, wo der Haushofmeiſter ihre Namen ſchon mit lautem Rufe verkündet hatte.

Sechſtes Kapitel.

Herr Jobſt Kannemann und ſeine Hausfrau empfingen ihre vornehmen Gäſte mit großer Herzlichkeit. Das ehemalige Fräulein Johanna Reynolds hatte ſich in der Ehe zu einer ſehr ſtattlichen Dame entwickelt; die Lebhaftigkeit war geblieben, aber es lag etwas Beabſichtigtes, Beifallſuchendes darin. Wie ſie jetzt in ihrem Prunkgewand von braunem, goldgeſtickten Atlas, das die üppigen Formen unvorteilhaft deutlich hervorhob, vor der Freundin ſtand und ſie mit zärtlichem Wortſchwall begrüßte, zeigte ſich der Unterſchied zwiſchen ihnen erſt recht. Denn über Mechthildis Weſen lag eine ſtille, große Anmut, die ſie nicht erſt mit Schmuck und Feſtgewand anlegte, und ſo erſchien ſie in dem prachtvollen Ebenmaß ihrer voll erblühten jungfräulichen Schönheit wie eine Fürſtin neben der geputzten kleinen Frau.

Der Hausherr, in Talar und Amtskette, hatte ſich

mit Cordova in einen Austauſch umſtändlicher Redensarten verwickelt. Als aber Herr Sebaldus von Halveren hinzutrat, brach er kurz ab und zog ſich ins Innere des Saales zurück unter dem Vorgeben, nach den holländiſchen Herren ſehen zu wollen, die dort in fröhlichem Geplauder inmitten eines dichten Kreiſes von Ratsherren und Damen ſtanden.

Die anderen folgten ihm, und die beiden Gruppen vereinigten ſich. Plötzlich vernahm man durch das Geſchwirre von Komplimenten und Titeln die ſcharfe Stimme des Herrn Sebaldus von Halveren: „Seid Ihr denn wirklich in unſerer Stadt von früher her ſchon bekannt, Herr Obriſt?“

Bei dieſer Frage verſtummte das Geſchwirre, und aller Augen richteten ſich erwartungsvoll auf den jungen Reiteroberſt, der ſich auf einmal mit Herrn Sebaldus faſt allein inmitten des Kreiſes fand; nur Mechthildis, mit der ihn die Hausfrau eben bekannt machen wollte, ſtand neben ihm. Bei der unerwarteten Anfrage des Ratsherrn hatte er ſich hoch aufgerichtet und den Frager aufmerkſam betrachtet; nun verbeugte er ſich leicht und erwiderte lächelnd: „Gewiß bin ich das, Herr von Halveren! Ich war damals noch ein armer Waiſenjunge, mit Namen Hans Maybrunner. Ihr werdet es ſo gut wiſſen wie ich, da Ihr ja mich damals mit in den Dienſt der Stadt nahmt — als Feuerwächter auf dem Martinsturm drüben. Als ſolcher habe ich eine gute Zeit lang dieſer hochlöblichen Stadt gedient und werde mich allzeit freuen, ihr auch in meinem jetzigen Stande gefällig ſein zu dürfen.“

Das beklommene Schweigen im Kreiſe löſte ſich in eine Bewegung heiteren Beifalls; die lebhafte Frau Johanna

flüſterte: „Bravo!“ und berührte mit dem Fächer Mechthildis' Arm, die mit freudiger Genugthuung auf den ehemaligen Feuerwächter blickte. Herr Sebaldus ſchien ſeine Fragen noch fortſetzen zu wollen, aber der ſpaniſche General kam dazwiſchen. Er trat auf Hans zu, ſtreckte ihm die Hand hin und ſagte: „Wir kennen uns auch ſchon, Herr Obriſt — ſchon von der Pfalz her. Vor etlichen Monaten habt Ihr mir bei Fleurus großen Abbruch gethan. Es war ein glänzender Sieg, und Ihr habt ihn wider mich entſchieden. Laßt mich hoffen, daß ich bald Gelegenheit finde, Revanche zu ſuchen.“

Hans ergriff die Rechte Cordovas herzlich und antwortete: „Auch ich hoffe das, Excellenz; denn ich habe ja noch ſo viel von Euch zu lernen.“

Auf die Umſtehenden wirkte dies kurze Zwiegeſpräch noch tiefer als das vorige. Es war ja in der Form nur ein Austauſch ritterlicher Artigkeiten, wie ſie der Krieg zwiſchen den hohen Offizieren beider Parteien immer mehr ausbildete und allmählich ſogar auf das Kriegsvolk übertrug, ohne deſſen Sitten den friedlichen Einwohnern gegenüber irgendwie zu mildern. Es war ein Ueberreſt der Ritterlichkeit des Mittelalters, die vordem auch innerhalb der Reichsſtädte ſo glänzende Blüten getrieben hatte. Aber der jetzigen reichsſtädtiſchen Geſellſchaft war es etwas Fremdes und Unerhörtes. Sie rechnete den beiden Herren perſönlich an, was in ihrem Benehmen Standesſitte war. Mit wenigen Worten hatten die zwei Streiter von Fleurus ſich gemeinſam den Erfolg des Abends geſichert. Zumal die Aufmerkſamkeit der Damen wandte ſich auf Cordova und Hans in faſt bedrängender Fülle. Erſt nach einer ziemlichen Weile gelang es Hans, ſich Mechthildis zu nähern,

die ſich bis dahin ziemlich abſeits gehalten und vornehmlich mit ſeinem Vater geplaudert hatte.

„Es iſt Zeit, daß du dazwiſchen kommſt," meinte Herr Govaert Friſo lächelnd. „Ich fürchte, ich ſpreche gelehrter, als es ſich an ſolchem Ort und einer ſchönen jungen Dame gegenüber ziemt. Aber Ihr ſeid ſelber ſchuld daran, edles Fräulein! Nun ſeht, ob Ihr mit dem da beſſer fahrt. Ich muß als Kavalier nach unſerer Hausfrau ſehen; denn mich dünkt, die Trompeten werden bald zur Tafel rufen."

Die beiden ſtanden eine kleine Weile ſchweigend nebeneinander. Dann begann der Oberſt lächelnd: „Auch Euch habe ich das Glück ſchon von damals her zu kennen — freilich nur im Bilde."

„Und ich Euch," erwiderte Mechthildis lebhaft. „Aus dem Buche des Meiſters Baltzer, nicht wahr?"

Sie lachten beide ein wenig und ſahen einander mit großem Wohlgefallen an, bis ſie errötend den Blick abwandte. „Noch habe ich Euch von damals für etwas zu danken — eine Sendung —," ſagte der Oberſt und ſtockte verlegen.

Mechthildis nickte. Auch ſie war ſehr verlegen geworden. Ihre weiße Rechte ſpielte mit den herabhängenden Kettchen des Juwelenſchmucks, der auf dem Einſatz ihres Kleides unterhalb des weit zurückgeſchlagenen Spitzenkragens funkelte. Es war ein ſchön ziſelierter goldener Schild, der zwiſchen Rubinen in der Mitte einen großen Onyx zeigte, eine köſtliche griechiſche Kamee mit dem Bilde der Siegesgöttin.

„Von wem wißt Ihr, daß — daß ich es war?" fragte ſie leiſe.

„Vom Meiſter Baltzer," erwiderte er. „Als ich nach Holland kam, hat er es mir mitgeteilt, wer mich — nach dem heißen Stein hinausgeſchickt hat."

Nun ſahen ſie ſich wieder an und lachten herzlich.

„Vielen Dank!" ſagte er.

„Der gebührt mir gewiß nicht," verſetzte ſie, legte aber doch ihre Rechte in ſeine breite, ſchwertgewohnte Kriegerhand.

Cordova, der eben einem Kreiſe von Damen einige ſtrategiſche Erläuterungen gab, ſah von fern, wie die beiden einander die Hände reichten und ſich anſchauten, und wandte den Blick ab.

Dann rief das Signal zur Tafel.

Die Reihenfolge der vornehmen Gäſte bei Tiſche — eine wichtige Frage — war im voraus durch die Höflichkeit des ſpaniſchen Generals erledigt, der darauf beſtand, daß dem Oberſt Friſo hier der Vorrang vor ihm zukomme. Den Ehrenplatz, zwiſchen der Hausfrau und der Gemahlin des zweiten regierenden Bürgermeiſters — der erſte hatte zu allem Glück keine — hatte natürlich der Staatsrat Govaert Friſo, zur anderen Seite der Hausfrau ſaß Hans, und zwiſchen ihm und Cordova Mechthildis.

„Köſtlich," rief die muntere Hausfrau und wies lachend auf Mechthildis' Geſchmeide. „Die beiden Kriegshelden, und zwiſchen beiden der Sieg."

„In der That," antwortete Cordova mit einem trüben Lächeln. „Ganz wie bei Fleurus."

Siebentes Kapitel.

Auch Herr Sebaldus von Halveren hatte seinen Platz an der Tafel eingenommen. Sein Benehmen verriet nichts davon, welchen Eindruck die Wirkung seiner Frage an den Oberst Friso auf ihn selbst gemacht habe. Man war es gewohnt, ihn zumal inmitten allgemeiner Lustbarkeit wortkarg und nachdenklich zu finden. Mit einer durch häufige Uebung gestählten Geduld ertrug er die Reihe der offiziellen Tischreden, den Lärm, mit dem Zinken und Pauken jeden Trinkspruch bestätigten, und das für ihn noch peinlichere Geräusch der fröhlichen Unterhaltung. Es dauerte mehrere Stunden, bis sich die Gesellschaft in einen Nebensaal verzog, wo Würzwein und Konfekt geboten wurde, für die Mehrzahl der Herren als Einleitung zum eigentlichen Bankett, den Damen, Geistlichen und älteren Würdenträgern als Abschiedskost. Diesen Zeitpunkt nahm Herr Sebaldus wahr, um sich still zu entfernen.

Als er hinter seinem vorleuchtenden Diener das Portal verließ, lagerte dort trotz Kälte und Regenfeuchte noch eine zahlreiche Menge. Das waren aber nicht mehr die ehrsamen Bürger, die ihn bei seiner Ankunft begrüßt hatten, vielmehr allerlei Gesindlein aus den Armeleuthäusern, aus Herbergen und Bettelgäßchen, das hier draußen auf den Abhub wartete, der ihm wie bräuchlich von der Tafel der Reichen in Körben und irdenen Schüsseln hinausgereicht wurde. Etliche Knechte besorgten die Verteilung, sie fühlten sich bei diesem Amte gegenüber dem Gesindlein als große Herren und Gönner, und Herr

Sebaldus lächelte ganz eigen, als er ſah, wie vornehm, herablaſſend und parteiiſch ſie ſich dabei benahmen.

Das Haus der Herren von Halveren lag jenſeits des Martinsturmes, ein düſteres maſſiges Gebäude in einem düſteren, winkligen Viertel, mit einem plumpen, ſpitzdachigen Rittertürmchen und allerhand verzwickten Erkern und Ausbauten. Es war ein Eckhaus; aus der Straße, auf die ſich ſeine Hauptpforte öffnete, führte zwiſchen dem Hauſe und der Gartenmauer eines Krankenhauſes ein ſchmales unbewohntes Gäßchen in der Richtung nach dem Pfahlbauernviertel hin. Nach dieſer Seite lagen im Erdgeſchoß, hinter unheimlich dicht vergitterten Fenſtern, die Geſchäftsſtuben; die wenigen Fenſter der oberen Stockwerke darüber hatte Herr Sebaldus verblenden laſſen, angeblich weil er jeden zufälligen Ausblick auf den Garten des Hoſpitals ſcheute.

Der Gegenſatz zwiſchen der düſteren, gefängnisartigen Lage und Erſcheinung dieſes Hauſes und dem lichten, lebensluſtigen Renaiſſancebau der Kannemanns war ſo aufdringlich, daß es ſelbſt Herrn Sebaldus ergriff. Ein alter, mit einem dreiarmigen Leuchter bewaffneter Hausmeiſter öffnete ihm. „Iſt mein Sohn zu Hauſe?“ fragte Herr Sebaldus. Der Alte ſchüttelte verlegen den Kopf. Die Mienen des Ratsherrn verfinſterten ſich noch. „Ihr könnt beide zu Bett gehen,“ ſagte er kurz, nahm den Leuchter und ſchritt die breite, knarrende Treppe hinauf zu ſeinen Gemächern.

Dort, nachdem er die Thür ſorgfältig verriegelt, ſaß er lange vor ſeinem großen gotiſchen Schreibtiſch, in einige Papiere vertieft, die er aus einer Schublade entnommen. Er ſah jetzt, bei dem trüben Scheine der Kerzen, furchtbar

verfallen und verstört aus. Indem er rechnete, sank sein Haupt immer tiefer, bis er mit dem spitzen, bartlosen Kinn fast die Tischplatte berührte, und seine schmalen Lippen bewegten sich fiebernd.

Dann lehnte er sich zurück, schloß die Augen halb und rechnete im Kopfe weiter, um immer wieder dasselbe trostlose Ergebnis zu bekommen. Er hatte sich verspekuliert, nicht bloß geschäftlich. Was ihm die Papiere da seit etlichen Tagen immer von neuem erzählten, war schwer genug, aber es war nichts, was nicht jeden Kaufmann treffen konnte, zumal in solchen Zeiten. Ein Warenzug im Werte von vielen Tausenden war im Bergischen in die Finger einer plündernden Bande von Marodeurs gefallen, ein lothringischer Kaufherr, mit dem er seit Jahrzehnten in Verbindung stand und bei dem er sich auch mit der größten Forderung sicher glaubte, war durch spanische und mansfeldische Kontributionen erschöpft und bat um langen Nachlaß; ein ländliches Kloster, das eine große Summe zu üblichen Zinsen dem Halverenschen Geschäft anvertraut hatte, kündigte das Kapital, da es durch Kriegswirren und notwendige Neubauten in die Enge geraten sei; — das alles waren unangenehme Dinge, doppelt unangenehm durch ihr zeitliches Zusammentreffen, aber sie gehörten zu den Zufällen, mit denen jedes Haus in diesen unruhigen Zeiten zu rechnen hatte, und insgesamt machten sie nur einen Betrag aus, der in keinem bedrohlichen Verhältnis zu der Bedeutung seines Hauses stand. Das Schlimme aber war, daß eben diese Bedeutung seit langem nur noch leerer Schein war. Bis jetzt war es ihm gelungen, andere darüber zu täuschen, indem er mit dem verwegenen Geschick des Spielers immer ein

neues Loch grub, um das vorige zu füllen, Zinsen bezahlte und Kapitalien verbrauchte; allmählich aber versagte auch dieſe Kunſt. Noch ein oder zwei, an ſich kleine Verluſte, dann mußte er die Karten auf den Tiſch legen, — und ſchon jetzt, ohne einen greifbaren Anhalt, begann ſich das Mißtrauen zu regen. Er hatte, wie in allem, auch geſchäftlich das Heimlichthun geliebt; damit hatte er ſich, ſolange es flott ging, im Volke den Ruf eines Reichtums verſchafft, der weit über ſein wirkliches Vermögen hinausging; aber dieſer Ruf war eben kein kaufmänniſch gefeſtigter Kredit, ſondern nur das müßige Nebelbild der öffentlichen Meinung, aus Gerede und Mutmaßung zuſammengeballt und ebenſo leicht durch den Hauch der Schwätzer auseinander geweht.

Es war für Herrn Sebaldus nur ein geringer Troſt, daß er bis jetzt keine geſchäftliche Unredlichkeit im eigentlichen Sinne begangen hatte. Redlich und unredlich waren für ihn weit undeutlichere Begriffe als klug und unklug, und nichts ängſtigte ihn mehr als die Ausſicht, vor der Welt am Ende als ein unkluger, ſchlechter Rechner zu erſcheinen. Er war ſich bewußt, daß er es ſich hatte ſauer werden laſſen. Von Geburt an war er mit einem Namen behaftet, der die doppelte Laſt auf ihn legte, mit mäßigen Mitteln den geſchäftlichen und den Standesruhm ſeiner Vorfahren zu erhalten. Er hatte gearbeitet, um mühſam zu erringen und zu behaupten, was anderen, Söhnen des Glückes, wie ſeinen Vettern Andreas und Winand, ſpielend zufiel, und es war ihm gelungen: zweimal hatte er den Stab des regierenden Bürgermeiſters geführt und war in den ſchmeichleriſchen Anreden fremder Geſandten als einer der adeligen Kaufherren geprieſen

worden, „denen von alters her Merkur und Jupiter hold sind“. Und nicht aus bloßem Ehrgeiz hatte er das alles erstrebt und erreicht. Noch ein zweites starkes Gefühl lebte in ihm: die Fürsorge für seinen Sohn, an dessen bessere Gaben er trotz aller Enttäuschungen noch immer hartnäckig glaubte. Ja, wenn es Lambertus gelungen wäre, mit seinem treuen, immer fortgesetzten Werben Mechthildis' Herz zu gewinnen! „Auch in ihr habe ich mich verrechnet,“ murmelte Herr Sebaldus grimmig. „Der Vetter von Halveren ist ihr zu einfach. Nach einem glänzenderen Freier hat sie manches Jahr unter ihrer frommen Kutte ausgeschaut, — nun, und jetzt hat er sich ja gefunden, der Rechte: Don Gonsalvo Fernandez de Cordova, Generallieutenant, Grande von Castilien 2c. 2c.“

Ein Lächeln tiefen Hasses verzerrte das blasse Antlitz bei dem Namen Cordovas, in dem sich ihm zugleich das Mißlingen einer dritten, gewagtesten Reihe von Spekulationen verkörperte. Es war unklug gewesen, die Ungeduld schwankender Anhänger mit der Erfindung von einer geheimen Sendung des spanischen Generals zu beschwichtigen. Wenn es so weiterging, so verlor Herr Sebaldus bei den nächsten Wahlen auch die wenigen Stimmen im Rate, die noch zu ihm hielten; er verlor vielleicht seinen eigenen Sitz. Dann war er, das ehemalige Oberhaupt der Stadt, nur noch der Führer einer Gassenpartei.

Herr Sebaldus erhob sich langsam, die Faust auf die Lehne des Sessels stemmend. „So müssen wir das alte Mittel versuchen,“ murmelte er. „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo“*). Dann horchte er einige

*) Kann ich den Himmel nicht beugen, so ruf' ich zum Beistand die Hölle.

Augenblicke mit verhaltenem Atem. Es war ganz still im Hause; so still, daß er das Rieseln in der auf dem Tische stehenden Sanduhr zu hören glaubte, mit der seine Finger vorhin gespielt hatten. Aus einem Geheimfach des Tisches entnahm er ein Papier und überlas es sorgfältig, worauf er mit der Feder eine Zeile durchstrich. „Die Kannemanns nicht," murmelte er. „Es könnte Verdacht geben — man weiß zu gut, wie wir miteinander stehen. Und der Hohlkopf ist ja nicht gefährlich." Dann steckte er das Papier ein und holte aus einem großen Schrank ein wunderliches Kleidungsstück hervor. Es war ein langer hemdartiger Mantel von weißer Farbe mit schwarzer Kapuze, die den Kopf von allen Seiten bedeckte und nur für die Augen Löcher freiließ — die schauerliche Tracht gewisser Brüderschaften, die sich der Pflege und Bestattung der Aussätzigen und Pestkranken widmeten. Nachdem er sich in dieses Gewand gehüllt und eine winzige Laterne angezündet, löschte Herr Sebaldus die Kerzen und öffnete eine kleine Thüre, die auf einen langen, schmalen Gang führte. Ueber diesen Gang, eine enge Schneckentreppe hinab, gelangte er leisen Schrittes an ein Pförtchen. Er öffnete es und stand in dem Seitengäßchen. Vorsichtig schloß er das Pförtchen wieder und machte sich auf den Weg.

Der Novemberregen hatte sich inzwischen gelegt, der Wind ging in schweren, heftigen Stößen und jagte gewaltige, wildzerrissene Wolkenmassen am Himmel her, hinter denen nur ab und zu auf kurze Zeit das Licht des unvollkommenen Mondes trübe vorleuchtete. Es war, zumal bei dem Zustand der Straßen, kein Wetter für Fußgänger. Die wenigen, die Herrn Sebaldus begeg-

neten, hielten ſich beim Anblick des weißen Bußhemdes mit der ſchwarzen Kapuze behutſam zur Seite und vermieden es, zu ſprechen oder voll Atem zu holen, bis er vorbei war; denn ebenſo groß wie die Achtung vor den menſchenfreundlichen Trägern dieſes Gewandes war auch die Furcht vor ihrer Berührung. So gelangte er unbehindert bis in die Nähe des Martinsturmes. Dort aber verbarg er ſeine Laterne unter dem weißen Ueberwurf und wartete, in einen Mauerwinkel gelehnt, bis er ſicher war, daß ihn keiner beobachtete. Dann ſchritt er ſchnell auf den Turm los. Die Pforte war nur angelehnt; hinter ſich verriegelte er ſie feſt. Dann riß er an einem Schellenzug, der in den Turm hinaufführte. Ein mißtöniges Gebimmel erfolgte, und alsbald tappte von oben der lahme Hieronymus herab.

„Pünktlich wie immer, geſtrenger Herr," meinte er, während er Herrn Sebaldus aus der Vermummung half und den Verſchluß der Thüre prüfte. „Gerade habe ich zwei Uhr geläutet. Der Pilger iſt oben."

Herr Sebaldus nickte ſchweigend und folgte dem Führer, der mit vieler Behendigkeit die ſteilen Stufen hinaufhumpelte. Durch die Schalllöcher, an denen ſie vorüberſtiegen, wehte der Nachtwind fröhliche Muſikklänge herein.

„Das nimmt ja kein Ende bei den Kannemanns," bemerkte der lahme Hieronymus giftig. „Nun, ſie paſſen zuſammen: der Bräuprotz, der Winkelpfaff und der Bettelhorniſt."

Achtes Kapitel.

Die Ausstattung der Wächterstube hatte sich erheblich gegen jene Zeit verändert, wo Hans Maybrunner in ihr seinen Hirngespinsten nachhing und nach Taubenpost von schönen gefangenen Edelfräulein ausschaute. Von der peinlichen Sauberkeit, in der die alte Brigitt selbst dem Meister Baltzer manchmal zu weit ging, war nichts mehr zu merken. Es sah so wüst in der Stube aus, wie in einer Hafenkneipe. An einen ähnlichen Ort erinnerte auch der Mischdunst von schlechtem Tabak, Branntwein und Lampenschwele, der den überheizten Raum nebelgleich füllte. Unfern dem eisernen Ofen saß die dermalige Haustaubin, des lahmen Posauners Gespons, in einer zigeunerhaft gewagten Haustracht, die irdene Pfeife im Mund; auf dem Schoß hielt sie eine Schüssel, in der ein Dolch lag. Mit diesen beiden Dingen trieb sie ein geheimnisvolles Spiel, das sie so sehr beschäftigte, daß sie den vornehmen Besuch kaum eines stummen Grußes würdigte.

Mehr Höflichkeit bewies ein langer Mensch in Pilgerkleidung, der beim Eintritt des Bürgermeisters von seinem Stuhle hinter dem Tische aufstand, die Pfeife weglegte und sogar eine Verbeugung machte.

„Ihr kommt von Bonn? Bringt mir Nachricht von des Kurfürsten Räten oder dem kaiserlichen Kriegsrat, Herrn Damian von der Leyen?“ fragte Herr Sebaldus gespannt, während ihm der lahme Bassuner einen Stuhl herbeischob.

„Von beiden, gestrenger Herr,“ erwiderte der Pilger.

„Wird Euch aber wenig gefallen. Von einer militäriſchen Ueberrumpelung der Stadt wollen ſie durchaus nichts wiſſen, und wenn Ihr auch gleich ſtatt einem vier Stadtthore mit Turmmeiſtern von Eurer Partei beſetzt.“

„Ich habe mir's ſchon gedacht,“ verſetzte Herr Sebaldus achſelzuckend. „Sie wollen es nicht ohne die Spanier wagen, und wie die von dem Plane denken, das weiß ich jetzt zur Genüge aus Cordovas Benehmen. Es iſt ein Jammer, wenn man mit Alliierten zu thun hat, die untereinander nicht einig ſind.“

„Das iſt es nicht allein,“ fuhr der Pilger mit gleicher Ruhe fort. „Es ginge auch ohne Cordova. Erobern iſt leicht, — das eine Regiment Collalto würde mit Eurer ganzen Stadtarmee fertig, meinten die Herren —, aber wenn man Eure hochlöblichen Bürger erobert hat, dann fangen ſie an zu ſchreien — das haben ſie ja immer gekonnt —, und in das Geſchrei ſtimmt alles ein, denn wenn es einem freien Reichsſtand an den Kragen geht, dann ſind ſie alle einig, die Katholiken ſo gut wie die Proteſtanten. Darum — ſagt der Herr Kriegsrat — würde er auch mit dem Plan in Wien und in München nur das allerhöchſte Mißfallen erregen. Er hat ihn nicht einmal dorthin gemeldet. — Uebrigens unter uns, geſtrenger Herr: was hättet Ihr ſelber auch davon, wenn ſtatt Eurer Kollegen ein kaiſerlicher oder liguiſtiſcher General hier regierte? Auf Euch bliebe nur der Haß hängen, und den Nutzen hätten andere Leute.“

„Ihr ſprecht wie ein Buch,“ erwiderte Herr Sebaldus ärgerlich. „Habt Ihr aber auch dem Herrn Kriegsrat beſtellt, wie übel es vor drei Wochen, als Ihr zuletzt hier waret, mit unſeren ſogenannten friedlichen Mitteln ge-

glückt war? Dann könnt Ihr ihm jetzt weiter melden, daß es noch viel schlimmer steht. Die Jesuiten und Franziskaner predigen sich umsonst heiser, und unseren Freunden auf den Zunfthäusern geht es ebenso. Aber diese beiden Holländer brauchen nur zu lächeln, so haben sie Rat und Bürgerschaft in der Tasche, als hätte sie der Oranier eigens geschickt, um anderen Leuten das Spiel zu verderben."

„Ja," meinte der Pilger gemütlich, „dazu haben sie beide ein merkwürdiges Talent. Als ich vor ein paar Stunden an den Kannemanns vorbeikam, habe ich davon gehört, wie der Junge mit Euch auf dem Fest umgesprungen ist. Die Diener erzählten es den Bettelleuten vorm Hause, zu denen ich mich gesellt hatte, und die schrieen Vivat. Sie thaten sich ordentlich was zu gut darauf, daß einer von ihrer Art Oberst geworden ist und es nun den Ratsherren unter die Nase reibt. Nun, tröstet Euch. Mir hat der Junge auch einmal einen hübschen Spaß verdorben, — als ich noch mehr im kleinen und ohne Erlaubnis der Obrigkeit arbeitete. Damals war er schuld, daß der Herr Damian von der Leyen — der auch noch nicht so hoch stand wie jetzt — einen guten Freund von mir mit des Seilers Tochter Hochzeit halten ließ; und wenn der Herr mich erwischt hätte, würde er mich auch gehängt und sich für die Folgezeit einer schätzbaren Kraft beraubt haben. Nun, und unserem Hieronymus hier hat der Alte ja einen dauerhaften Denkzettel gegeben, — nicht wahr, Herr Bassuner?"

Der Feuerwächter zog eine greuliche Grimasse und stürzte ein großes Glas Branntwein hinunter. „Kümmert Euch nicht um meine Sache!" brummte er.

„Wohlgesprochen, edler Hieronymus," antwortete der Pilger. „Kommen wir zur Sache, die uns alle angeht. Also, gestrenger Herr, — mit Euren bisherigen Künsten kommt Ihr nicht weiter, und mit der Ueberrumpelung ist es nichts. Ihr möchtet es mit einem außerordentlichen friedlichen Mittel versuchen, läßt Euch der Herr Kriegsrat sagen. Genannt hat der vorsichtige Herr das Mittel nicht; aber er kennt es, — und wirklich, was bleibt uns anderes übrig, als dies Mittel, von dem wir neulich sprachen? Ihr hattet Eure Bedenken; es ging Euch wider das Gewissen. Aber, gestrenger Herr, was soll aus der Geschichte werden, wenn uns auf einmal das Gewissen einfällt? Man muß die Segel nach dem Wind stellen. Der Wind bläst aus dem Hexenloch. Wenn Ihr den in Euer Segel fangt, kommt Ihr vor. Die kleinen Leute haben jetzt lange genug nur immer ihresgleichen auf dem heißen Stein stehen gesehen, — Ihr sollt Euch wundern, wie sie aufhorchen und einstimmen werden, wenn der Hexenruf auch einmal hinter ihren gnädigen Herren vom Rat hergeht."

Herr Sebaldus war aufgestanden und an ein Fenster getreten. Vor seinem Blick schimmerten im ungewissen Mondlicht die regenfeuchten Dächer, hie und da überragt von den hohen Giebeln und Türmen der Herrenhäuser. Von einer Stelle her verkündeten Lichtglanz und abgerissene Musikklänge, daß dort das Bankett bei den Kannemanns noch immer fortdauerte. Deutlich tauchten vor seinem Blick die festlich gekleideten Gestalten auf, unter denen er vor wenig Stunden dort geweilt hatte, — der ganze Kreis der Standesgenossen, denen er nach Herkunft und Stellung angehörte. Es waren wenige unter ihnen,

die ihm noch Freundschaft und Vertrauen entgegenbrachten, alle aber behandelten sie ihn als Mitglied einer bevorzugten geschlossenen Klasse, getreu dem obersten Grundsatze der Standesgemeinschaft, der allein die Dauer ihrer Vorherrschaft inmitten einer unruhigen, vielberechtigten Menge sicherte. Niemand in ihrem Kreise hatte diesen Grundsatz in Thaten und vertraulicher Aussprache öfter und nachdrücklicher vertreten als Herr Sebaldus; und nun war er hierher gekommen in unwürdiger Vermummung — nicht zum erstenmal —, um mit den rohen Helfershelfern fremder Fürstenräte das Netz über seine Genossen und über die Stadt zu werfen, die er selbst regiert hatte und noch mitregierte. Fast widerwillig hörte er, wie der Pilger in ruhigem Geschäftstone weitersprach: „Die Sache muß aber jetzt entschieden werden, gestrenger Herr. In sechs Wochen haben Eure Zünfte sechsundzwanzig Ratsherren neu zu wählen. Bis dahin muß es also so weit sein, daß die Ausscheidenden an keine Wiederwahl denken können und die anderen froh sind, wenn man auch sie vor der Zeit ihres unbequemen Amtes ledig läßt. Wenn wir unseren Plan richtig ausführen, so dürft Ihr Euch auf den Erfolg verlassen. Bedenkt nur, wie bequem Ihr bei der Geschichte fahrt. Ich muß meine ganze Schauspielerkunst dabei wieder auffrischen, die beiden da riskieren sogar ein lästiges Verhör, Ihr aber braucht Euch nur zu entsetzen, daß es so viel Hexenmeister im Rat und vornehme Hexen gibt. Unsere Patres und Fratres werden schon dafür sorgen, daß Ihr mit Eurem frommen Entsetzen der Held ihrer Beichtkinder werdet. Bis zur peinlichen Untersuchung wider die Gnädigen braucht es ja gar nicht zu kommen; es wird kein Tröpflein Blut

bei der Geſchichte fließen, wenn das Euer Gewiſſen beruhigen kann. In zwei, drei Monaten ſitzt Ihr als regierender Bürgermeiſter vor einem Rate, den Ihr Euch nach Belieben habt wählen laſſen, und könnt das Bündnis diktieren."

Herr Sebaldus ſtand noch immer am Fenſter, die Stirn wider die Scheibe geſtützt. Der Pilger ſah ihn ein Weilchen ſchweigend an, dann ſagte er in gemütlichem Tone: „Alſo, wie iſt's, geſtrenger Herr? Ich freue mich ſchon darauf, Euren Herrn Sohn im Frühjahr als Oberſten an der Spitze Eurer neugemuſterten ſtädtiſchen Reiterei dem Tilly zureiten zu ſehen."

Herr Sebaldus wandte ſich langſam um und that ein paar Schritte ins Zimmer. „Es bleibt uns kein anderer Weg," ſagte er heiſer. „Alſo wie iſt es mit der da? Will ſie?" Er deutete nach dem Weibe hinüber, das noch immer ſein Spiel mit Schüſſel und Dolch fortſetzte und ſcheinbar ganz gleichgültig gegen das Geſpräch der anderen war.

Auf die Frage des Ratsherrn nahm ſie den Pfeifenſtummel aus dem Munde und ſagte, ohne den Kopf zu erheben: „Ihr wißt ja den Preis. Eintauſend Gulden, die Hälfte voraus, die Hälfte vor Weihnachten."

„Billig iſt's nicht," erwiderte Herr Sebaldus.

„Den Teufel auch, geſtrenger Herr," erwiderte der lahme Hieronymus, „'s iſt nicht zu teuer für das Riſiko. Wenn man ein ſolches Geſchäft wagt, ſo will man auch danach etwas zu verzehren haben. Seid froh, daß wir's dafür thun. Ich thät' es nicht, wenn es mich nicht kitzelte, Euren Protzen da unten einen Tort anzuthun, — und nebenbei auch dem holländiſchen Pfaffen das Spiel hinter-

her zu verderben, der ſie jetzt im Sack zu haben meint. Ich hab' noch mit ihm abzurechnen, und mit dem Jungen auch."

Der Pilger ſchüttelte den Kopf ein wenig. „Daß den Leuten doch immer das Gefühl dazwiſchen kommt," ſagte er. „Seine Geſtrengen hat es mit dem Gewiſſen, und Ihr habt es mit der Rache. Nehmt Euch ein Beiſpiel an mir, lahmer Hieronymus. Ich treib' das Spiel aus Liebhaberei, und wer weiß, ob ich überhaupt etwas dafür bekomme, daß ich den Teufel bei der Komödie vorſtellen ſoll? Denn der Herr Kriegsrat von der Leyen iſt ſo knauſerig, wie er vornehm iſt. Aber es macht mir Spaß, wie dem Jäger das Jagen."

„Habt Ihr denn gar kein Gewiſſen?" ſtieß Herr Sebaldus hervor.

Der Pilger ſah ihn faſt verwundert an. „Gewiſſen, geſtrenger Herr?" wiederholte er langſam. „Weiß nicht. Als ich noch ein Junge war, im Kloſter, wo ich erzogen wurde, da redeten ſie mir viel davon. Aber ich fand immer, die am meiſten davon bei anderen verlangten, die gebrauchten es ſelber am wenigſten. Beinah wie ich es hernach lernte, als ich mich zu den Schauſpielern geſchlagen hatte, von denen ich dann zu den Waldbrüdern geriet: da ſpielt auch jeder eben ſeine Rolle, und mit all den großen Worten, die er herſagt, will er doch nur ſeinen Lohn verdienen. — Gewiſſen? Nein!" ſetzte er nachdenklich hinzu. „Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie es ausſieht. Es muß wohl ſo etwas ſein wie die Heiligenkrankheit, die unſere anmutige Wirtin da bei den Bürgerweibern mit ihrem Dolch findet und kuriert. Sie ſitzt im Menſchen drin, aber er weiß es nicht. Wollt Ihr die

Kur nicht auch mal probieren, geſtrenger Herr? Die Kurkoſten gehen wohl mit in die tauſend Gulden."

Bei ſeinen letzten Worten hatte das Weib die Schüſſel bereits gegen Herrn Sebaldus ausgeſtreckt und ſchüttelte ſie wunderlich, ſo daß der Dolch hin und her tanzte und plötzlich herausſpringend mit der Spitze dicht vor dem Ratsherrn in den Boden fuhr. Das Weib nickte befriedigt. „Ihr habt ein heimliches Uebel, Ihr kennt es nicht, es zehrt an Eurem Leben," leierte ſie in halb ſingendem Tone, „die Heiligen wiſſen es, ein Heiliger kann Euch löſen, der Dolch iſt geweiht, er weiß den rechten Heiligen." Sie legte den Dolch wieder in die Schüſſel, ſchlug dreimal ein Kreuz darüber und begann in einförmigem Tonfall eine Menge Heiligennamen herzuſagen, während ſie die Schüſſel ganz leiſe runddrehte. Beim dreizehnten oder vierzehnten Namen hüpfte der Dolch wieder heraus und blieb, lange nachzitternd, in der Diele ſtecken.

„Alſo Sankt Thomas," meinte der Pilger, der dem plumpen Zauberwerk mit ſpöttiſchem Lächeln zugeſehen hatte. „Ihr wißt jetzt, geſtrenger Herr, wie Ihr von Eurer unbewußten Krankheit geheilt werdet, — braucht nur dem heiligen Thomas eine Kerze zu ſtiften, ſo geht das Uebel weg, oder es bleibt, wie es iſt. Dazu habt Ihr den guten Rat noch umſonſt, — bei den Bürgerweibern thut ſie es nicht unter ſechs Stübern. — Aber diesmal iſt am Ende etwas Wahres dabei. Sankt Thomas — das iſt ja juſt vier Tage vor Weihnachten, nicht wahr? Ei ſeht, bis dahin könnt Ihr wirklich Eure Krankheit los ſein, — nämlich Eure Gegenpartei. Aber wir müſſen zu Ende kommen. Iſt's Euch recht, geſtrenger

Herr, daß wir die Mine losgehen lassen? Ich denke, auf Mariä Empfängnis. Ihr wißt, die Hexen lieben es, sich in den Mariennächten zu versammeln."

„Es ist gut," sagte Herr Sebaldus. „Laßt mich jetzt aus dem Turm, Hieronymus. Hier ist die Liste, — und diese Anweisung gebt morgen Eurem Gönner, dem Bruder Placidus von den Franziskanern, er wird Euch darauf die fünfhundert Gulden auszahlen. Die andere Hälfte mögt Ihr, wenn es glückt, am Sankt-Thomasabend bei mir holen — Ihr wißt den Weg."

„Also auf Wiedersehen," sagte der Pilger grinsend und öffnete ihm mit einer Verbeugung die Thür.

Der Wächter geleitete den Ratsherrn die Treppe hinunter und half ihm in seine Vermummung, wobei er bemerkte, daß Herr Sebaldus wie im Frost erzitterte. „Ja," sagte er tröstend, „'s ist ein kalter Ort hier. Wenn's so nachts durch die Schalllöcher heult und pfeift, dann könnt's einem manchmal gruseln. Mit der Hexerei, das ist ja dummer Aberglauben. Aber man kann nie wissen, was es alles gibt. Ihr hättet einen Schluck Branntwein nehmen sollen, gestrenger Herr, der hält wärmer als alle Heiligen, die meine Alte aus ihrer Schüssel springen läßt. Soll ich Euch ein Glas herunterholen?"

Herr Sebaldus wehrte ihm schweigend mit der Hand und verließ den Turm, der hinter ihm sehr pflichtgetreu verriegelt wurde. Die Gassen waren jetzt ganz still und menschenleer. Nur aus etlichen bösen Häusern, heimlichen Kneipen und Spielhöllen, wie sie in dieser Kriegszeit allen Verboten zum Trotz immer zahlreicher wurden, drang noch Licht und Lärm durch die Ritzen der Fensterläden.

Dicht vor Herrn Sebaldus öffnete ſich die Thür eines ſolchen Hauſes, eine Schar halbbezechter Gäſte, zumeiſt Offiziere vom ſtädtiſchen Militär, ſchwankte unter Degenklirren und Gelächter heraus; auch Junker Lambertus war unter ihnen. Eine Dirne, die einen Soldatenmantel über ihre nackten Schultern und Arme geworfen hatte, hielt mit der einen Hand die Laterne hoch, um den Gäſten zu leuchten. Beim Anblick des gefürchteten weißen Gewandes mit der ſchwarzen Kapuze kreiſchte ſie laut auf; der Junker Lambertus von Halveren rief: „Nehmt euch in acht, ihr Herren! Kommt ihm nicht zu nahe! Der Kerl kann euch den Tod bringen!“

„Mir ſcheint, er iſt ſelber nahe dran,“ meinte einer von den Offizieren, ein ſtarker Mann mit langem roten Bart. „Seht nur, wie er da an der Wand lehnt. Soll man ihm nicht beiſpringen?“

„Um alles nicht,“ rief Junker Lambertus ängſtlich. „Ihr ſeid noch neu in unſerer Stadt, Herr Hauptmann, ſonſt würdet Ihr wiſſen, wie man ſolche Leute meiden muß.“

„Unſer Goldjunker hat recht,“ ſagte die Dirne mit frechem Lachen. „Kommt nur wieder herein, ihr Herren, ihr ſeht, der Himmel ſchickt euch ein Zeichen, daß ihr noch nicht auf die Straße ſollt.“ Damit zog ſie den Rotbart am Arme ins Haus. Die anderen folgten lärmend und lachend. Keiner achtete weiter auf den Vermummten, der ſich mühſam aufraffte und ſeine einſamen Wege weiterſchritt.

Neuntes Kapitel.

Der hochweise Rat der Stadt hatte die Nachwirkung des Kannemannschen Festes ausgeschlafen und angefangen, das Geschäft mit den holländischen Herren zu erledigen. Das hätte in wenigen Stunden geschehen können; denn der Rat wußte zum Beispiel genau, daß der Staatsrat Govaert Friso die Einwilligung seiner Regierung zum Nachlaß gewisser Zölle in der Tasche trug, und er hatte seinerseits bereits den Entschluß gefaßt, wonach auch für das nächste Jahr holländische Proviant- und Munitionsschiffe unbehelligt unter den neutralen Mauern vorüberfahren und holländische Werber Seite an Seite mit ihren spanischen Kollegen ihren Tisch in den neutralen Wirtshäusern aufstellen durften. Aber die diplomatischen Tanz- und Anstandsregeln erforderten gebieterisch, daß man vor dem Austausch der Unterschriften einige Wochen lang eine anmutige Komödie mit Fliehen und Suchen, Schmollen und Werben aufführte. Für die Ausfüllung der Pausen in diesem staatsmännischen Kotillon sorgte die Gastfreundschaft der Patrizier. Die holländischen Herren mußten viel festliche Strapazen erdulden. Sie bewiesen aber auch so viel feine gesellschaftliche Künste, daß beinahe der Zweck ihres Besuches darunter litt; denn die schönen Patrizierinnen fingen an, ihre Väter und Vettern mit allen Mitteln weiblicher List zu bestürmen, daß sie den Abschied so angenehmer Gäste möglichst lange hinausschöben.

Auch das Mechterhaus war, nach sechs Jahren klösterlicher Stille, wieder der Schauplatz eines glänzenden Festmahles gewesen, zu dem sich der General Gonsalvo

Fernandez de Cordova die Erlaubnis und den Vorsitz der Hausherrin erbeten hatte. Die holländischen Herren hatten von ihrem galanten Erbfeind eine Einladung zu diesem Feste erhalten und befolgt. Es war ordentlich, als ob sich die beiden Gegner von Fleurus verschworen hätten, den Eingeborenen dieser Oase vollkommenster Neutralität Anschauungsunterricht in der kameradschaftlichen Höflichkeit zu erteilen. Meister Baltzer hatte seine größte Freude daran. Er versicherte Mechthildis, er wolle die beiden nächstens Arm in Arm malen und das Bild in eine Kirche stiften.

Dieser Treffliche gehörte allerdings nicht zu den Teilnehmern der großen Festessen, nicht einmal mehr als Zuschauer. Er behauptete, sie seien einander alle gleich, und er verpflichte sich, über jedes einen genauen Bericht zu liefern, wenn man ihm nur sage, von wem und zu wessen Ehren es gegeben worden sei. An Gelegenheit, seine Freunde beisammen zu sehen, fehlte es ihm gleichwohl nicht, denn er war ja ein täglicher Besucher in Mechthildis' Hause, und die holländischen Herren waren es ebenfalls. Für ihre Besuche hatte sich ein überaus triftiger, ganz geschäftlicher Grund gefällig eingefunden. Das Stift Marienforst besaß große Güter im nördlichen Gelderland, genau in der Gegend, wo sich Spanier und Niederländer seit zwei Jahren mit Vorliebe zu begegnen pflegten, und wäre sie natürlich sehr gern um einen guten Preis losgeworden; denn wenn auch die Generale beider Parteien höflich genug waren, das Klostergut mit einer salva guarda zu belegen und thunlichst zu schonen, der Ertrag war unter diesen Umständen doch immer sehr unsicher, auch fühlten sich die frommen Stifts-

damen in ihrem Gewiſſen durch die Ausſicht ſehr beſchwert, im Falle eines endlichen Sieges der Niederländer mit einem Teile ihres Beſitztums unter ketzeriſchen Regenten zu verbleiben. Ein annehmbarer Kaufpreis aber war in dieſer Zeit auch ſchwer zu bekommen. Die leidige Angelegenheit war und blieb ein rechtes Kreuz für das Stift und ganz beſonders für den Domherrn von Hernoth, der es als einen perſönlichen Kummer empfand, das Vertrauen auf ſeine makleriſche Gewandtheit einmal ſo völlig enttäuſchen zu müſſen. Schließlich hatte er ſich durch den Meiſter Baltzer an Herrn Govaert Friſo gewandt, der ſogleich ſeine ganze Beihilfe zuſagte und am erſten Tage nach ſeiner Ankunft anfing, mit dem Domherrn und den beiden Stiftsdamen die Sachlage zu erörtern. Zu dieſen Beſprechungen eignete ſich aus mancherlei zarten Rückſichten die geiſtliche Wohnung des Domherrn ebenſowenig wie das Quartier der ketzeriſchen Geſandten. Somit hatte auf den Vorſchlag des Meiſters Baltzer Mechthildis ihre Zimmer als neutralen Ort hergegeben, und es war den beiden Stiftsdamen ſehr erfreulich, zu ſehen, mit welchem Eifer die holländiſchen Herren, der junge faſt noch mehr als der alte, ſich der Sache annahmen. Der Oberſt Hans Friſo ließ trotz ſchlechtem Wetter, amtlichen und geſelligen Abhaltungen keinen Tag vorübergehen, an dem er ſich nicht mit neuen Erkundigungen und Anfragen einfand. Meiſt geſellte ſich auch Meiſter Baltzer, zuweilen ſogar Cordova hinzu, ſo daß die Stiftsdamen immer einen Zuhörer fanden, um das wichtigſte geſchäftliche Thema ihrer Kloſtergeſpräche wieder einmal gründlich darzulegen, während die übrigen zuſammen oder paarweiſe über andere Dinge plauderten. Selbſt der Domherr von Hernoth

kam auf ſeine Rechnung, nachdem er in Cordova einen gewiegten Schachſpieler entdeckt hatte. Mechthildis bewegte ſich inmitten ihrer von ſo verſchiedenen Gäſten belebten Räume mit einem Ausdrucke ſtillſinniger Zufriedenheit, der ihr bei aller mädchenhaften Schönheit etwas ganz Hausfrauliches gab, und wie die Hausfrau nun einmal die Hauptſache in der Familie iſt, gewann die wunderliche Verſammlung durch ſie wirklich den traulichen Anſtrich der Familie. Draußen klatſchte der greuliche Schlackerregen, der in dieſem Winter dem Schnee gar nicht weichen wollte, an die runden Fenſterſcheiben und ließ die behagliche Wirkung des großen kunſtvoll glaſierten Kachelofens doppelt angenehm empfinden. Aus irgend einem bequemen Winkel klang das ſanfte Geliſpel der beiden Stiftsdamen, die dort, mit Plänen und Pachtrechnungen auf dem Schoß, ihrem Opfer — faſt immer war es Meiſter Baltzer — wieder einmal die traurige Geſchichte von dem Stiftsgut im Geldernſchen auseinanderſetzten, und in einer anderen Ecke ſaß der Domherr mit Cordova beim Schach und gewann gewöhnlich die Partie, denn ſein Partner war zerſtreut; er blickte zu viel nach Mechthildis hin, die vor einer Zeichnung oder auch vor ihrem Spinnrad ſaß und ſich von dem Oberſten Hans Friſo unterhalten ließ, und dann zog er falſch. Kam Herr Govaert Friſo einmal dazu, der viel durch ſeine diplomatiſchen Tanzübungen mit Bürgermeiſtern und Ausſchüſſen ferngehalten wurde, ſo pflegte er gewiſſermaßen das verbindende Glied herzugeben; er war noch immer wie weiland in Bacharach der Allerweltsvertrauensmann; bald mußte er den Stiftsdamen durch die Maſchen einer allzu verzwickten Rechnung helfen oder ihre Seelenpein

mit Aufzählung einiger reichen Herren in Holland mindern, die das Stiftsgut möglicherweiſe kaufen könnten, bald hatte er als Kiebitz bei den Schachſpielern die Vortrefflichkeit eines Zuges anzuerkennen. Wenn er aber neben ſeinem Sohne und Mechthildis ſtand, ſo ſchwieg er am liebſten und begnügte ſich, ſtill zuzuhören und ſeine Seele an dem Anblick des ſchönen Paares zu weiden. Meiſter Baltzer hatte wieder einmal geflunkert, als er prophezeite, Mechthildis würde mit den alten Herren den ganzen Tag philoſophieren.

Mechthildis ſchien ihm auch dieſe Verleumdung nicht nachzutragen. Sie wurde nicht einmal böſe, als ihr alter Freund ſie am Vorabend des Sankt-Nikolaustages in der Hausſchürze, mit aufgeſtreiften Aermeln vor einem mächtigen Tiſche überraſchte, der ganz mit Düten und Körbchen voll friſch gebackenem Konfekt und anderen Leckereien nebſt Paketen in verſchiedener Größe bedeckt war.

„Sieh ſo," ſagte Meiſter Baltzer, „was iſt denn das?"

„Ein Geheimnis," erwiderte Mechthildis. „Das könnt Ihr ſchon daraus merken, daß Ihr Euch darum bekümmert."

„Ich wollte, alle Geheimniſſe ließen ſich ſo leicht löſen," meinte Meiſter Baltzer. „Denkt Ihr, ich habe keine Augen, um in den Kalender zu ſehen, und keine Naſe, um vor den Zuckerbäckerläden und vor Eurer Küche zu riechen, was morgen für ein Tag iſt? Heute abend geht Sankt Niklas um und beſchenkt die artigen Kinder, und es ſcheint, Ihr wollt die heilige Barbara vorſtellen, die ihm die Waffeln bäckt."

Mechthildis nickte ſtrahlend. „'s iſt für die Kinder von meinen Hausarmen," ſagte ſie und überblickte prüfend die Herrlichkeiten. „Am liebſten hätte ich es ſelber

mit den beiden Stiftsdamen rundgetragen, ſie freuten ſich ſo darauf, und Don Gonſalvo wollte uns begleiten. Nun muß ich es doch der Schweſter Gertrud überlaſſen, weil heut abend wieder Geſellſchaft bei den Kannemanns iſt. Sie ſind ohnedies ſchon böſe, weil ich ihnen ihre Gäſte zu viel ablockte. Wenn Ihr aber wollt, könnt Ihr als Knecht Ruprecht die Gertrudis begleiten."

Meiſter Baltzer verzog das Geſicht ein wenig. „Danke ſchön," verſetzte er. „Eure Gertrudis mag eine ganz gute Perſon ſein, aber Ihr wißt, ſie paßt nicht recht zu mir. Ich finde, ihr Weſen hat einen Stich ins Heilige — etwas Lila, wißt Ihr — und es könnte ihrem Seelenheil ſchaden, wenn ſie mit einem ſo gottloſen alten Kameraden herumzöge. Zudem bin ich ſchon verſehen." Er zog einige Düten aus ſeinen Manteltaſchen.

„Aber für wen denn?" fragte Mechthildis erſtaunt. „Ihr habt doch keine Verwandten oder —"

„Ach nein," ſagte Meiſter Baltzer mit einem Anflug von Trübſinn, „das einzige Kind aus meiner Verwandtſchaft bin ich ſelber. Daher mag's wohl auch kommen, daß ich ſo gern Süßes eſſe. Ich glaube, die ganze Schleckerei, die ſich ſonſt auf die Familie verteilt, hat ſich in mir vereinigt — wie alle anderen Untugenden. Aber nachher will ich noch ein Stündchen durch die Gaſſen ſchlendern, da werd' ich ſchon hie und da ein zerſchliſſenes Kinderſchühchen am Fenſter ſtehen ſehen, das nicht ausſieht, als ob andere Leute den Niklas ſpielen und viel hineinlegen werden, und da kann der Meiſter Baltzer immer noch aushelfen."

Mechthildis ſah ihn nachdenklich an. „Wenn nun aber —" begann ſie zögernd.

„Ihr meint, wenn nun aber das Kind es gar nicht verdient?“ ergänzte Meiſter Baltzer. „Das iſt freilich ein ernſtes Bedenken, und ich möchte wiſſen, was aus uns würde, wenn der Herrgott ſich das Bedenken auch jedesmal kommen ließe.“

Mechthildis errötete. „Verzeiht,“ ſagte ſie nach einer Weile faſt demütig. „Ich glaube, nun habt Ihr mir wieder ein welkes Blatt abgeſtoßen.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte Meiſter Baltzer.

„Ach,“ ſagte Mechthildis, „es ſoll nur ein Gleichnis ſein. Wißt Ihr, es kommt mir immer öfter ſo vor, als ob gar vieles von dem, was einem mit ſonderlichem Fleiß von klein auf gelehrt und eingeprägt und ſo von einem Geſchlecht zum anderen gegeben wird, — all die Urteile und Vorurteile, die Weltklugheit und Wohlweisheit eigentlich doch nur wie das dürre Laub ſei, das winters über an den jungen Eichen hängen bleibt. Manchmal aber kommt etwas darüber, ein gutes Wort aus wertem Munde oder auch ein gutes Beiſpiel, das ſtreift wie der Frühlingswind Blatt um Blatt ab und läßt wieder Licht und Luft an die Zweige.“

„Ihr müßt Euch das Ding im nächſten Frühjahr noch einmal anſehen, Fräulein Weisheit,“ verſetzte Meiſter Baltzer. „Mit den dürren Eichblättern, das hat ſeine Richtigkeit, aber nicht der Frühling, der von außen darüber weht, ſtreift ſie ab, vielmehr der neue Blätterfrühling, der von innen heraus keimt und mit den jungen kräftigen Keimen die raſcheligen dürren Reſte der früheren Herrlichkeit abſtößt. Seht Ihr, ſo iſt das. Und ſolches iſt Euch in der letzten Zeit beſonders aufgefallen?“

Mechthildis ſchien die Frage zu überhören. Sie

ordnete ein Weilchen an ihren Paketen herum, dann blickte ſie ihm herzlich ins Geſicht und ſagte: „Mit Euch iſt es ja etwas ganz anderes, Meiſter Baltzer. An Eurer Seele iſt nichts verwelkt und braucht nichts zu verdorren. Ihr ſeid immergrün, wie die Tannen und Fichten, bei denen allezeit Frühling iſt.“

„Oder wie die Stechpalmen,“ fügte der alte Maler ein.

„Auch das, wenn Ihr wollt,“ ſagte Mechthildis lachend. „Wo habt Ihr denn Euren getreuen Famulus gelaſſen?“

„Den Hendricus? Der ſitzt zu Hauſe. Ich werde mich hüten, den Jungen Euch unter die Augen zu bringen. Ihr ſtiftet ohnedies ſchon Uebel genug an mit der Andacht, die Ihr in ſeinem Herzen für Euch entflammt habt. Seit vierzehn Tagen verbeſſere ich ihm an der Abzeichnung einer Gipshand herum. Vorgeſtern dachte ich nun endlich, er habe es erfaßt. Ich verließ ihn mit der angenehmen Hoffnung, daß er bei meiner Rückkehr das Sorgenwerk fertig gebracht habe, und wie ich nach ein paar Stunden unverſehens dazu komme, hat ſich der Lümmel über mein altes Skizzenbuch hergemacht und iſt dabei, die Rötelzeichnung, die ich einmal in einer guten Stunde von Euch genommen habe, mit Farben abzumalen. Natürlich, Ihr lächelt dazu; aber Ihr würdet andere Augen machen, wenn Ihr ſähet, mit was für Farbentönen Euer jugendlicher Bewunderer Euch ausgeſtattet hat. Wenn ich einmal einen beſonderen Hang zur Eitelkeit an Euch bemerke, werde ich Euch ſein Opus ſchicken, zur Beſchämung und chriſtlichen Selbſterkenntnis.“

„Ihr ſolltet mir lieber das Original aus Eurem Buche ſchenken,“ bat Mechthildis. „Dann iſt es vor ſeinen Studien ſicher.“

Meiſter Baltzer ſchüttelte den Kopf und ſah ihr behaglich ins Geſicht. „Das geht nicht ſo ſchnell," ſagte er. „Wißt Ihr nicht, was ich Euch damals verſprochen habe, als Ihr's zuerſt ſaht? Wenn Ihr's einmal einem Liebſten ſchenken wollt, ſolltet Ihr es für den bekommen. Seid Ihr denn —"

„Entſchuldigt, Meiſter Baltzer," fiel Mechthildis haſtig ein, „ich muß mich jetzt wirklich zu dem Feſte vorbereiten. Ihr wißt, Frauen und Katzen brauchen viel Zeit, um ſich zu putzen. Und dann muß ich auch noch darüber nachdenken," ſetzte ſie lächelnd hinzu, während ſie den alten Freund zur Thüre geleitete, „ob ich nicht ein braves Kind vergeſſen habe, das auch gern etwas vom heiligen Mann hätte."

Zehntes Kapitel.

Als Meiſter Baltzer am folgenden Morgen in ſeine Werkſtatt trat, ſaß Hendricus ſchon ſehr brav und emſig an der Arbeit. Auf dem Tiſch des Meiſters aber prangte ein großer Schuh aus Pappe, zierlich mit Goldpapier überklebt und ganz mit Konfekt angefüllt.

Meiſter Baltzer muſterte abwechſelnd den goldenen Schuh und den fleißigen Schüler. „Das iſt ja in jeder Hinſicht überraſchend," ſchmunzelte er und koſtete.

„Ja," meinte Hendricus unſchuldsvoll, „der heilige Niklas muß es Euch gebracht haben. Ich fand es draußen auf Eurer Fenſterbank."

„So?" brummte Meiſter Baltzer. „Dann läßt der

heilige Mann wohl neuerdings im Mechterhauſe backen. Gib dir weiter keine Mühe, Junge, die Backformen kenne ich, und den Geſchmack auch. Lügen kannſt du gottlob noch nicht ordentlich. Da, greif nur zu. Wann hat ſie's denn geſchickt?"

„Nicht geſchickt, Meiſter!" berichtete Hendricus erinnerungsſelig. „Sie hat es mir ja ſelber gegeben, als ſie geſtern abend hier vorbeifuhr, im Wagen mit dem ſpaniſchen Herrn, der immer ſo traurig ausſieht. Und ſie hat mir ganz genau geſagt, wie ich's hinſtellen und was ich Euch weismachen ſollte."

„So?" machte Meiſter Baltzer. „Da haſt du ihr wohl als Belohnung das Konterfei geſchenkt, das du neulich von ihr gemacht haſt?"

Hendricus wurde dunkelrot. „Ach, Meiſter," bat er, „ſagt ihr doch nie etwas davon! — Wenn ich Euch aber etwas fragen darf, — neulich war ich zu bang dazu —, wer iſt denn der junge Mann in Eurem Buche, gerade auf dem Blatt neben ihr?"

„Das iſt einer, der auch zu freundlich gegen dich geweſen iſt," erklärte Meiſter Baltzer. „Willſt du dich etwa auch an ihm vergreifen? Der Oberſt Friſo iſt es, der holländiſche Herr, der dir auf dem Feſt bei den Kannmanns den Dukaten geſchenkt hat."

„Ich dachte es mir ſchon," meinte Hendricus, „aber ich wußte es nicht ſicher. Das war, als er noch auf dem Turm da drüben Haustaube war, gelt? Seitdem hat er ſich aber ſehr geändert. Ich meine, ich hätte noch nie einen ſo ſtattlichen Kavalier geſehen; ſo fröhlich und freundlich, und dann doch wieder auch ſo ernſt und vornehm mit den großen nachdenklichen Augen und der Narbe

auf der einen Wange. Wißt Ihr, jetzt würde er schon eher neben das Fräulein passen.“

„Hm,“ meinte der Meister Baltzer, „mach dich jetzt wieder an deine Arbeit, Junge. Am Ende wird doch noch mal ein ordentlicher Maler aus dir.“

Auch noch an einer anderen, vornehmeren Stelle beschäftigte man sich an diesem Morgen mit dem Paare, das dem Knaben Hendricus jetzt so schön zusammenzupassen schien. Der General Cordova hatte sich zu einem Anstandsbesuch bei Frau Johanna Kannemann melden lassen. Er kam ihr gerade recht. Wie die meisten glücklich vermählten jungen Frauen fühlte sie sich zur Ehestifterin berufen, sie hatte den spanischen Herrn schon vom Tage seines Einzuges an in Gedanken mit ihrer Freundin Mechthildis verlobt und wartete ungeduldig darauf, daß man ihrem Scharfblick, sei es durch Anzeige der Verlobung oder — was ihr noch mehr zugesagt hätte — durch Bitte um ihre Vermittelung die gerechte Anerkennung darbringe. Um so weniger gefiel ihr das gedrückte, fast wehmütige Wesen, welches Cordova in der letzten Zeit zeigte und womit er eher einen Leidtragenden als einen glücklichen Freier vorstellte. Da war etwas nicht in der Ordnung, und es war ihr klar, daß sie eingreifen mußte. Somit benutzte sie die Gelegenheit, da ihr Gemahl zu einem fremden Besucher, der ihn durchaus sprechen wollte, abberufen wurde, und begann vertraulich scherzend: „Was ist das nur mit Eurer Excellenz? Ihr seht nicht aus wie ein fröhlicher Mann, so stattlich Ihr Euch auch tragt und so zierlich Ihr sprecht. Habt Ihr etwa meiner Freundin Mechthildis gar zu tief in die schönen braunen Augen geschaut?“

Cordova ſeufzte tief und erwiderte, ganz im Stile ſeines Lieblingsbuches: „Es ziemt einem Kavalier nicht mehr, zu viel in Augen zu ſchauen, die bereits einem anderen huldvoll entgegenleuchten.“

„Was meint Ihr damit?“ fragte Frau Johanna verwundert.

„Was ich Euch ſchon damals ſagte, als die holländiſchen Herren bei Euch angekommen waren,“ erwiderte Cordova wehmütig. „Cupido hat mir ein zweites Fleurus bereitet.“

Die rundliche Dame ſah ihn mit ungeheucheltem Schrecken an. „Es iſt nicht möglich!“ rief ſie. „Wie kommt Ihr nur auf ſolche Gedanken? Ihr wollt doch nicht etwa ſagen, daß Ihr Vertraulichkeiten zwiſchen —“

Cordova ſchnitt ihr mit einer ſtolzen Handbewegung die Rede ab. „Was denkt Ihr nur, edle Frau?“ ſagte er. „Ich meine, Ihr kennt das Fräulein beſſer, und Ihr wißt auch, daß der Oberſt Friſo ein Kavalier von Ehre iſt; vorab aber laßt Euch ſagen, daß es einem Cordova nicht anſtehen würde, fremde Vertraulichkeiten zu belauſchen oder gar zu verraten. Aber Ihr wißt, ich habe von Natur eine unglückſelige Gabe; ich leſe aus den Augen. Gar manchem werten Kameraden habe ich vor der Schlacht im Herzen Lebewohl geſagt, während er noch friſch und voll Lebenszuverſicht neben mir ritt, weil ich ſchon in der Pupille ſeiner Augen den Tod lauern ſah. Und ſo zwingt mich jetzt mein Geſchick, ſeit der Ankunft des jungen holländiſchen Kameraden in den Augen Eurer Freundin eine Schrift zu leſen, die vorher nicht darin ſtand und die mir gewiſſe Kunde von ihrem Herzen gibt.“

Frau Johanna ſchüttelte unwillig den Kopf. „Alle

Achtung vor dem Scharfblick Eurer Excellenz," ſagte ſie, ganz rot vor Aerger und Aufregung, „aber diesmal müßt Ihr falſch geleſen haben. Bedenkt doch nur, Excellenz! Der Oberſt Friſo iſt ja ein Kavalier comme il faut, er weiß ſich zu benehmen und hat, wie Ihr ſo großmütig anerkennt, ſeine militäriſchen Verdienſte, aber bei alledem bleibt er doch ein junger soldat de fortune, der unſerer Stadt noch vor ſiebthalb Jahren als Knecht diente. Und wenn ihn auch ein alter wohlhabender Herr nachmals adoptiert hat, was iſt denn dieſer Herr ſelber? Doch auch nur ein früherer Schiffsprediger, der ſich etwas zuſammengeſpart hat und heraufgekommen iſt, wie es die Holländer eben verſtehen. Ganz zu geſchweigen, daß ſie beide Ketzer ſind. Und nun Mechthildis! — Sie iſt ja manchmal gar zu gutmütig und herablaſſend gegen Leute geringerer Herkunft, aber glaubt nur nicht, Excellenz, daß ſie darum ihre eigene vergißt. Ich kenne ſie ja noch von der Kloſterſchule her. In der ſteckt der ganze Stolz ihres Hauſes — man kann beinah ſagen der Hochmut; denn hochfahrend ſind die Aare von Mechter allezeit geweſen, und ſie wußten auch warum. Wißt Ihr auch, was für Namen in ihrem Stammbaum ſtehen, und was die in den Chroniken unſerer Stadt bedeuten? Dagegen müſſen wir anderen alle zurückſtehen, — ſogar die zum Drachenloch, die Halveren, die Hardenrath — und auch wir Reynolds, obzwar wir immer ſchon ein paar hundert Jahre alt ſind und nicht ſo jung wie die Kannemanns. Aber die Aare von Mechter! Sie kommen von den dreißig älteſten Geſchlechtern her, die ihren Urſprung zugleich mit dem der Stadt von den alten römiſchen Kaiſern ableiteten, und der ſelige Herr Winand, ihr Oheim, hat den Stamm-

baum ja bis auf Julius Cäsar hinauf mit Namen und Daten ausgerechnet. Und da meint Ihr, die letzte dieses Hauses sollte sich so weit vergessen, daß sie —?! Nein, Excellenz, nehmt mir's nicht übel, da kennt Ihr unseren Adelsstolz noch nicht."

„Er kann nicht stärker sein, als der hispanische," erwiderte Cordova etwas gereizt, „und auch, mit Eurer Erlaubnis, nicht begründeter. Ich habe gottlob unter meinen Ahnen bis zur Zeit des Königs Wallia aufwärts keinen, der nicht ein echter Hidalgo von altem Christentum war. Aber es ist in keinem Lande ohne Beispiel, daß Verdienst und Liebe immer neue Reiser in den Adelsgarten pflanzen, und was unter den Granden von Kastilien möglich ist, das wird auch wohl bei Euch nicht unmöglich sein. Ich weiß, was ich weiß, und Ihr werdet Euch darein fügen müssen, denn, wie der große Cervantes sagt, es wird schlimmer, wenn man daran rührt. Was mich angeht, so denke ich nächstens mein Stadtquartier zu verlassen und auf das Gut meiner edlen Wirtin, nach dem Mechterhof, überzusiedeln. Es ist besser so."

Trotz der Versicherung des großen Cervantes war aber Frau Johanna keineswegs gewillt, nicht „daran zu rühren". Einstweilen wurde das Gespräch freilich durch Herrn Jobst Kannemann unterbrochen, der sehr ärgerlich und noch rot von zornigem Sprechen aus seinem Arbeitszimmer zurückkam. „Daß diese Dickköpfe von Dienern sich auch gar so schlecht auf die Menschen verstehen," polterte er. „Wißt Ihr, wer der wichtige Besucher war, den sie mir da in meine Stube gelassen hatten? Ein wandernder Wunderdoktor war's, ein langer Kerl, angethan wie ein Gelehrter und mit einem Mundwerk wie

ein Jeſuit. 's war derſelbe, von dem ſchon geſtern etliche Kollegen erzählten. Er ſagte mir auch eine ganze Reihe her, die ihn in dieſen Tagen angenommen und von ſeinem Theriak und ſeinen Gichtſalben gekauft hätten. Mit aller Mühe habe ich ihn vor die Thüre gebracht. Es wird Zeit, daß man gegen dieſe Tagediebe einmal einſchreitet. Ich werde gleich in der nächſten Seſſion darauf antragen. Und wie vornehm ſie es ſchon treiben! Der Kerl iſt in der ‚Roten Kanne' abgeſtiegen, das iſt unſere feinſte Herberge in der Stadt."

„Er iſt auch bei mir geſtern nachmittag geweſen," bemerkte Cordova. „Die Hausnonne des Fräuleins war ihm unter dem Portal begegnet und gleich ins Geſpräch mit ihm geraten; aber ſobald ich merkte, was er wollte, habe ich ihn durch meine Ordonnanz hinausweiſen laſſen. Solche Leute gehören vor die Inquiſition."

Frau Johanna hörte kaum zu. Ihre Gedanken waren ganz beſchäftigt mit der vermeintlichen Entdeckung Cordovas. Sie glaubte zwar nicht daran und war geneigt, das Ganze als eine bloße eiferſüchtige Grille des ſchwermütigen Spaniers zu betrachten. Indes nahm ſie ſich vor, jedenfalls ihre Freundin einmal gründlich auszuhorchen und nötigen Falls einer weiteren Abirrung Mechthildis' aus dem Schatten ihres Stammbaumes vorzubauen. Eigentlich war es ja eine recht anziehende Aufgabe, die ihr für die nächſten Tage eine reizvolle Aufregung verſprach.

Aber dieſe nächſten Tage ſollten für Frau Johanna und für ihre geſamten Standesgenoſſen noch ganz andere Aufregungen bringen.

Elftes Kapitel.

Die Zahl der herumziehenden Wunderärzte hatte ſich ſeit Beginn der Kriegszeit erſtaunlich gemehrt. Es gab viele Abſtufungen in dieſem Gewerbe, von dem invaliden Soldaten, der ſich auf Bauernkirmeſſen zwiſchen Harfenmädchen und Degenſchluckern herumdrückte und ſeine Wunderpillen in irgend einer verſchwiegenen Scheune aus Brotteig und Sägemehl verfertigte, bis zu den Marktſchreiern im großen Stil, die mit ſtattlichem Gefolge auf eigenen Wagen die großen Meſſen beſuchten und goldene Ehrenketten zur Schau trugen. Die allervornehmſten Virtuoſen der Heilkunſt aber verzichteten ganz auf den Apparat des Jahrmarktes. Sie reiſten ſtill und einſam, wie es dem Gelehrten ziemt, und warben ſich ihre Kunden unter den Reichen und Mächtigen im geheimen, oft geſtützt auf fürſtliche Empfehlungen. Zu dieſer Art zählte allem Anſcheine nach jener Mann im grauen Barte, der zwei Tage vor Niklas in der „Roten Kanne“ eingekehrt war. Er kam von Frankfurt, wie er ſagte, erſchien ohne Begleiter, nur mit einer Taſche von mäßigem Umfang ausgerüſtet; übrigens benahm er ſich ſehr würdevoll, hatte ſeinen langen Leib in dunkle Kleider von Gelehrtenſchnitt und einen durchaus profeſſoriſch anmutenden, pelzbeſetzten Mantel gehüllt, und ſeine Päſſe, die auf den Namen des Doktors Peregrinus Sanatas lauteten, waren in der ſchönſten Ordnung. Verſchwiegenheit ſchien nicht zu ſeinen Tugenden zu zählen; den Bürgern, die in der „Roten Kanne“ abends vor dem Nachtmahl ihr Glas Wein oder ihre Maß Warmbier, mit geriebener

Muskatnuß gewürzt, zu trinken pflegten, nannte er ungefragt die Namen der Ratsherren, in deren Häusern er seine Salben und sein unfehlbares rotes Pulver abgesetzt hatte; und er ließ durchblicken, daß er mit dem und jenem unter den Herren auch noch andere geheimnisvolle Händel abgeschlossen habe. Im ganzen war es ein unheimlicher Gesell, sein Wesen hatte etwas Hämisches, Lauerndes, und die ehrsamen Bürger wunderten sich, mit was für Leuten ihre Regenten und deren Damen sich manchmal einließen. Am Nachmittage vor Mariä Empfängnis, etliche Stunden nach seinem Besuche bei Herrn Jobst Kannemann, versuchte er auch auf dem Kontor des Herrn Sebaldus von Halveren anzukommen. Der aber verstand keinen Spaß; er wies den verdächtigen Gesellen barsch und so laut, daß man es durch alle Räume des Geschäftes hörte, vor die Thür und machte sich sogleich auf, um die städtischen Gewaltmeister in Person aufzufordern, daß sie den fremden Wunderdoktor aus der „Roten Kanne" abholen und durch die Stadtknechte über die Grenze bringen ließen. Als aber der Büttel mit zwei Stadtknechten gegen Abend in der „Roten Kanne" erschien, war der Fremde verschwunden, kein Mensch wußte, wohin. Der Wirt hatte noch gehört, wie er beim Weggehen murmelte: „Diesmal haben wir einen fetten Fang gethan." Seine Stube mußte man durch den Schlosser aufbrechen lassen; sie war von einem greulichen Schwefeldampf erfüllt, und auf dem Tische lagen drei tote Mäuse.

Durch die Stammgäste der „Roten Kanne", die Büttel und ihr zahlreiches Gefolge müßiger Zuschauer verbreitete sich die Kunde von diesen unheimlichen Dingen erstaunlich schnell in der Stadt; sie wurde in den Ge-

ſindeſtuben und Küchen der Patrizierhäuſer noch eifriger erörtert als in den Wirtshäuſern, und mehrere Ratsherren, die dem verſchwundenen Unhold Audienz gegeben hatten, verwunderten ſich mit ihren Familien über das aufgeregte, ſcheue und verſchloſſene Weſen, mit dem ſie heute abend bedient wurden. Dagegen war der Name des Herrn Sebaldus von Halveren ſeit lange nicht mehr ſo volkstümlich geweſen.

Am folgenden Feſtmorgen war die Frühpredigt bei den Franziskanern ungewöhnlich ſtark beſucht. Man wußte, daß heute der Bruder Placidus predigte, der eifrigſte Bekämpfer der Neutralität ſelbſt unter ſeinen Ordensbrüdern. Wegen heftiger Ausfälle auf den Rat in ſeiner vorigen Predigt hatte er ſich eine ſcharfe Vermahnung zugezogen; die Spannung, ob er ſeine Kühnheit gleichwohl wiederholen werde, trieb heute noch mehr Zuhörer zu ihm als die Andacht. Aber der Bruder Placidus ließ diesmal die Tagespolitik unberührt. Er wolle, ſo begann er, aus Anlaß eines wunderbaren Ereigniſſes von dem reden, was am letzten Ende wohl auch alle Sünden der Regenten verurſache — von den greulichen Umtrieben des Teufels. Nachdem er eine gute halbe Stunde über dieſes ergiebige Thema im allgemeinen geſprochen und die Spannung der Zuhörer bis zum Siedegrad geſteigert hatte, lenkte er in die Erzählung über. Er erwähnte den verdächtigen Schwarzkünſtler, der unter dem Namen Peregrinus Sanatas etliche Tage lang die Stadt unſicher gemacht und leider, wie verlaute, auch in mehr als einem angeſehenen, chriſtlichen Hauſe günſtige Kundſchaft gefunden habe, bis er durch das heilſame Mißtrauen des hochweiſen Ratsherrn Sebaldus von Halveren verſcheucht

worden sei. Weitläufig erörterte er die Hinterlassenschaft des Verschwundenen, den Schwefeldampf und die toten Mäuse, deren Zahl sich auf dem Wege des Gerüchts bis zu den Ohren des Bruders Placidus bereits auf dreiunddreißig vermehrt hatte. Endlich rückte er mit der großen Neuigkeit heraus. „Da ist ein frommer, glaubensstarker Mann, der sein ganzes Leben guten Werken geweiht hat, indem er für andere Wallfahrten und dergleichen übernimmt — es ist ein Landsmann von mir, ein Oberländer. Sie nennen ihn den langen Pilger, vielleicht kennt ihn auch mancher unter euch." Zustimmendes Gemurmel erhob sich aus irgend einer dunklen Ecke. Der Redner nickte und erzählte nun das Erlebnis des langen Pilgers, „genau so, meine Lieben, wie es der fromme Mann mir selbst und meinen Brüdern heute früh mitgeteilt hat, worauf er sogleich seine Pilgerfahrt fortgesetzt hat, obgleich er schon die halbe Nacht marschiert war. Sehet da einen rechten Eifer im Dienste des Guten! Kaum eine halbe Stunde hat der fleißige Mann sich in unserer Stadt aufgehalten," — und doch hatte sich der fromme Pilger in dieser Stunde ein herrliches Verdienst um die Stadt erworben. Unfern dem Martinsturm war er dem besagten Schwarzkünstler begegnet. Dieser hatte ihm sehr freundlich angeboten, zusammen zu wandern. Der Pilger aber hatte Verdacht geschöpft, hatte ein Kreuz geschlagen und gerufen: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" — und alsobald hatte sich der Versucher in Flammen und Dunst aufgelöst; — „denn, meine Lieben, wer war dieser vorgebliche Doktor Sanatas? Stellet nur die drei mittleren Buchstaben um, so habt ihr seinen rechten Namen, und ihr werdet mit mir den Heiligen danken, daß sie

dieſe fromme Stadt durch die Wachſamkeit chriſtlich geſinnter Männer vor der ferneren Heimſuchung eines ſolchen Doktors bewahrt haben! Oremus . . .“

Als die Zuhörer, erſchüttert und aufgeregt, die Kirche verließen, ſtrömte dort ſchon von zwei Seiten die Menge mit anderen, ergänzenden Neuigkeiten auf ſie ein. Die Umwohner des Martinsturmes, ſo erzählten die einen, hatten in dieſer Nacht vergeblich auf das Wächterglöckchen gelauſcht. Gegen Morgen hatten etliche Nachbarn, banger Ahnung voll, nachgeforſcht und den Turm offen, droben aber in ſeiner Stube den Feuerwächter ſtarr und gleichſam ſcheintot am Boden gefunden. Erſt als einer der Männer in ſeiner Beſtürzung ein Gebet herzuſagen begann, war der Scheintote wieder langſam zu ſich gekommen und hatte endlich, nach erheblichen Stärkungen mit Wein und Branntwein, folgendes berichtet: Sein Weib ſei geſtern abend plötzlich krank geworden. In ſeiner Not habe er den Poſten verlaſſen und ſei hinunter auf den Platz geſtiegen, um ſich auf die Suche nach einem Arzte zu machen. Da habe plötzlich vor der Pforte der Wunderdoktor aus der „Roten Kanne“ geſtanden, habe ihn gefragt, was ihm fehle, und nach Anhören ſeines Berichtes ihm ein Döschen mit etwas grüner Salbe gegeben. Damit ſolle ſein Weib ſich Füße und Hände ſalben, ſo werde er Wunder ſehen, wie das wirke. Nach vielen Dankesworten, die der Fremde lachend angehört, ſei er zurückgeeilt, habe wohl gar in ſeiner Freude die Pforte nicht einmal ordentlich geſchloſſen. Als aber ſein Weib ſich mit der Salbe Füße und Hände beſtrichen, ſei ſie mit einemmal verſchwunden geweſen, er ſelbſt aber ſei gleichſam wie von einem Keulenſchlage

zuſammengebrochen und ſo liegen geblieben bis zu dieſer Stunde.

Dies war die Erzählung des lahmen Hieronymus, gruſelig, aber nicht im mindeſten befremdend für ſeine Zuhörer; denn daß der Teufel oder auch einer ſeiner irdiſchen Anbeter einem Menſchen Hexenſalbe aufſchwatzte, daß man durch den Gebrauch dieſer Salbe unſichtbar wurde und ſtracks zum Hexenſabbath flog und daß der bei ſolcher Salbung etwa anweſende ſchuldloſe Zeuge in Ohnmacht verſenkt wurde, — das gehörte ſozuſagen zu den Elementarkenntniſſen, die man aus jedem Hexenprozeß kannte. Die Fortſetzung der Geſchichte aber lieferten die Leute, die ſich von der anderen Seite der Stadt dem Auflaufe zugeſellten. Dort, auf den Ruinen eines im Herbſte abgebrannten Hauſes unfern des Sankt-Clarenkloſters, hatte man des lahmen Feuerwächters Weib am Morgen gefunden, übel zerſchlagen, halberfroren und ſchier ganz leblos: und nachdem ſie im Kloſter wieder ein wenig zu ſich gebracht, hatte ſie erzählt, wie ſie nach dem Gebrauch der vermeintlichen Heilſalbe ſich ſogleich von hinnen gehoben und augenblicks durch die Luft getragen gefühlt habe. Auf dem großen Platz am Domkloſter habe es ſie ſanft niedergeſetzt, inmitten einer ungeheuren Menge von Hexen und Hexenmeiſtern, in welcher der Teufel in Perſon den Vorſitz führte und, wie üblich, auch die Beleuchtung lieferte, vermittelſt ſeines glühenden Stirnhornes. Des Teufels Zeremonienmeiſter, mit einem Stabe in der Hand, habe den Namensaufruf begonnen, — nach dem zwanzigſten Namen habe er ſie angeſehen, und da habe ſie ihn erkannt: „O Jeſus, das iſt ja der Herr Ratsſyndikus!“ habe ſie rufen wollen,

aber bei dem Namen Jesu sei auch schon alles verschwunden gewesen, etwas wie ein ungeheurer Wirbelwind habe sie aufgehoben und mit schrecklichem Stoße an jenem Ort niedergesetzt, wo man sie nachmals aufgefunden.

Auch in dieser Aussage war kein Punkt, der nicht in zahlreichen amtlich beglaubigten Aussagen aus Hexenprozessen sein Gegenstück fand. Es war, um mit dem Pater Kleutermann zu reden, ein ganz normaler Fall. Was jedoch den Fall so aufregend machte, waren die Namen, deren sich die Haustaubin erinnerte. Es waren zwölf Namen, sämtlich von Ratsherren oder deren Angehörigen. Andere waren bei der Versammlung gewesen, deren Namen das Weib vergessen hatte und deren Gesichter es wegen der Masken, die sie — nach Gewohnheit der meisten vornehmen Hexen und Hexenmeister — trugen, nicht erkennen konnte. Acht oder neun beschrieb sie nach äußeren Kennzeichen so, daß jedes Bürgerkind die betreffenden vornehmen Personen erkennen mußte; wieder bei anderen war die Beschreibung unsicher und ließ der Vermutung freien Raum. Insbesondere galt dies von derjenigen Hexe, die als „Königin" neben dem Bösen gesessen hatte, ganz in ein weißes Gewand verhüllt, durch welches nur auf der linken Seite, sechs Zoll unter der Achsel, das Mal zauberisch durchschimmerte, welches der Teufel bekanntermaßen seinen liebsten Anbeterinnen dort einzuprägen pflegte.

Alle diese Aussagen waren bereits von dem Beichtvater und den Insassinnen des Sankt-Clarenklosters festgestellt und in wenigen Stunden durch die ganze Stadt verbreitet, ehe die Ratskommission sich zur Vernehmung eingefunden hatte. Totschweigen ließ sich die Sache nicht

mehr. In tiefſter Beſtürzung verſammelte ſich der Rat in der Frühe des anderen Tages. Von den offen Beſchuldigten waren nur wenige erſchienen, die Mehrzahl wagte ihre von einer ſchadenfrohen Menge umlagerten Wohnungen nicht zu verlaſſen; und viele, deren Namen nur erſt vermutungsweiſe genannt wurden, zitterten bei dem Gedanken, daß auch ſie dem Gedächtnis der Zeugin nachträglich wieder einfallen könnten. Natürlich wieſen alle die Ausſage als Hirngeſpinſt einer Verrückten entrüſtet zurück; aber damit war nichts geholfen in einem Verfahren, welches ſelbſt den Alibibeweis für kraftlos erklärte. Sie konnten ja nicht abſtreiten, daß ſie wirklich den Doktor Sanatas bei ſich empfangen, ſeine angeblichen Schönheits- und Heilmittel gekauft hatten, und dieſe Thatſache wog ſchwerer als alle Verwahrungen.

Sogleich zu Anfang erklärte der Ratsherr Sebaldus von Halveren, daß er fürs erſte nicht weiter an den Sitzungen teilnehmen werde. Er hoffe, daß es allen angeſchuldigten Ratsgliedern gelingen werde, ihre Unſchuld darzuthun; inzwiſchen aber ſei die Möglichkeit gegeben, daß ein Hexenmeiſter — und wenn es auch nur einer wäre — die Beſchlüſſe des Rates durch ſeine Künſte beeinfluſſen werde, ja vielleicht ſchon ſeit langem beeinflußt habe. Unter dieſen Umſtänden verbiete es ihm ſein Gewiſſen, mitzuraten, bis zur völligen Aufklärung der Sache. Etliche ängſtliche Gemüter, auch ſolche, die nicht zur Partei des Sprechers gehörten, fielen ihm bei; es ſchien einen Augenblick, als werde der ganze Rat ſich auflöſen. In dieſer Lage brachte das jüngſte Mitglied, Herr Jobſt Kannemann, der nicht auf der Liſte der Beſchuldigten ſtand, den Rat wieder zur Beſinnung, indem er Herrn

Sebaldus aufforderte, ausdrücklich zu erklären, ob er seine Würde niederlege? Und da dieser etwas verlegen erwiderte: er werde sich nur einstweilen der Mitberatung enthalten, denn seine Würde sei ihm von den Bürgern gegeben und er müsse sie wahren, erwiderte Herr Jobst Kannemann: „So haben wir auch unsere Würde von den Bürgern und wollen sie wahren, damit wir mit Gottes Hilfe herausbekommen, wo hier eigentlich der Teufel sitzt.“ Und dabei sah er Herrn Sebaldus bedrohlich an; denn wenn er auch den Zusammenhang der Dinge nicht ahnte, so war es ihm doch geläufig, den Mann, der ihm beinahe die Ratsherrnstelle verwirkt hätte, für alles Böse im Staate verantwortlich zu machen. Diesmal aber hatte ihm sein dunkler Groll ein gutes Wort eingegeben. Der Rat schöpfte aus diesem Worte Mut, und als Herr Sebaldus den Saal verließ, folgten ihm nur zwei oder drei Anhänger. Die Zurückbleibenden beschlossen, daß die Sache streng untersucht werden, inmittelst aber der Rat unter geziemender Zurückhaltung der offen Angeschuldigten die laufenden Geschäfte unbeirrt erledigen solle. Gegen die Feuerwächterin sei bis auf weiteres gütlich und ohne peinliche Befragung zu verfahren, andererseits sei bei der Untersuchung thunlichst Rücksicht auf Ehre und Namen der beschuldigten Standespersonen zu nehmen. Diese letztere Klausel, gebräuchlich bei Kriminalprozessen gegen Vornehme, bedeutete die strengste Geheimhaltung der Akten, in denen die Namen und besonders belastende Aussagen überdies chiffriert wurden. Auch sie war von Jobst Kannemann beantragt worden, und er that sich viel darauf zugute; aber sehr nutzlos war sie diesmal schon deshalb, weil die Feuerwächterin im Gewahrsam des Sankt-Claren-

kloſters gelaſſen wurde, wo die Nonnen und zahlloſe Neugierige ihre Ausſagen um ein bedeutendes früher erfuhren als die Kommiſſion.

Ein weiterer Antrag des mutigen jungen Ratsherrn kam allerdings nicht durch, beſſerte aber die Stimmung ſeiner zaghaften Kollegen noch erheblich. Herr Jobſt Kannemann wußte nämlich mitzuteilen, daß ſein Staatsgaſt, Herr Govaert Friſo, in dem Feuerwächter Hieronymus einen Strolch wiedererkenne, der vor ſieben oder acht Jahren auf den Herrn Govaert in Bacharach einen Mordverſuch verübt habe und auch ſonſt ſchlimmer Dinge verdächtig ſei. Der Antrag, den Herr Jobſt Kannemann daran knüpfte: den Hieronymus unverzüglich einzuſperren, wurde zwar von älteren Kollegen beanſtandet, weil man dem Feuerwächter leider bei ſeinem Amtsantritt das Bürgerrecht bewilligt hatte, das eine Verhaftung nur unter gewiſſen Umſtänden zuließ; auch fand man es nicht ratſam, Verdacht im Volke zu wecken, als wolle man den Hieronymus und ſein Weib unterdrücken. Aber es war recht tröſtlich zu wiſſen, weſſen der Kerl fähig ſei. Auf jeden Fall hatte man einen Grund, ihm ſeinen Poſten zu nehmen und unter der Hand über ſein und des Weibes Vorleben Ermittelungen anzuſtellen. Auf den Martinsturm wurden an ſeiner Stelle einige Stadtſoldaten abkommandiert.

Zwölftes Kapitel.

Im ganzen hatte der Rat sich diesmal brav gehalten, durchaus im Sinne der Lehren, die Herr Sebaldus von Halveren seinen Standesgenossen vordem so eifrig eingeschärft hatte. Aber der Mut des Standesgeistes reichte nicht über die Wände des Rathaussaales hinaus. Die Familien, die nur ein Tropfen des verleumderischen Giftes getroffen hatte, sahen sich gesellschaftlich mit einer Angst gemieden, als ob die schlimmste Seuche bei ihnen eingekehrt sei. Ihre Dienstboten verließen sie heimlich oder mit offenen Beschimpfungen. Ihre Häuser, vor wenigen Tagen noch der Schauplatz glänzender Feste, empfingen keinen feierlichen Besuch mehr als den der Kommission, die geschäftig und umständlich in allen Räumen umhersuchte, insbesondere alle Salben und Pulver in Beschlag nahm und Protokolle von ungeheurer Länge verfaßte, während draußen auf der Straße eine lärmende Menge ihrem Groll gegen die „vornehmen Hexenleute“ freien Lauf ließ. Viel herausbekommen hatte die Kommission nirgends, trotz der Unmenge von Protokollen und Salbendosen, die sie in acht Tagen ansammelte. Es war wie bei allen Anklagen auf Hexerei: Beschuldigung und Ableugnung standen sich gegenüber, und was an sachlichen Beweismitteln vorlag, ließ sich so gut natürlich wie übernatürlich deuten. Die Salben und Pulver, die der unheimliche Wunderdoktor seinen allzu leichtgläubigen Kunden aufgeschwatzt hatte, enthielten nach Aussage der Sachverständigen einen geheimnisvollen Stoff, den die einen als Ziegelmehl, die anderen als gepulverte Krötenzungen an-

ſprachen. Viel kam nicht darauf an, da ja der Böſe jeden Stoff zum Träger ſeines Höllenzaubers machen konnte; und daß jener Doktor Sanatas wirklich der Satan in Perſon geweſen ſei, ließ ſich kaum mehr bezweifeln, nachdem der lange Pilger ſeine entſcheidende Ausſage zu Bonn, vor einer geiſtlichen Kommiſſion des Kurerzbiſchofs, wiederholt hatte. Der Erzbiſchof hatte dieſe Ausſage mit einem Hirtenſchreiben überſandt, das auf den Kanzeln zur Grundlage aufregender Predigten gemacht wurde. Uebrigens ließ ſich der erzbiſchöfliche Offizial, der in der Reichsſtadt das geiſtliche Gericht leitete, durch dieſen oberhirtlichen Erlaß nicht abhalten, den meiſten der vornehmen Angeſchuldigten gegen die vorſchriftsmäßigen Gebühren und üblichen „Verehrungsgelder“ Zeugnis über ihre bisherige bewährte kirchliche Geſinnung auszuſtellen. Solche Zeugniſſe von hoher geiſtlicher Gerichtsſtelle waren ein wirkſames, aber noch lange kein unfehlbares Verteidigungsmittel gegen Anklagen auf Hexerei, übrigens waren ſie nur hochgeſtellten und wohlbemittelten Leuten zugänglich, nach demſelben Grundſatz, der bei Angeklagten geringen Standes drei triftige Verdachtsgründe, bei vornehmen aber ſechs oder acht verlangte, ehe ſie der Unterſuchungsrichter an das peinliche Gericht überliefern dürfe. Wie die Dinge lagen, fiel es der Kommiſſion nicht ſchwer, feſtzuſtellen, daß bis jetzt gegen keinen ihrer angeſchuldigten Standesgenoſſen dieſe Mindeſtzahl von ſechs Verdachtsgründen vorliege; aber es gelang ihr auch nicht, einen entſcheidenden Unſchuldsbeweis aufzutreiben, mit dem ſich der gute Ruf der Angeklagten und vor allem das Vertrauen der Bürger zu der Regierungsfähigkeit der verdächtigten Ratsherren wiederherſtellen ließ. Man hatte

den lahmen Hieronymus, der ſich jetzt in einer verrufenen Kneipe aufhielt, unter der Hand überwacht und auch einige Aeußerungen des Trunkenen aufgefangen, die auf ein gewiſſes Geſchäftsverhältnis zwiſchen ihm und Herrn Sebaldus hinzudeuten ſchienen, aber was ließ ſich damit machen, angeſichts der Volkstümlichkeit, die Herr Sebaldus ſeit ſeinem Austritt aus den Ratsverhandlungen genoß?

Herr Sebaldus ſelber hielt ſich ſeit jener Stunde den öffentlichen Dingen möglichſt augenſcheinlich fern. Es ſchien, als ob er ſeine Zeit nur noch zwiſchen der Leitung ſeines Geſchäfts und Werken kirchlicher Erbauung teilen wolle. Mit unſichtbarem Faden die Meinung der Menge zu zügeln, war von je das erſte und letzte Geheimnis ſeiner Politik geweſen, und niemals hatte er dieſe Kunſt meiſterlicher geübt. Nur auf dringendes Bitten mehrerer Abordnungen ließ er ſich herbei, ſeine zuſtimmende Anſicht über die Liſte der neuen Ratskandidaten zu ſagen, die er ſelber ſeinen Anhängern auf den Zunfthäuſern von langer Hand her eingegeben hatte. Er ſelbſt, ſo erklärte er ſchwermütig, trage ſich mit dem Gedanken, überhaupt der Welt zu entſagen und in klöſterlicher Zurückgezogenheit Buße zu thun für das, was er vielleicht als Mitglied eines vom Einfluß des Böſen beherrſchten Rates unwiſſentlich mitverſchuldet habe. Aber noch immer gebe er nicht ganz die Hoffnung auf, daß das Uebel ſich doch am Ende geringer erweiſen werde, als es leider den Anſchein habe. Der Bruder Placidus und andere Eiferer nahmen mit Verwunderung wahr, daß ein ſo frommer und wahrhaft weiſer Herr noch Hoffnungen hegte, wo ſie doch ſchon den ganzen Umfang der Verderbnis dargethan. Sie verſchärften demgemäß ihre geiſtlichen Ermahnungen und

trieben Herrn Sebaldus immerzu Waſſer auf die Mühle. Der gelehrte Pater Kleutermann widmete ihm eine eigene Abhandlung, die Frucht von zwölf emſigen Stunden am Schreibtiſch, um ihn zu überzeugen. Herr Sebaldus konnte mit ſeinen geiſtlichen Freunden zufrieden ſein; aber er fand bald, daß ſie es zu weit trieben. Denn das Uebel fraß weiter wie Feuer im dürren Gras. Die Aufregung, genährt durch die Predigten klöſterlicher Eiferer, begnügte ſich nach wenigen Tagen nicht mehr mit dem Stoffe, den ihr die Ausſagen der Feuerwächterin gegeben. Es war eine teure Zeit; die ungewöhnliche Witterung, die bis tief in den Dezember hinein mit Regen und Nebel und ungeſunden Winden anhielt, hatte ſich mit der Teuerung vereinigt, um Not, Elend und Seuchen unter die Leute zu bringen. Nun war die Formel gefunden, mit der jeder zu dem allgemeinen auch ſein beſonderes Ungemach erklären konnte: es war Hexerei! Der Haß, der Brotneid, die Klatſchſucht kramten alle ihre Erinnerungen wieder aus. Die geiſtlichen und weltlichen Behörden, die Kommiſſion, der Rat ſelber wurden überlaufen von Denunzianten, welche das albernſte Zeug mit dem größten Ernſte und zu dem ſchrecklichſten Zwecke: einen Mitmenſchen der Folter und dem Tode auszuliefern, vorbrachten. Dem einen war im vorigen Herbſte das Obſt im Garten mißraten, nun fiel ihm ein, daß er ſeine Nachbarin im Sommer Thee aus Obſtblüten kochen geſehen, und er war überzeugt, daß ſie ihm die Bäume verhext habe. Einem anderen hatte die Frau ſeines Geſchäftskonkurrenten Hühneraugen an die Füße gezaubert. Trauernde Mütter kamen und klagten, daß ihnen der Arzt ihre kranken Kinder mit einem Hexentrank „geſterbt“ habe. Bereits ging der

Wahn bei manchen bis zur Sinnestäuschung: kränkliche Mädchen hatten gesehen, wie ihnen aus einem beherten Finger Nadeln, Glasscherben, zollange Eisennägel hervorgingen, gesetzte Männer von gutem geschäftlichen Rufe schilderten mit ruhiger Bestimmtheit die Hexenzüge, die sie durch die Luft fliegen gesehen, die Teufelsgestalten, die ihnen auf der Straße begegnet waren. Mit den Banden der Vernunft lockerten sich auch die der öffentlichen Ordnung; die Ratssitzungen mußten durch Militär gegen das Eindringen einer wüsten Menge gedeckt werden, die den Rücktritt des „verherten Rates" forderte und unter die altgewohnten Hochrufe auf den Kaiser und die Liga den Namen des Herrn Sebaldus von Halveren mischte. Man sah Gestalten auftauchen, die sich nur in den Tagen des Aufruhrs aus ihren Schlupfwinkeln auf den offenen Markt wagen, und mancher nächtliche Spuk fand am Morgen seine natürliche Aufklärung in erbrochenen Fenstern und ausgeraubten Spinden.

Als aber die Sache mit großer Schnelligkeit so weit gekommen war, begann schon der Rückschlag. Die besseren Bürger, die noch etwas zu verlieren hatten, fingen an, dem Pöbel die Straße zu überlassen, und zogen sich auf ihre Zunfthäuser zurück, um von dort aus den Rat mit Bitten um Beschleunigung der großen Untersuchung zu bestürmen, damit wieder Ordnung in der Stadt werde. Der Rat versprach alles mögliche, er setzte den Thomastag für die entscheidende Beschlußfassung fest und errichtete zur Sicherung der öffentlichen Ordnung ein Freiwilligencorps von Bürgerssöhnen, in welches auch der Junker Lambertus von Halveren auf Betreiben seines klugen Vaters als Rottenführer eintrat. Durch diesen Schritt

ſteigerte ſich noch die Stimmung der Bürger für Herrn Sebaldus, ſo gering ſie auch von den ſoldatiſchen Fähigkeiten des Sohnes dachten. „Er iſt vom vornehmſten Geſchlecht,“ meinten ſie, „aber darum iſt er ſich doch nicht zu gut, ſeinen einzigen mit unſeren Kindern in Reih und Glied zu ſtellen. Solche Leute brauchte man, um in dieſen Zeiten das gemeine Weſen zu regieren.“

Dreizehntes Kapitel.

In dieſen trübſeligen Tagen öffentlicher Verſtörung hatten ſich auch die Geiſter der beiden Freundinnen Mechthildis und Johanna geſchieden. Mechthildis blieb ſich inmitten der allgemeinen Einſchüchterung völlig treu. Ihrer ſtolzen Seele war es ganz unfaßbar, daß ſie aus ſelbſtiſcher Feigheit Leute verleugnen ſollte, mit denen ſie eben noch gaſtlich verkehrt hatte und gegen die nichts vorlag, als die vagen Beſchuldigungen eines verrückten oder verleumdungsſüchtigen Weibes. Trotz der verſtohlenen Abmahnungen des Domherrn und ſogar des Meiſters Baltzer, die ſie nur in Erſtaunen ſetzten, hatte ſie ihren Verkehr in den verfemten Familien fortgeſetzt; und nachdem ſie geſehen, wie es dort ſtand, wiederholte ſie ihre Beſuche täglich, um ſich mit den Frauen und Töchtern in die Arbeit der entlaufenen Mägde zu teilen, Ordnung zu ſchaffen, Kinder zu pflegen und die Mahlzeiten zu rüſten, zu denen ſie oft das Nötigſte erſt mitbringen mußte. Die unglücklichen Inſaſſen jener Häuſer blickten zu ihr, die ſie

ſo oft bald als hochmütig und bald als Beguine bekrittelt hatten, wie zu einem höheren Weſen auf, nun ſie als die einzige mit ihrem ruhigen Stolze durch die trüben Fluten der Verleumdung den Weg zu ihnen fand und ihnen vor allen anderen Gaben auch wieder ein wenig Selbſtvertrauen brachte. Die Menge folgte ihren Wegen mit Mißtrauen und drohendem Ziſcheln, in ganz beſonderem Maße aber zog ſie ſich den Unwillen ihrer Standesgenoſſinnen zu, bei denen ſich das Gefühl der Beſchämung mit der Angſt vor dem anſteckenden Verkehr miſchte. Zumal Frau Johanna Kannemann war im Innerſten empört über ihre ehemalige Geſpielin. Schon zuvor fühlte ſie ſich als Hauswirtin durch die allzu häufigen Beſuche ihrer Gäſte im Mechterhauſe gekränkt, dann hatten die Aeußerungen Cordovas ihr die Gefahr einer unwürdigen Neigung Mechthildis' zu dem ahnenloſen holländiſchen Glücksoffizier eröffnet, und nun drohten ihr die Holländer noch auf dem Umwege über Mechthildis' Haus das Hexengeſchrei in ihr eigenes zu bringen. In dieſer Aufregung griff ſie endlich zu einem Mittel, das ihr um den Preis einer ganz kleinen Lüge alle drei Uebel mit einem Schlage zu löſen ſchien: „Fürchtet Ihr denn nicht, Herr Obriſt, mit Euren Aufmerkſamkeiten bei meiner herzliebſten Freundin Mechthildis Seiner Excellenz, dem ſpaniſchen Herrn, zu nahe zu treten?“ fragte ſie Hans eines Tages mit ihrem ſchönſten ſchalkhaften Lächeln. Und da ſie aus ſeiner Beſtürzung zu merken glaubte, daß Cordova doch am Ende einige Urſache zu ſeiner Befürchtung gehabt habe, ſchlug ſie raſch entſchloſſen noch einmal in die Kerbe: „Ja, wißt Ihr das denn nicht?“ rief ſie ganz verwundert. „Es iſt doch, glaub' ich, nicht erſt ſeit geſtern richtig zwiſchen den beiden.

Seine Excellenz hat seine Wohnung ja deshalb schon, unter dem Vorwand, daß er sich über das ewige Hochrufen ärgere, auf den Mechterhof hinaus verlegt, — denn Ihr versteht, wenn sie erst öffentlich versprochen sind, dann muß er ja doch anderswo wohnen. . . . Aber natürlich gratulieren darf man ihnen noch nicht," setzte sie schnell hinzu, denn es fiel ihr ein, daß Lügen kurze Beine haben.

Der Oberst Friso verließ bald darauf das Zimmer, um mit seinem Vater eine lange ernste Unterredung zu haben, bei welcher Herr Govaert Friso erst als Beichtvater und dann als Tröster wieder einmal die ganze Güte und Weisheit seines Herzens bewähren mußte. Herr Jobst Kannemann aber, der die Neuigkeiten seiner klugen Frau mitangehört hatte, fragte sie ganz verwundert: „Du, woher weißt du denn das, was du eben dem Oberst sagtest?"

Frau Johanna wurde sehr rot. Ihrem Manne eingestehen, daß sie gelogen habe, — nein, dann lieber noch eins weitergelogen. „Ach Gott," sagte sie, „so was merkt eine Frau gleich. . . . Uebrigens kümmere dich nicht um Frauendinge. Sorg lieber, daß ihr im Rat endlich mit den Holländern zum Schluß kommt!"

„Am Sankt Thomastag wird die Akte unterzeichnet," versicherte Herr Jobst, „wir haben es heute in geheimer Sitzung abgemacht, und dann reisen sie gleich ab, denn an einen ordentlichen Abschiedstrunk ist ja bei all dem Hexenlärm nicht zu denken. Aber sag mal, ist das denn auch sicher mit dem Spanier und Mechthildis?"

„Mein Gott, ja," erwiderte die gequälte Hausfrau, „sei doch nicht so unausstehlich, Jobst!"

„Holla," sagte ihr Gatte, „da weiß ich aber einen,

den man damit ärgern kann," und verließ ſehr aufgeräumt das Zimmer.

Für Mechthildis hatte das niedliche Manöver ihrer ungetreuen Freundin ſehr traurige Folgen. All die widerwärtigen Erfahrungen und Enttäuſchungen dieſer allgemeinen Unglückstage hatte ſie ſtill in ihrem Herzen abgemacht, ohne ſich etwas merken zu laſſen; nun aber kam eine neue Wahrnehmung hinzu, der ſie faſt erlag.

Meiſter Baltzer ertrug es nicht, ſie lange ſtumm leiden zu ſehen. Da ſie ihm die Urſache ihres Kummers nicht von ſelbſt offenbaren wollte, ſo beſchloß er nach etlichen trübſeligen Tagen zu ſondieren, und fing friſchweg an, mächtig auf die Feigheit der Patrizier zu ſchelten, die für ihre eigenen Standesgenoſſen und Verwandten in der Stunde der Gefahr nicht zu ſprechen ſeien.

„Andere Leute machen es nicht beſſer," ſeufzte Mechthildis.

„Ach ſo," ſagte Meiſter Baltzer, dem plötzlich ein Licht aufging, „Ihr meint, weil die holländiſchen Herren ſich in den letzten Tagen ſo rar machen und ſo kühl benehmen? Jawohl, da habt Ihr recht. Eure liebe Freundin hat ihnen wohl einen Wink gegeben, daß ſie ſich ſchaden würden, wenn ſie viel mit Euch verkehren, ſolange Ihr zu den vermeintlichen Hexen und Hexenmeiſtern geht. Und da nehmen ſie ſich eben in acht."

Mechthildis ſprang plötzlich auf und trat zornig auf ihn zu. „Schämt Euch, Meiſter Baltzer!" rief ſie, „daß Ihr ſo etwas ſagt, was Ihr ſelber in Eurem Herzen den beiden Herren nicht zutraut!"

„Du lieber Gott," erwiderte Meiſter Baltzer ganz gelaſſen, „ich meine, Ihr hättet es eben ſelber geſagt?

Aber hört mal, wenn Euch der Oberſt Friſo — oder meinetwegen auch ſein Vater — mit ſeinem neuen Benehmen und Wegbleiben ärgert, warum fragt Ihr ihn denn nicht in aller Freundſchaft ſelber, was zum Kuckuck ihm auf einmal einfällt?“

Aber diesmal hatte der Wind an ein dürres Blatt gerührt, das noch nicht ganz loſe ſaß. Mechthildis ſchüttelte heftig den Kopf, dann brach ſie in ein Schluchzen aus und verließ wortlos das Gemach.

Meiſter Baltzer blickte ihr mit einem unverhohlenen Vergnügen nach. „Daß etwas mit dieſem Querkopf, dem Hans, nicht in Ordnung iſt, das iſt klar,“ brummte er, „und er ſoll mir dafür beichten, ſobald ich ihn irgendwo faſſe. Denn in ſein Quartier laſſen mich die Kannemanns einfach nicht hinein. Aber daß ſie darüber ins Schluchzen kommt, das freut mich. Wahrhaftig, ich kann mir nicht helfen, es freut mich ausnehmend!“

Vierzehntes Kapitel.

Im grauen Mantel unendlichen Schneegewölks war Sankt Thomas herangekommen, — ein gefürchteter Tag für die Langſchläfer; denn wer ſich an dieſem kürzeſten Tag des Jahres verſchlief, war für das nächſte Jahr der „blinde Thomas“ im Hauſe und hatte viel Spott zu dulden. Der Rat, der ſonſt in keinem Sinne früh aufzuſtehen pflegte, hatte ſich's diesmal zu Herzen genommen und auf denſelben Tag beide wichtigen Fragen: den Be-

richt der Hexenkommiſſion und die Verabſchiedung der holländiſchen Geſandten angeſetzt. Es war den Holländern nicht zu verargen, daß ſie auch aus der ſo ungemütlich gewordenen Stadt ungeduldig heimverlangten. Von den üblichen Abſchiedsfeſten und Staatsviſiten mußte man ja unter den obwaltenden Umſtänden doch abſehen.

Frau Johanna, die kluge und gefällige Wirtin, übernahm es, Mechthildis die Abſchiedsgrüße ihrer Gäſte zu übermitteln. Sie hatte ſich jetzt ſchon ſo weit in die Folgen ihrer erſten Lüge hineingelebt, daß ſie nur noch ganz leicht bei dem Auftrag errötete. Mit Befriedigung blickte ſie dem Wagen nach, der die Geſandten zur Abſchiedsaudienz nach dem Rathaus führte. „Es iſt ja ein recht ſchmucker Offizier," dachte ſie, „und ich gönne ihm alles Gute, ſoweit es ſich ſchickt; aber gleich ein Fräulein von Mechter? Nein, Art bei Art, ſo gehört ſich's. Gott ſei Dank, daß ſie heute nachmittag abreiſen."

Unterdes ſaß der Oberſt Friſo neben ſeinem Vater im Wagen und ſtarrte finſter ſinnend in das Schneegeſtöber hinaus. Als ihm Herr Govaert mit bekümmertem Blick die Hand auf den Arm legte, richtete er ſich entſchloſſen auf, faßte ſeinen Degengriff feſter und ſagte: „Gott ſei Dank, daß wir dieſe Stadt bald hinter uns haben, die ich beſſer nie wieder betreten hätte."

Um dieſelbe Zeit ſtand Don Gonſalvo Fernandez de Cordova, geſtiefelt und geſpornt, vor dem Herrenhauſe auf dem Mechterhof einem würdig und betrübt ausſchauenden kleinen Manne gegenüber, der eine rieſige grüne Schneebrille trug und trotz ſeines langen, pelzbeſetzten Gelehrtenmantels erbärmlich zitterte. „Alſo Ihr wißt jetzt meine Meinung, Herr Doktor Alonſo Perez,"

ſagte Cordova. „Bis jetzt habe ich alle Hochachtung vor Euren ärztlichen Ratſchlägen gehabt, aber die Stadt hättet Ihr mir beſſer nicht als Winterquartier vorgeſchlagen. Seit vier Wochen habe ich mich alle Tage minder wohl in ihr gefühlt. Ich hoffe, daß Ihr mir ferner beſſere Ratſchläge gebt. Was mich angeht, ſo hoffe ich, daß dies mein letzter Ritt in die Stadt iſt, die ich beſſer nie betreten hätte. Ich werde mir draußen bei meinen Regimentern ein Quartier ſuchen, wie es ſich für einen General ſchickt, und wenn es Euch hier zu kalt iſt, ſo könnt Ihr ja nach Neapel heimgehen.“ Bei den letzten Worten ſaß er ſchon im Sattel und ſprengte ſeinem Adjutanten vorauf, und der Doktor Alonſo Perez blickte ihnen traurig durch ſeine hoffnungsfarbene Brille nach.

Auch im Mechterhauſe hatte der Thomastag trüb und verworren begonnen. Als Mechthildis ſich nach einer meiſt ſchlafloſen Nacht wider ihre Gewohnheit ſpät erhob, fand ſie die beiden Stiftsdamen und das ganze Haus in großer Aufregung; die Laienſchweſter Gertrudis, Mechthildis' Gehilfin, die ſeit ein paar Tagen krank lag, hatte ſich in der Frühe heimlich aus dem Hauſe entfernt. Es war am Ende kein unerſetzlicher Verluſt für Mechthildis; aber in ihrer traurigen Stimmung ſchmerzte es ſie doch bitter. Sie hatte das Mädchen, das ſehr verſtört und fieberig ausſah, in den letzten Tagen zu Hauſe gehalten, ihm ſelber Arznei gereicht und eine halbe Nacht an ſeinem Lager gewacht. Es ſchien aber, daß ſie eben hierdurch in ſeiner kranken Seele das wahre Uebel, eine durch die aufregenden Ereigniſſe der letzten Zeit wiedererwachte Wahnvorſtellung, noch verſtärkt hatte. Denn die beiden Stiftsdamen berichteten ängſtlich und häufig ſtockend, daß die

Entflohene unter den anderen Mägden allerhand wirre Verleumdungen über ihre Herrin und deren Verkehr mit den verdächtigen Familien ausgestreut habe; und das scheue Gebaren eines Teiles der Dienerschaft zeigte, daß die schlimme Saat auch hier Wurzel trieb.

Mechthildis hörte die wohlmeinenden Vorstellungen der beiden alten Damen mit finsterer Fassung an. „Nun gerade!“ sagte sie sich mit dem trotzigen Stolze einer starken Seele, die sich inmitten immer neuer Enttäuschungen ganz auf sich allein stellt. Wenn sie ihren Besuch im Hause des Ratssyndikus nicht schon angezeigt hätte, so wäre sie nun doch gewiß hingegangen.

Allein, zu Fuß machte sie sich auf den Weg. Es war ihr eben recht, als sie bei ihrem Besuche merkte, wie sehr man ihre Hilfe brauchen konnte. Ein Kind war in der Nacht plötzlich erkrankt, das ganze Haus in doppelter Aufregung, da sich an demselben Tage das Schicksal des Hausherrn, der ganzen Familie entscheiden sollte. Da konnte sie eingreifen, thätig sein und in der Pflege und Beruhigung anderer zu vergessen suchen, was ihr eigenes Herz bedrückte.

Aber sie vergaß es doch nicht. Immerfort bei allem Thun und Reden mußte sie dem Streite lauschen, den in ihrer Seele der Stolz der Jungfrau, — vielleicht auch der Edeldame mit einem anderen, immer mächtiger gewordenen Gefühle führte; und als sie bei Beginn der Dämmerung das fremde Haus verließ, war der Streit entschieden; fast ohne es zu wissen, schlug sie den Weg zur Wohnung des Meisters Baltzer ein, um ihrem alten Freunde zu beichten — und durch seinen Beistand Klarheit zwischen sich und einem anderen zu schaffen.

Sie war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie kaum auf ihre Umgebung achtete. Sie gewahrte es nicht, welch unheimliches Gefolge sich zischelnd und fingerdeutend an ihre Fersen heftete. Erst als sie, unfern des alten Zeughauses, ein kleines Mädchen vor sich im Schnee stehen sah, welches sie mit sonderbar ängstlichen Blicken anstarrte, machte sie verwundert Halt. Sie kannte das Kind, es gehörte zu ihren Schützlingen und sie hatte es während des vorigen Herbstes, als es krank in seinem ärmlichen Bettchen lag, oft gepflegt und getröstet. „Nun, Mariechen," sagte sie freundlich, „was stehst du denn da? Nimm dich in acht, du wirst dich in dem kalten Schneewasser wieder erkälten." Sie streckte die Hand aus, um den blonden Scheitel des Kindes zu streicheln. Dieses aber fuhr mit einer Gebärde des Entsetzens zurück und spuckte aus vor ihr. Im selben Augenblicke brach ein verworrenes, gellendes Geschrei um sie los: „Helft, Leute, die Hexe!" „Sie will auch das Kind vergiften!" „Faßt sie! Bringt sie vor die Schöffen!" Und als Mechthildis aufsah, fand sie sich von einer zerlumpten Weiberrotte umringt, sah wut- und angstverzerrte Gesichter auf sich gerichtet und schmutzige Hände nach ihr ausgestreckt. Eine Flut von Schimpfreden und Beschuldigungen übertäubte ihre Fragen; durch allen Lärm aber gellte die Stimme Gertrudis' hindurch, die mit Gebärden und Blicken des Wahnsinns unter dem Pöbel vornan stand und in einemfort schrie: „Das ist die Hexenkönigin; sie hat das Zeichen auf ihrer Haut, ich habe es selber gesehen, reißt ihr die Kleider vom Leibe, ich habe es selber gesehen! Und damit hat sie euch die Kinder vergiftet, und damit hat sie mich auch vergiften wollen!" Und indem sie immer wieder diese

tollen Rufe wiederholte, ſchwang ſie in ihrer rechten Hand das Fläſchchen Arznei, das Mechthildis ihr vierundzwanzig Stunden zuvor aus ihrer Hausapotheke gegeben hatte.

Mechthildis ſtand gegen die Mauer des Zeughauſes gelehnt, ihr Antlitz war marmorblaß, mit Blicken, aus denen nur Verachtung und Ekel ſprach, maß ſie, ohne ein Wort zu verlieren, den Haufen verrückter Weiber vor ihr und ſchien ihn faſt zu beherrſchen. Bereits aber geſellten ſich verkommene männliche Geſtalten hinzu, und als ſie auch dieſe Elenden ſchreien hörte: „Die Hexenkönigin! Wir wollen nachſehen, ob ſie das Zeichen hat!“ und ihre gierigen Blicke fühlte, durchfuhr ſie ein ungeheures Entſetzen. Sie wollte um Hilfe rufen, ihre Zunge war gelähmt.

Aber die Hilfe erſchien jetzt von zwei Seiten.

Meiſter Baltzer hatte ſich bei ſeiner Wirtin, der Tante des Knaben Hendricus, Apfelkuchen beſtellt. Es war ſein größter häuslicher Kummer, daß die treffliche Frau dieſe harmloſe Speiſe noch immer nicht ſo bereitete, wie ſie ihm als Jugendideal vorſchwebte. Um dieſem Uebel abzuhelfen, hielt er es ſogar nicht für unmännlich, ſelber einmal in die Küche zu ſteigen und belehrend einzugreifen. Diesmal ſchien das Ding zum erſtenmal zu geraten; Meiſter Baltzer hatte eben das erſte der rundlichen Küchlein mit einem Küchenmeſſer aus der Pfanne geſpießt und bemühte ſich, ihm durch Blaſen die zum Probieren ausreichende Abkühlung zu geben, als Hendricus mit den Worten hereinſtürmte: „Helft, Meiſter! Helft! Unſer Fräulein! Sie wollen unſer Fräulein umbringen!“

Im nächſten Augenblick war Meiſter Baltzer, das

Meſſer mit dem Kuchen in der Hand, hinter ſeinem Lehrling her auf der Straße, um zu ſehen, wie ein ſchmieriger rotnaſiger Strolch an Mechthildis' Mantel zerrte, während die wahnſinnige Gertrudis vor ihr ſtand und mit weit offenem Mund ihre Schimpfreden brüllte. Plötzlich aber verſtummte ſie, — der heiße Kuchen, von Meiſter Baltzers Meſſer wie mit einer Schleuder abgeſchoſſen, hatte ihr buchſtäblich das Maul geſtopft; und zugleich flog der rotnaſige Strolch in den Schnee, da ihn Hendricus' Kopf wie ein Mauerbrecher mitten vor den Bauch getroffen hatte.

Und zugleich erſchien auch, durch Meiſter Baltzers kraftvolle Rufe beſchleunigt, weitere Hilfe an der nächſten Straßenecke: Junker Lambertus von Halveren mit dem rotbärtigen Hauptmann und einem anderen militäriſchen Zechgenoſſen.

Junker Lambertus hatte Mut genug, aber ſeine Faſſungskraft war nicht ſehr behend. Als er begriff, daß er hier nützlich ſein könne, hatten ſeine beiden Begleiter ſchon die Degen gezogen, um der Dame beizuſpringen, und es blieb ihm kaum etwas zu thun übrig, dank der ausbündigen Feigheit des Pöbelhaufens, der ſich beim bloßen Anblick einiger wohlgekleideten Männer mit blankem Eiſen johlend flüchtete, die verrückte Gertrudis mit ſich reißend.

Die Männer geleiteten Mechthildis in das Haus. Sie hatte ſich bis dahin aufrecht erhalten. Nun ſie aber die ſichernde Pforte hinter ſich zufallen hörte, übermannte ſie das Bewußtſein der Gefahr, in die ſie geraten war, ihre Kniee bebten und ſie ließ ſich halb ohnmächtig auf eine Bank im Hausflur nieder. Vor dem wohlgemeinten Beiſtand der Hauswirtin ſchrak ſie mit einem Laut des

Entſetzens zurück, als könne ſie in jedem alten Weibe nur noch die Verfolgerin ſehen.

„Aber ſo beſinnt Euch doch nur, liebes, liebes Fräulein," rief Meiſter Baltzer beinahe weinend, „die will Euch nichts zuleide thun, es iſt eine ganz verſtändige Frau, und wenn ſie auch in der Küche allerhand Ketzerei treibt, einiges hat ſie doch ſchon von unſereinem angenommen!"

„Nein, ſo ſagt doch nur, was bedeutet dies alles, Baſe Mechthildis?" fragte Junker Lambertus.

„Was das bedeutet?" rief Meiſter Baltzer, deſſen Gefühle jetzt den richtigen Ableiter gefunden hatten, „was das bedeutet, das fragt Ihr noch? Das bedeutet, daß Euer nichtsnutziges Gaſſenvolk ſich mit ſeinem Hexengeſchrei jetzt auch an die eine wagt, die viel zu gut für Eure muffige Stadtluft iſt, und daß Euer Bürgercorps natürlich nicht da iſt, um dem Unfug zu ſteuern, Herr Rottenführer!"

Junker Lambertus klappte ordentlich zuſammen vor dem zornigen Blick des alten Mannes. „Ich — ich wußte wirklich nichts davon," ſtammelte er. „Wirklich, Baſe Mechthildis, ich kam nur rein zufällig dazu, weil wir drüben im ‚Grünen Anker' noch eine Flaſche Malvaſier auswürfeln wollten. Ihr könnt die Herren da fragen, ob es nicht ſo war!" Und da Mechthildis trotz ihrer Schwäche über ſeine Entſchuldigung und ſeine Haltung lächeln mußte, ſo gewann er aus dieſem Lächeln wieder Mut und fuhr mit einer Gebärde zärtlicher Verehrung fort: „Wahrhaftig, Baſe, wenn ich je wüßte, daß Euch eine Gefahr bedroht, ſo ſollte Euch mein Degen nicht fehlen, wenn Ihr mir auch den ſpaniſchen Herrn vorgezogen habt!"

„Was ſchwatzt Ihr denn da nun wieder?“ fuhr Meiſter Baltzer unwirſch heraus. „Könnt Ihr denn nichts anderes vorbringen als Unſinn?“

Das war zu viel für Junker Lambertus, zumal in Gegenwart ſeiner militäriſchen Bekannten. „Ich ermahne Euch, Meiſter Baltzer, ſeht zu Euren Worten!“ ſagte er würdevoll. „Tretet meiner Ehre nicht zu nahe. Ich weiß, was ich ſage, wenn es auch dem edlen Fräulein leider beliebt hat, ihre nächſten Verwandten noch nicht auf eine Verlobung vorzubereiten, die doch die ganze Sippe angeht. — Um Gott, Baſe, was iſt Euch?“ rief er erſchrocken und wollte Mechthildis beiſpringen, die plötzlich aufgefahren war und ihn ängſtlich anſtarrte.

„Nichts, nichts,“ murmelte ſie abwehrend. „Aber woher habt Ihr —“

„Woher ich es weiß?“ fiel der Junker ein. „Ja, 's iſt traurig genug, daß unſereins es erſt auf dem Umwege hören muß. Jobſt Kannemann hat mir's vor drei Tagen geſagt, — natürlich um mich zu ärgern. Und der hatte es von ſeiner Frau, die hat es ihm und den Holländern unter der Hand geſagt.“

Meiſter Baltzer ließ einen langen Pfiff hören. „Sieh ſo!“ ſagte er. „Da habt Ihr Euch aber einmal einen fetten Bären aufbinden laſſen, edler Junker. Nun lauft nur raſch in der Stadt herum und nehmt es überall zurück, wo Ihr es etwa weiter geſteckt habt, ſonſt nimmt Euch womöglich der ſpaniſche Herr vor die Klinge. Sie ſitzt ihm ziemlich loſe.“

Der Junker blickte in wortloſem Staunen abwechſelnd den Meiſter Baltzer und Mechthildis an, die mit einem ganz eigenen, ſeligen Lächeln, die Linke auf den

Arm ihres alten Freundes geſtützt, vor ihm ſtand. „Laßt Euch's nicht zu Herzen gehen, Vetter Lambertus," ſagte ſie und reichte ihm ihre Rechte, „Ihr habt mir einen großen Dienſt gethan. Ich danke Euch — und auch den anderen werten Herren hier," fügte ſie mit einem dankenden Nicken zu den beiden Offizieren hinzu, die ſich in Aeußerungen militäriſcher Galanterie erſchöpften und verſicherten, daß ſie das edle Fräulein durch eine ganze Welt voll Pöbel unverſehrt hindurchführen würden. Der Rotbärtige eilte fort nach dem „Grünen Anker", wie er ſagte, und kam in kurzer Zeit wieder mit einer Sänfte, geleitet von einem ganzen Trupp ſeiner Kameraden. Mechthildis beſtieg die Sänfte, zu beiden Seiten gingen Meiſter Baltzer und Hendricus, und die Kriegsleute marſchierten mit trotzigen Blicken und erklecklichem Säbelgeraſſel hinterher, ohne daß ſie indes Anlaß zum Einſchreiten fanden. Die anſtändigen Bewohner der Straßen, durch die der Zug ging, hielten Thür und Fenſter verſchloſſen, und das Gefolge der tollen Gertrudis hatte ſich nach dem Rathauſe verzogen, um dort ſein Geſchrei anzubringen und weiteren Unfug zu verüben. Junker Lambertus war auf den Zuſpruch des Meiſters Baltzer ebenfalls zum Rathauſe geeilt, um die Behörden, unter gehöriger Hervorhebung ſeines verdienſtvollen Eingreifens, zum Schutze des Fräuleins anzurufen.

Als er dort anlangte, umlagerte der Pöbelhaufen, der inzwiſchen mächtig angewachſen war, ſchon die Freitreppe, während oben auf den Stufen die Wache ſich mit der tollen Gertrudis und den übrigen Wortführerinnen herumzankte und vergebens verſuchte, freie Bahn für die holländiſchen Herren und ihr Ehrengefolge zu ſchaffen.

Der Oberſt Friſo trat eben zur Seite ſeines Vaters aus dem Portal. Verwundert blickte er über das aufgeregte Treiben hin. Nun aber klang aus dem mißtönigen Geſchrei Mechthildis' Namen an ſein Ohr, untermiſcht mit verworrenen, aberwitzigen Anklagen, die ihm das Blut in den Adern zu erſtarren drohten. Ungeſtüm ergriff er Herrn Govaerts Arm, ſie blickten einander in die Geſichter und laſen jeder denſelben Entſchluß in den Zügen des anderen ohne viele Worte. „Zu ihr!" rief der Oberſt, brach Bahn durch das Gewühl der Streitenden und Lärmenden, und ehe die Ratsherren noch zur Erkenntnis gekommen waren, um was es ſich eigentlich handelte, waren die beiden ſchon verſchwunden.

Der Ratsherr Jobſt Kannemann war bei dem Verſuche, den Oberſt Friſo aufzuhalten, auf der glatt gefrorenen Baſalttreppe ausgeglitten und bemühte ſich in ſeiner ſchwerfälligen Amtstracht vergeblich, wieder in die Höhe zu kommen. Eben drängte ſich der Junker Lambertus vorbei. „Aber ſo helf mir doch einer auf!" ſtöhnte Herr Jobſt. — „Helft Euch ſelber auf," rief der Junker erboſt, „was unterſteht Ihr Euch, einem Euren Weiberklatſch aufzubinden? Meine Baſe Mechthildis iſt ja gar nicht mit dem Spanier verſprochen!"

Herr Jobſt hatte ſich unterdes aufgekrabbelt. „Aber mit wem denn?" fragte er verblüfft und ſtarrte auf die Menge. Ueber den Wirrwarr der Streitenden ſcholl das Gekreiſch der tollen Gertrudis: „Sie hat das Zeichen! Sie hat neben dem Satan auf dem Domkloſter geſeſſen! Sie iſt des Teufels Braut!"

„Herr des Himmels," ſagte Jobſt ganz betreten zu einem Kollegen, der ihm den Schnee abklopfte, „verſteht

Ihr das noch? Wir meinten doch, hinter der ganzen Geſchichte ſtäken die Halverens, und nun geht es wider ihre eigene Sippe! Was ſoll man nun eigentlich denken?“

Fünfzehntes Kapitel.

Als Mechthildis vor ihrem Hauſe anlangte, traten ihr ſchon unter dem Portal der Domherr und Cordova in großer Aufregung entgegen. Sie waren beide eben erſt eingetroffen und hatten mit Entſetzen den Bericht der Stiftsdamen über die Flucht der Gertrudis und deren Folgen angehört. Es ſah wüſt aus im Hauſe. Der größte Teil des Geſindes hatte ſich auf und davon gemacht, die übrigen ſtanden müßig von fern und beobachteten die heimkehrende Gebieterin mit ſcheuen Blicken. Inmitten dieſer Verwirrung bewahrte Mechthildis die heiterſte Ruhe. Nachdem ſie ihre militäriſche Ehrenwache verabſchiedet und die Herren begrüßt hatte, erteilte ſie dem Geſinde ihre Befehle wie ſonſt, während Meiſter Baltzer den anderen über den Vorfall vor dem Zeughauſe berichtete. Die Stiftsdamen waren einer Ohnmacht nahe. Cordova erbleichte vor Zorn und ſtieß kaſtilianiſche Verwünſchungen über die ganze Stadt aus. Der Domherr begnügte ſich, traurig und gedankenvoll zu nicken, wie einer, der den Ueberfall des Unheils vorhergeſehen hat und ſchleunigſt alle Reſerven zur Abwehr zuſammenzieht. Mechthildis aber wandte ſich lächelnd zu Cordova: „Ihr müßt übel von der Gaſtfreundſchaft unſeres Hauſes denken,

Excellenz, da es Euch so unfreundlich beim letzten Besuch empfängt! Aber im Saale wird wohl doch Feuer und Licht sein.“ Dabei ergriff sie den Arm Cordovas und ließ sich von ihm die breite Treppe hinauf geleiten, als ginge es zu einem Festmahl. Eine wunderbare, stille Heiterkeit lag über ihrem Wesen; der Domherr blickte auf sie mit ängstlicher Verwunderung, wie man ein Kind betrachtet, das unter Blumen am steilen Abhange eines Stromes spielt. Er empfand es als eine günstige Fügung des Himmels, daß in diesem Augenblicke wenigstens ein kühler Rechner wie er zugegen war, um die Kinderseele noch rechtzeitig über die ganze Gefahr aufzuklären und weiteres Unheil zu verhüten.

„Das ist ein böser Fall, Fräulein Nichte,“ begann er, als sie in dem Saale angelangt waren. „Ich kann es Euch nicht verhehlen, daß Ihr Euch das Unwetter durch Eure unzeitige Freundlichkeit gegen die verdächtigen Leute selber zugezogen habt. Laßt uns sehen, was nun zu thun ist.“ Er griff nach einem auf dem Tisch stehenden Schachspiel. „Seht,“ fuhr er fort, indem er die schwarze Königin bedächtig zur Linken vor sich stellte, „da ist vorab dieses tolle Weibsbild, die Gertrudis. All das andere Getratsch ist durch sie erst angeregt. Wir sehen aber, wie das weiterwächst. Ihr dürft keine Zeit verlieren. Da wäre fürs erste“ — ein weißer Läufer stellte sich zur Rechten der schwarzen Dame gegenüber — „ein Zeugnis vom erzbischöflichen Offizial. Das kann ich Euch noch heut schaffen. Sodann“ — ein weißer Springer gesellte sich zu dem Läufer — „eine schleunige Verwahrung an den Rat. Und dann“ — ein zweiter weißer Springer — „wird es wohl nützlich sein, wenn Ihr sofortiges

Verhör der Gertrudis hier, in Eurer Gegenwart und Eurer Wohnung fordert. Die Kommission wird sie schon klein kriegen. Vielleicht könnte auch eine kräftige Appellation an den Kurerzbischof, als obersten geistlichen Richter —"

„Dann doch lieber an den Papst in Rom, hochwürdiger Herr Oheim," unterbrach ihn Mechthildis lächelnd. „Oder kostet das zu viel?"

Der Domherr sah sie verblüfft an. „Ich verstehe Euch nicht," sagte er. „Ihr nehmt das Ding wahrlich zu leicht, Nichte. Was wollt Ihr denn eigentlich?"

„Was ich will?" rief Mechthildis aufspringend. Ihre Stimme bebte und ihre Augen leuchteten von einem hohen Zorne. „Nichts von alledem will ich, was Ihr da herzählt. Ich danke Euch, Herr Oheim, denn ich kenne Eure Treue und Fürsorge für mich. Aber ist es denn möglich, daß Ihr im Ernste meint, ich werde mich zu einer solchen Posse erniedrigen? Von all dem Kläglichen, das ich in diesen letzten Wochen um mich herum erlebt habe, ist mir nichts so kläglich, so beschämend gewesen, als die blöde Feigheit, mit der sich Hunderte von klugen, hochfahrenden Menschen vor dem Pöbelwahn beugen und ihm alles bessere Gefühl opfern, statt ihn unter schweigender Verachtung zu ersticken. Das, und das allein ist das wahre Verbrechen, und damit soll ich mich beflecken? Wie viele sind denn unter euch, die nicht heimlich wissen, daß der ganze Aberglauben unchristlich, unsinnig, wahnsinnig ist? Und doch fürchtet ihr euch vor dem Geschrei, als ob es eine ernsthafte Sache wäre, und verratet andere, die es verfolgt, nur damit es nicht auch an euch komme. Was ist dagegen das Verbrechen einer Verrückten, die hinter mir herläuft und tolles Zeug schwätzt? oder der armen

Leute, die ſich von ihr anſtecken laſſen und empfangene Wohlthat als Gift ausſpeien? Ihr habt ſie verrückt gemacht, ihr Vornehmen, ihr Regenten im Staate und in der Kirche, und ihr nährt den Wahnſinn, indem ihr euch ſtellt, als ob ihr ihn für heiligen Ernſt nehmt. Und ſolchem Verbrechen ſoll ich meine Ehre preisgeben?“

Der Domherr blinzelte mit einer ſcheuen Verwunderung an der Erzürnten hinauf. „Ihr thut mir unrecht, Nichte,“ ſagte er, „aber es iſt jetzt nicht die Zeit zu disputieren. Wenn Ihr ſo alt wie ich und Domherr wäret, würdet Ihr die Dinge anders anſehen. Aber was hilft es Euch, wie Ihr ſie anſeht? Es handelt ſich hier nicht um Anſichten. Bedenkt, bedenkt doch um Gottes willen, was Euch droht, wenn die Sache zur Unterſuchung kommt und ſich unter ſechs Kommiſſaren vier finden, die ein halbes Dutzend Gründe wider Euch anerkennen!“

Mechthildis ſchauderte und wurde ſehr blaß. „Und wenn es ſo wäre,“ erwiderte ſie, „ſo ſollte mich doch keine Tyrannei zwingen, daß ich das Geſchrei des Wahnſinns mit einem Worte als vernünftige Anklage behandelte! — Aber tröſtet Euch, Herr Oheim. Mögen ſie Gründe finden, ſo viel ſie wollen; mich finden ſie nicht mehr hier. Es gibt gottlob noch Länder, wo der Aberglaube nicht das Recht ſchreibt; und es wird auch noch einen Weg dorthin geben.“

„Und wenn es ihn nicht gäbe,“ fiel Cordova ein, „ſo erlaubt mir zu ſagen, hochwürdigſter Herr, daß es überall noch Kämpfer für die Unſchuld gibt. Ich enthalte mich eines Urteils über die Grundſätze, die das edle Fräulein eben ausgeſprochen; denn ich bin ein treuer Sohn der Kirche und darf mir nicht anmaßen, weiſer zu

ſein als die heilige Inquiſition, die im Punkte der Hexerei nicht ſo frei denkt, wie der unſterbliche Cervantes. Aber das weiß ich, daß die Tugend in Perſon keine Hexerei treiben kann. Dies edle Fräulein hat mir vordem öfters die Ehre erwieſen, zu erlauben, daß ich ihr diene; ich hoffe, daß ſie meine Dienſtwilligkeit auch nicht verſchmähen würde, wenn es gälte, ſie vor ungerechten Richtern zu beſchützen. Und wenn es der Großinquiſitor wäre! Denn in dieſem Falle kann ich keinem Richter mehr gehorchen als meiner Ehre und meinem Gewiſſen."

Die beiden Stiftsdamen blickten mit Thränen der Rührung auf den General, der in allen Punkten ihre eigene Meinung ausgeſprochen und den Streit in ihrer Seele gelöſt hatte. Meiſter Baltzer aber bemerkte, indem er dem Domherrn einige Schachfiguren reichte: „Da habt Ihr einen weißen Turm, Hochwürdigſter, für ſeine Excellenz; und für mich mögt Ihr immerhin dieſen Bauern auf des Fräuleins Seite legen, denn wenn ich auch kein Grande von Kaſtilien bin, totſchlagen laſſe ich mich nötigenfalls immer noch für ſie. Und übrigens hat ſie ganz recht, wie Ihr an mir ſeht; denn ich habe noch keinem verſchwiegen, daß ich die ganze Hexerei für drei Viertel Blödſinn und ein Viertel Schufterei halte, und doch hat mich noch keiner für einen Hexenmacher verſchrieen."

„Ihr braucht mir nicht erſt zu ſagen, daß Ihr ein alter Heide ſeid," brummte der Domherr verdrießlich. „Als ob es ſich überhaupt der Mühe lohnte, Euch um Hexerei zu verfolgen! Hier handelt es ſich um die Herrin dieſes Hauſes, um die Tochter einer von Hernoth, und nicht um den Maler Balthaſar Schnurrſeckel, der nicht einmal Bürger dieſer Stadt iſt. Bedenkt doch nur Euren

Namen, Fräulein Nichte! Das edle Geſchlecht, des letzter Sproß Ihr ſeid!“

„Mein Geſchlecht!“ erwiderte Mechthildis bitter. „Mit all dem, was es mir an Vorteilen und Vorurteilen vermacht hat, bin ich zu Zeiten ärmer geweſen, als ein Bettelkind am Wege. Uebrigens mein' ich, es wäre eine ſchlechte Ehre für den edlen Namen, wenn ſeine letzte Erbin ſich vor dem Pöbel beugte. Und alſo, hochwürdigſter Herr Oheim, — bitte, nichts mehr hiervon! Warten wir ab —“

Sie verſtummte und horchte nach der Thür, hinter der Männerſchritte und laute haſtige Rufe näher klangen. Eine ſelige Ahnung färbte ihre Wangen. Hendricus, der an der Thür draußen Wache ſtand, ſtieß die Flügel weit auf und meldete, wie er es auf dem Kannemannſchen Feſte gelernt: „Die Herren Geſandten der Generalſtaaten!“

„Gottlob, — Ihr ſeid unverſehrt!“ rief der Oberſt Hans Friſo mit einem Blick aufatmender Erlöſung auf Mechthildis. Dann, da er Cordova ſah, fügte er mit gezwungenem Lächeln hinzu: „Wir ſtören. . . . Verzeiht . . . ein falſches Gerücht trieb uns her . . .“

„Jetzt wird's aber zu arg,“ rief der Meiſter Baltzer. „Sehr geſtrenger Herr Oberſt, Eure allerlieblichſte Wirtin hat Euch belogen, und Ihr ſeid ein —“

Aber ehe er ſeine Anſicht zu Ende äußern konnte, ſtand Mechthildis vor Hans. „Das Gerücht war nicht falſch, das Euch hertrieb,“ ſagte ſie. „Denkt Ihr noch an die Taube, die ich damals in thörichtem Spiele in die Welt ſandte, Herr Oberſt? Nun müßt' ich ſie in Wahrheit ausſenden. Wenn ich Euch ſelber ſagte: Ich ſteh' . . . ich ſteh' auf dem heißen Stein, — wollt Ihr —“

„Dein Ritter ſein, Mechthildis!“ rief Hans. Er zog ſie an ſich und küßte ſie auf die reine Stirn. Sie aber bot ihm aufblickend die Lippen und flüſterte in ſeliger Demut: „Ich will's verdienen, Hans!“ Und Herr Govaert Friſo breitete ſegnend ſeine Hände über die beiden.

Die anderen äußerten ihre Empfindungen auf ſehr verſchiedene Art. Der Knabe Hendricus blickte zu dem ſchönen Paare mit Augen auf, aus denen eitel Begeiſterung ſtrahlte. Cordova hatte ſich abgewandt und lehnte die Stirn ans Fenſter, während die beiden Stiftsdamen die unerwartete Gruppe mit einer Rührung anſtarrten, die von Schrecken doch nicht ganz frei war. Meiſter Baltzer wiſchte ſich heftig an den Augen und kramte mit der anderen Hand unter den Schachfiguren herum. Der Domherr aber war vollkommen verblüfft. Die plötzliche Löſung ihres Geſchicks, mit der Mechthildis ſeinen wohlgemeinten Vorſchlägen ein Ende geſetzt, überraſchte ihn nicht bloß, es war auch etwas dabei, was für den Augenblick wenigſtens ſeine geiſtliche Würde vor die Empfindungen des Geſchäftsmannes und väterlichen Freundes treten ließ; und als ihm nun noch Meiſter Baltzer mit einer höflichen Verbeugung das weiße Königspaar auf den Tiſch zu ſeiner Rechten hinſetzte, ſchob er mit einer unwilligen Handbewegung die Figuren zurück und ſagte mit ſcharfer Stimme: „Alſo ſo meint Ihr's, Fräulein Nichte? Nun, da wär' es freilich vergebene Mühe, für Euch ein Zeugnis von Eurem Oberhirten auszuwirken, wenn Ihr um irdiſcher Liebe willen nebſt allem anderen auch Eurem Glauben untreu werden wollt!“

Mechthildis richtete ſich hoch auf, ohne die Hand ihres Verlobten loszulaſſen, und ſah den geiſtlichen Herrn groß

an. „Meinem Glauben?“ ſagte ſie. „Ich denke, Herr Oheim, ſeinem Glauben kann überhaupt keiner untreu werden. Was einer in ſeinem Herzen glaubt, das geht nur Gott und ihn an, und er hat es mit keinem anderen auszumachen. Was aber die Kirche angeht, der ich wie Ihr zugeſchrieben bin, ſo meine ich, daß mein Liebſter nicht danach fragen wird. — Ich habe wirklich noch gar nicht daran gedacht. Aber,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu und deutete auf Herrn Govaert, „hier ſteht ja einer, der wie Ihr Theologe iſt und mit im Rate ſeines Landes ſitzt. Der wird Euch ja Auskunft geben, wie man es dort in ſolchen Dingen halten darf.“

„Die Auskunft hat ein Höherer als wir gegeben, und nicht für ein einzelnes Land, ſondern für die ganze Chriſtenheit,“ ſagte der Domine. „Ihr wißt doch, Herr Domherr, was der Apoſtel Paulus den Korinthern ſagt, im erſten Briefe, ſiebentes Kapitel? ‚So ein Bruder ein heidniſches Weib oder eine Schweſter einen heidniſchen Mann hat, ſo ſollen ſie ſich darum nicht ſcheiden.‘ Nicht wahr? Was zwiſchen Chriſten und Heiden recht iſt, das wird aber wohl gewiß zwiſchen den Zugeſchriebenen der verſchiedenen chriſtlichen Bekenntniſſe billig ſein.“

Der Domherr lächelte gezwungen. „Laſſen wir die theologiſchen Erörterungen,“ ſagte er. „Man kommt doch zu keiner Einigung. Ihr haltet es ſo, anderswo hält man es anders. An das Geſetz Eurer Vaterſtadt habt Ihr wohl auch noch nicht gedacht, Fräulein Nichte? So Ihr einem nichtkatholiſchen Manne folgt, müßt Ihr fünfzehn vom Hundert Eurer geſamten Habe an den Stadtſäckel zahlen, und Grundeigentum dürft Ihr nach Eurer Vermählung überhaupt nicht mehr im Gebiete hieſiger Stadt beſitzen.“

„Das überlaſſe ich Euch, Herr Oheim," ſagte Mechthildis freundlich. „Es thut mir leid, wenn ich Euch betrübt habe, aber ich vertraue, daß Ihr mir darum die Bitte doch nicht abſchlagen werdet, noch einmal für mich die Geſchäfte zu führen, die Ihr als mein Vormund ſo treulich geführt habt, und ſo klug, wie es überhaupt wohl keiner als Ihr kann."

Der Domherr nickte geſchmeichelt und verſöhnt, und die Unmutsfalten auf ſeinem Antlitz löſten ſich in einem friedlichen Lächeln. „Eine ſchlimme Geſchichte bleibt's immer," brummte er, ſchon ganz in die neue Aufgabe vertieft. „Wer in unſerer Stadt hat bei dieſen klemmen Zeiten Luſt zu einem ehrlichen Handel? Sie werden warten, bis Ihr vermählt ſeid und Euer Gut verkaufen müßt, und dann ſteigern ſie es um einen Spottpreis an. Wenn doch unſereinem einmal ein Geſchäft käme, woran man eine Freude hat!"

„Mit Verlaub, hochwürdigſter Herr," verſetzte Meiſter Baltzer, „warum werft Ihr denn nicht lieber Eure Sorgen gleich in einen Topf? Fragt doch das Fräulein, ob ſie Euch nicht Vollmacht geben will, ihren hieſigen Grundbeſitz gegen die geldernſchen Kloſtergüter einzutauſchen? Dann ſeid Ihr Eurer beiden Sorgenkinder ledig."

Der Domherr ſah ihn verklärt an. „Meiſter Baltzer," rief er, „Ihr ſeid ein Heide und ein Spottvogel dazu, aber zuweilen ſchenken Euch die Heiligen in ihrer Langmut doch merkwürdig gute Einfälle! — Ja," fuhr er fort, indem er aufſtand und mit aufgeregten Blicken die Anſicht des Oberſten und Herrn Govaerts zu erſpähen ſuchte, „das wäre freilich ein goldner Ausweg! Aber . . . ich

weiß nicht, was die Herren dazu denken. . . . Jedenfalls müßtet Ihr dann schon, hochverehrteſter Herr Staatsrat, die Intereſſen des Fräuleins vertreten —"

„Ich denke, das iſt nicht nötig," erwiderte Herr Govaert lächelnd. „Meine liebe Tochter — wenn ſie mir jetzt ſchon dieſen Namen erlaubt — weiß am beſten, daß Ihr beider Parteien Intereſſen wie kein anderer zu ſchätzen und unparteiiſch abzuwägen wißt."

„Zu ſchätzen weiß ich ſie ſchon bis auf den Stüber," erklärte der beglückte Geſchäftsmann, „die Vollmacht vom Stift habe ich, und für dieſe Partei wäre es ja ein wahrer Segen, denn wer weiß, wie lange es die Stiftsdamen bei währender Kriegszeit trotz aller salva guarda noch auf ihrem ländlichen Stammſitz in Marienforſt aushalten werden? Da wäre ſo ein Erſatz wie dies Haus und der Mechterhof eine Gnade Gottes, — nicht wahr?" wandte er ſich an die beiden alten Fräulein.

„Himmliſch wäre es!" flüſterten ſie zugleich. Sie führten voll Rührung ihre Tüchlein an die Augen und trippelten zu Mechthildis, um ihr mit Inbrunſt zu einer Verbindung Glück zu wünſchen, deren Romantik ihnen ſchon von vornherein zugeſagt hatte und in der ſie jetzt ganz unbedenklich den Finger Gottes erkannten.

„Aber —" begann der Domherr und ſah Hans ungewiß an.

„Was denn noch, hochwürdigſter Herr?" fragte Hans fröhlich. „Macht die Sache nur ſchnell ab, denn Ihr glaubt nicht, wie es mich verlangt, meine Liebſte als geldernſche Gutsfrau zu wiſſen!"

„O, wenn Ihr auch ſo ſprecht," meinte der Domherr mit einem Seufzer der Erleichterung, „dann iſt ja

alles klar. Gleich heute abend werde ich einen Hauptvertrag aufsetzen, bis morgen kann alles zur Unterschrift bereit sein, Eure Vollmacht könnt Ihr mir gleich ausstellen, Fräulein Nichte, — auch für das übrige."

„Na, Gott sei Dank, daß wir so weit sind," sagte der Meister Baltzer. Er faßte Mechthildis und Hans bei der Hand und wollte wohl etwas sagen, aber er kam nicht dazu vor Rührung. Aergerlich wandte er sich ab und schluchzte: „Herrschaften, ich habe Hunger. . . . Laßt uns die beiden allein lassen, sie wollen doch in Ruhe Abschied nehmen. Bedenkt doch, daß der Herr Bräutigam heute noch abreisen muß."

„Nimm mich mit," bat Mechthildis und schlang ihre Arme um den Nacken des Geliebten. „Was soll ich hier noch? Wo du bist, will ich auch sein."

„Es geht nicht, Tochter," sagte Herr Govaert. „Wir haben eine rasche und böse Reise zu Roß; nur für uns gilt der Freipaß jenseits des Rheins und das Geleit der bergischen Reiter."

„Aber, wie kann ich sie hier jetzt allein lassen, Vater!" rief Hans.

Cordova wandte sich um und trat näher. „Erlaubt mir, Herr Oberst," sagte er. „Wollt Ihr mir Eure Verlobte und will das Fräulein sich mir anvertrauen, so gelobe ich, sie bequem und sicher durch meine Truppen hindurch diesseits des Rheins bis zu Euren Vorposten zu geleiten, wo Ihr sie erwarten mögt."

„Ich danke Euch," sagte Mechthildis und ergriff seine Hand. „Das nehme ich gern an."

„Auch ich," fügte Hans hinzu. „Möcht' ich's Euch danken können, Excellenz!"

„Auf dem Schlachtfeld, wenn's beliebt," erwiderte Cordova mit einer höflichen Verbeugung.

Indes hörte man draußen auf der Straße Lärm von Wagen und Pferden, dazwiſchen mißtöniges Schreien und Pfeifen.

„O Himmel!" rief der Domherr aus dem Fenſter ſpähend, „und das hatten wir ganz vergeſſen! Da iſt ſchon eine Abordnung vom Rat, zur Hausſuchung womöglich, und der Pöbel hinterdrein. Was nun?"

„Das iſt doch ſehr einfach," verſetzte Meiſter Baltzer. „Empfangt Ihr ſie und fragt, was ſie hier auf dem Beſitztum des frommen Stiftes Marienforſt zu ſuchen haben. Das dürft Ihr Euch wohl ſchon jetzt erlauben. Vielleicht iſt auch der Herr Staatsrat ſo gütig und läßt ein Wörtchen mit einfließen, falls ſie die Verlobte eines niederländiſchen Geſandten behelligen wollen."

„So geſtattet, Herr Staatsrat, daß ich mich anſchließe," bemerkte Cordova mit einem ſchwachen Lächeln. „Es könnte nützlich ſein, wenn ich die Herren erinnere, daß es mir nicht einerlei iſt, wenn man in meinem Ehrenquartier nach Hexereien ſpürt."

„Herrlich!" brummte Meiſter Baltzer. „Ich bin wirklich ſehr hungrig, aber das muß ich ſehen, wie dieſes Bündnis auf unſere neutralen Ratsgeſichter wirkt." Auch die Stiftsdamen trippelten neugierig und verſchämt mit. An der Thür machte Meiſter Baltzer Halt und ließ die Damen mit einer tiefen Verbeugung vorauf. „Daß ich's nicht vergeſſe, Fräulein," rief er nach Mechthildis zurück, „Ihr müßt Euch Geſellſchaft auf der Reiſe gefallen laſſen. Wenn Seine Excellenz mich nicht abweiſt, reiſen wir mit, der Knabe Hendricus und ich. Ich glaube wirklich, es

kann noch ein Maler aus ihm werden. Da muß ich ihn aber schon bei den Meistern in Eurem neuen Vaterlande unterbringen, wo sie jetzt wieder einmal die ganze Malerei auf den Kopf stellen. Mit dem Meister Baltzer ist es nichts mehr. Der läßt das Arbeiten jetzt bleiben, der freut sich nur noch!“ —

Sechzehntes Kapitel.

Der Schneefall hatte aufgehört. Es war ein kalter, windiger Abend. Die Wachposten vor dem Rathaus zogen ihre Mäntel fester und blickten ungeduldig nach den hellerleuchteten gotischen Bogenfenstern hinauf. . . . Der Rat tagte noch immer.

Herr Sebaldus von Halveren saß in seinem Zimmer, allein, vor seinem Tisch. Er hatte sich starkes Getränk bringen lassen und den Diener bedeutet, daß er für niemand mehr zu sprechen sei. Auch für ihn war es ein aufregungsreicher Tag gewesen. Aber ein Siegestag. „Sankt Thomas hält Wort,“ murmelte Herr Sebaldus mit einem seltsamen Lächeln. Durch seine Zuträger unter den Ratsbedienten und Schreibern wußte er ja, was die Kommission vorschlug, ehe es die Ratsherren wußten. Keinem von den Verdächtigen ging es an den Kragen; aber auch keiner erschien offenkundig unschuldig. Ihre Ratswürde sollten sie niederlegen und versprechen, sich nicht wieder zur Wahl zu stellen. Es war ja auch sicher, daß bei der Wahl nur die Freunde des Herrn von Halveren durchkamen.

Der Rat konnte nicht anders als im Sinne des Kommiſſionsvorſchlags beſchließen. Jetzt am wenigſten, nachdem der Hexenruf gegen die Anverwandte des Hauſes Halveren den Verdacht von Herrn Sebaldus abgelenkt hatte.

Inſoweit war der Angriff der tollen Gertrudis auf ihre Herrin ein Glücksfall für ihn geweſen. Mechthildis war ja gerettet. Herr Sebaldus brauchte ſich nicht einmal für ſie zu verwenden, nachdem der Rat auf den gemeinſamen Proteſt des Domherrn, des Staatsrats Friſo und Cordovas eilends beſchloſſen hatte, die tolle Gertrudis abzuweiſen und als eine Beſeſſene ins Kloſter zu ſtecken. Und wenn ſie doch einmal für ſeinen Sohn verloren war — was lag daran, ob ſie der Spanier oder der Holländer heimführte? Für den einzigen Sohn des allmächtigen Bürgermeiſters gab es bald noch andere glänzende Partien.

Und doch wurde er ein fröſtelndes Unbehagen nicht los. Er hatte den Sieg in der Hand. Aber auch Mechthildis hatte heute ihren großen Tag gehabt. Und indem er das Glück ſeiner Nichte mit dem, welches ihm winkte, — indem er verglich, auf welchen Wegen und mit weſſen Beiſtand ſie es erreicht, überkam ihn ein ſeltſam peinliches Gefühl. Faſt etwas wie Scham.

Gegen die kleinen, bleigefaßten Rundſcheiben der Fenſter drängte ſich die Finſternis des Winterabends, hier zwiſchen den hohen Häuſern der engen Gaſſe von keinem Widerſchein der Schneedecke gemäßigt; es ſah aus wie unzählige ſchwarze, fragende Augen. Selten klang, durch den Schnee gedämpft, der Schritt eines Vorübereilenden herauf. Die Leute hüteten ihre Häuſer — es war ein Gerücht in der Stadt: der Teufel gehe wieder des Nachts leibhaft durch

die Gassen. ... Nun hatten auch die Geschäftsdiener drunten mit weithin tönendem Gerassel die Fensterläden und Thüren ihrer Arbeitsräume verriegelt und sich zum Abendimbiß in ihren Saal, im anderen Flügel des Hauses, verzogen. Wieder war ein Tag vorüber im Hause Halveren.

Ungefähr eine halbe Stunde darauf ließ sich auf dem Gange hinter der Wandthür ein leiser, schlurfender Schritt vernehmen. Herr Sebaldus stand auf und öffnete die Thür. Der lahme Hieronymus trat ein, in einen unförmlichen Mantel vermummt, in der Hand eine Laterne.

„So, da wären wir," sagte er und nahm ohne Umstände in dem Sessel des Ratsherrn Platz. „Lecker warm habt Ihr es hier. Nun, ist mein Geld bereit? Lang kann ich nicht warten. Um die zehnte Stunde muß ich mit einer Strickleiter hinten im Garten des Sankt-Clarenklosters sein, um meiner Eheliebsten und etlichen guten Sachen aus der Frau Priorin Schmuckkästchen zur Freiheit zu verhelfen, derweil die Nönnchen in der Kapelle beten und singen, daß sie der Teufel verschone. Mein Schatz hat ihnen ja gesagt, daß der Herr Doktor Sanatius, oder wie heißt er? heute nacht wieder umgehen werde. Für eine Verkleidung habe ich schon gesorgt, die Leute werden sich wundern, was für ein nettes Harfenmädchen ich alter Sünder morgen aus meinem Quartier vor die Stadt spazieren führe. Draußen wird uns der lange Pilger in seiner neuen Tracht als Fuhrmann schon mit dem Karren erwarten, und dann geht es heidi in die Welt hinaus, derweil die Nönnchen und die Herren Ratskommissare und Patres im Sankt-Clarenkloster den Schwefelgestank und die toten Mäuse anstaunen, die der

Teufel ihnen ſtatt der Feuerwächterin dagelaſſen hat. Es iſt alles in Ordnung, geſtrenger Herr. Na, und Ihr könnt auch mit dem Geſchäft zufrieden ſein. Sankt Thomas iſt brav geweſen. Alſo her mit dem Geld, wenn's beliebt!"

„Halt!" ſagte Herr Sebaldus und deckte ſeine Hand über den Geldbeutel, nach dem der andere ſchon die ſchmutzigen Finger ausreckte. „Alſo das Gerede von dem Teufel, der heute nacht umgehe, habt Ihr ausgeſtreut. Ich dachte, die tolle Gertrudis hätte es gethan. Seid Ihr und Euer Weib etwa auch ſchuld an dem Geſchrei wider meine Nichte, das Fräulein von Mechter?"

Hieronymus ſtarrte ihn verwundert an. „Mit keinem Wort, geſtrenger Herr," verſicherte er. „Wir haben uns ſtreng an Eure Liſte gehalten, — ich habe ſie ja noch hier bei mir! — Wie es ſich eben zwiſchen ehrlichen Leuten ſchickt. Den Spaß mit der vermummten Hexenkönigin hattet Ihr ja ſelber vorgeſchrieben, damit ſich keines von Euren Ratsweibern ſicher fühle. Es iſt wahrhaftig nicht unſere Schuld, daß das verrückte Weibsbild, die Gertrudis, es juſt auf Eure Nichte deutete. Aber das ſag' ich Euch, geſtrenger Herr," fuhr er fort, während ein wilder Haß ſeine Züge verzerrte, „wenn ich gewußt hätte, daß ſie es mit dieſem Laffen, dem Hans Maybrunner oder wie er heißen mag, und dem alten Pfaffen, ſeinem Vater, hielt — dann hätte ich ſie auf die Liſte geſetzt, ohne Euch zu fragen, nur um den beiden einen Tort anzuthun! — Im übrigen, geſtrenger Herr, was macht es Euch?! Es heißt ja wohl, Euer Herr Sohn hätte ſie gern gehabt; aber wenn ſie nun mal einen anderen lieber wollte, kann es Euch doch gleich ſein, ob

ſie ins Hexengeſchrei kommt! Gebt mir mein Geld, ich habe Eile!“

Herr Sebaldus ſchob ihm den Beutel hin. „Ein ſchönes Gewicht!“ ſchmunzelte der Strolch und ſtieß den Beutel etlichemal mit dem Boden auf den Tiſch, daß die Goldmünzen klirrend aneinander klangen. „Nachzuzählen brauch' ich nicht. Ich weiß, daß Ihr ehrlich zahlt.“

„Sagt mir doch nur das eine,“ fragte Herr Sebaldus, „woher kommt Euereinem das Zutrauen? Wenn das Geld nun falſch wäre? Wenn ich ſelber mit Euch falſch ſpielte und draußen ein paar handfeſte Kerle bereit hielte, um Euch abzufaſſen?“

Der lahme Hieronymus, der ſchon an der Wandthür ſtand, blickte den Frager überlegen an. „Das iſt eine wunderliche Frage von einem ſo hochgelehrten Herrn!“ meinte er. „Als ob Ihr nicht zehnmal mehr dabei zu verlieren hättet als ich! Es wäre ja der dümmſte Streich von Euch, wenn Ihr merken ließet, wie weit Ihr mit unſereinem ſeid. Ich will gar nichts davon ſagen, daß unſereins auch ſein Meſſer im Hoſenſack hat und es zu gebrauchen weiß. Ihr wäret ja auch ohnedies geliefert, wenn Ihr mir etwas anthun wolltet. Das iſt das ſicherſte Geſchäft für einen armen Kerl, wenn ſich ſo ein vornehmer Herr mit ihm zu einer Schurkerei zuſammen thut; denn dabei hat doch der vornehme Herr am meiſten zu verlieren. Ihr ſeid ganz in unſerer Hand! Geht, Herr, legt Euch ſchlafen und dankt Eurem Heiligen, daß unſereins noch ehrlich bleibt und reinen Mund hält!“

Herr Sebaldus winkte ſchweigend mit der Hand und drückte auf die Klinke. Als die Tapetenthür ſich hinter ſeinem unheimlichen Gaſt geſchloſſen hatte, blieb er eine

Weile in ſtummen Gedanken ſtehen, dann wankte er zu dem Betpult, das in einer Ecke des Zimmers ſtand. Es war ſeit vielen Jahren das erſte Mal, daß er ohne Zeugen zum Beten niederkniete; aber er fand kein Gebet. —

Junker Lambertus hatte den Abend geſelliger verbracht als ſein Vater. Er ſaß mit einigen anderen vom Bürgerwachcorps in einer Kneipe unfern ſeinem väterlichen Hauſe, welche dieſe tapfere Miliz zum Standquartier erwählt hatte, und ließ weidlich auffahren, zu Ehren ſeines heutigen Abenteuers, bei dem er ſich hier ungeſtraft die Rolle des Haupthelden zuſchreiben durfte; denn von den anderen Zeugen war keiner zugegen, Meiſter Baltzer und Hendricus hielten im Mechterhauſe Wacht, um den Schlaf Mechthildis' zu behüten, und die Offiziere, die Junker Lambertus bei der Errettung ſeiner Baſe zuvorgekommen waren, machten in dieſer Zeit irgendwo draußen auf den Wällen die Runde. „Stoßt an, ihr Herren," rief er weinſelig und ruhmestrunken, „trinkt auf das Wohl meiner ſchönen Baſe, wenn ſie uns auch den Holländer vorgezogen hat! Mich reut's doch nicht, daß ich ſie dem Pöbel aus den Klauen geriſſen habe. Alles für die Damen, wißt ihr! und wenn es gilt, ſcheut ſich unſer Bürgercorps vor keinem Hexen- und Teufelsſpuk!"

„Da ſagt Ihr etwas, Junker," bemerkte einer ſeiner Traktiergäſte, ein mächtiger ſechs Fuß langer Kerl von entſprechendem Umfang. Es war derſelbe Brauer, der vor ſiebthalb Jahren bei jenem unterbrochenen Maifeſt vor dem Brautlaufhauſe den Junker ſo gründlich mit Bier getauft hatte; aber ſie waren beide nicht nachhaltig und hatten den Vorfall längſt vergeſſen. „Sechs Zoll Wein im Magen und zwei Fuß blankes Eiſen in der Fauſt, ſo

kriegen wir ſelbſt den Teufel unter, der heut nacht in der Stadt umgehen ſoll!“

„Prahlt ſacht, ihr Herren,“ mahnte die Wirtin bedenklich. „Der Teufel iſt klüger, als ihr denkt.“

„Dumm iſt er, erzdumm!“ rief der tapfere Brauer und hob den Krug; aber er ließ ihn ſinken, als in demſelben Augenblick ein jugendlicher Rekrut von ſeinem Corps leichenblaß hereinſtürzte mit dem Ruf: „Der Teufel! der Teufel! Er geht um, wir haben ſeine Spur im Schnee geſehn!“

Und die Thatſache war unleugbar. Als die Herren, mit einer mehr als militäriſchen Vorſicht, dem zitternden Poſten bis an die nächſte Ecke gefolgt waren, erkannten ſie beim Scheine der mitgenommenen Fackel deutlich die diaboliſche Spur: die eine Sohle ganz menſchlich ausgeprägt, ſtatt der anderen eine unregelmäßige, langgezogene Vertiefung. „Das iſt von der Eſelsklaue!“ murmelte einer entſetzt. „Herrſchaften, wenn wir einen Pater riefen?“

Aber bei den anderen ſiegten die Geiſter des Weines und des Jugendmutes.

„Immer drauf zu!“ rief der tapfere Brauer, „wir wollen doch ſehen, wo er uns hinführt!“ Und der Junker Lambertus folgte ſeinem Beiſpiel: „Drauf zu!“ rief er, den Degen ziehend, „vergeßt nicht, daß ich euer Führer bin, und zeigt euch eurer Stadt würdig!“

Mit dieſen Worten ſchritt er, die Fackel in der Linken, in der Rechten den Degen, den anderen vorauf, der Spur nach.

Es war nicht ſchwer, ihr zu folgen. Kein anderer Wanderer ſchien nach dem Unheimlichen dieſe ſtille, ab-

gelegene Seitengaſſe gegangen zu ſein. Deutlich und unverwiſcht zeichneten ſich die Spuren in dem friſchen Schnee ab. An der nächſten Ecke bogen ſie wieder ab in jenes Gäßchen, das zwiſchen dem Hauſe Halveren und dem Spitalgarten herführte. Und auf einmal hörten ſie auf — vor dem kleinen, ſeit Menſchengedenken nicht mehr benutzten Nebenpförtchen des alten Patrizierhauſes.

Die Verfolger wichen zurück und ſahen ſich betreten an. Junker Lambertus ließ die Fackel fallen, daß ſie kniſternd im Schnee erloſch.

„Was iſt das?“ ſtammelte er.

„Ja, da hilft nun nichts,“ meinte der Brauer mit gedämpfter Stimme, „hier hört's auf, und in Eurem Hauſe geht's weiter.“

„Was wollt Ihr damit ſagen,“ rief der Junker aufbrauſend, „meint Ihr, die Herren von Halveren hätten Verkehr mit —“

„St!“ machte der Brauer und zog ihn am Arme gegen die Wand. An dem Pförtchen raſchelte etwas von innen, es öffnete ſich, der Schein einer kleinen Laterne ſchimmerte im Schnee wieder und eine dunkle Geſtalt tappte vorſichtig, mit hinkendem Schritt auf die Gaſſe, das Pförtchen hinter ſich zuziehend.

Nun aber, angeſichts des Unheimlichen, kam es über den Junker mit wilder Wut. „Im Namen aller Heiligen, ſteh, Lucifer!“ rief er und ſprang mit gezücktem Degen wider den Unhold.

„Verdammt!“ rief der Vermummte, von der Spitze des Degens am Arm geſtreift, und ließ die Laterne fallen; mit ihr fiel ein dunkler Gegenſtand klingelnd zu Boden, wie von verſtreuten Goldſtücken blinkte es im Schnee.

Zugleich aber blitzte ein breites Meſſer in der Hand des Ertappten auf, und mit einem dumpfen Stöhnen brach der Junker zuſammen, während ſeine Begleiter, zu ſpät, ihn zu retten, auf den vermeintlichen Teufel eindrangen.

Mit zwei Griffen hatte der ſtarke Brauer ihm das blutige Meſſer entwunden und ihn niedergeworfen. „Das ſoll der Teufel ſein?“ rief er. „Der lahme Hieronymus iſt's, der Gauner vom Martinsturm. Seht nach dem Junker, Herrſchaften, mit dem Mordkerl hier werd' ich ſchon allein fertig.“

„Da iſt nichts mehr zu machen,“ ſagte der Rekrut, der die Laterne aufgehoben, und deutete auf die furchtbare Wunde auf der Bruſt des Regungsloſen, aus der das Blut in breitem, dampfendem Gerieſel auf den Schnee, zwiſchen den Goldſtücken hin rann. „Ruft ſeinen Vater!“ Und indem er mit der Pike gegen das Pförtchen trommelte, begann er ſelber zu ſchreien: „Auf, auf, Herr von Halveren! Euer Sohn liegt hier — —“

Ein greulicher, halberſtickter Jubelruf des Mörders unterbrach ihn. „Sein Sohn?“ keuchte Hieronymus. „So iſt's recht! Nun ſoll er auch ſein Teil haben. Laßt mich auf die Beine, ihr Dickköpfe! Schleppt mich vor die Schöffen, aufs Rathaus! Ich will mein Zeugnis ablegen, ihr ſollt wiſſen, wer euch verhext hat!“ Mit einem wütenden Ruck riß er ſich aus den Fäuſten der Verblüfften los und ſtreckte, im Schnee kauernd, die freigewordene Hand wider den Mann aus, der jetzt in der Oeffnung des Pförtchens erſchien und ihn angſtvoll anſtarrte: „Hört es, ihr Leute! Ich und mein Weib, wir haben den ganzen Hexenlärm gemacht, aber der da hat uns dazu gedungen!“

Herr Sebaldus von Halveren hörte die Anklage, in

hilfloſer Verzweiflung ſtarrte er dem Ankläger in das wutverzerrte Geſicht. Da hob der Rekrut die Laterne und deutete ſchweigend zur Seite auf den Toten. Herr Sebaldus wandte den Blick dorthin, im Lichtſchimmer ſah er den roten Blutſtrom, er erkannte das Geſicht des Erſchlagenen, und mit einem jähen Aufſchrei ſank er neben der Leiche ſeines Sohnes in die Kniee.

Siebzehntes Kapitel.

Im Glanze des klarſten, ſchönſten Wintermorgens war Mechthildis erwacht. Das reine Mattblau des entwölkten Himmels leuchtete durch die Scheiben, die alten Bäume im Garten vor ihrem Schlafzimmer ſchimmerten wie Silber und Diamanten im glitzernden Froſtkleide, als wollten ſie der letzten Tochter des Geſchlechtes, das ſie gepflanzt und gehütet, den freundlichſten Abſchiedsgruß bieten. Das weiße, fleckenloſe Gewand, das nun alle Spuren der Stürme und trüben Tage da draußen verdeckte, ward ihr zum Sinnbild des eigenen Glückes. Ihre ganze ſchöne Seele löſte ſich in einem ſeligen, wortloſen Beten, im Danke für das neue Leben, das ihr ſeine kryſtallenen Pforten öffnete, und in Segenswünſchen für den Geliebten, mit dem — für den ſie es leben ſollte.

Als ſie — zum letztenmal — das traute Arbeitsgemach ihrer Mädchenzeit betrat, fiel ihr Blick auf den Thomas a Kempis. Lächelnd gedachte ſie der Zeit, wo ſie in den trübſeligen, herben und weltſcheuen Betrach-

tungen des Asketen ihre Anregung, ja nach frommer Klosterſitte ihre tägliche Loſung geſucht hatte. Unwillkürlich übte ſie den langverſäumten Brauch noch einmal. Mit einer Nadel ſtach ſie zwiſchen die Blätter und ſchlug den vom Schickſal auf dieſe Weiſe erbetenen Vers auf — um ſogleich das Buch wieder kopfſchüttelnd zu ſchließen.

Es klopfte, und Meiſter Baltzer trat ein. Er ſah wunderlich ernſt aus. Als er das Buch in Mechthildis' Hand erkannte, ſtutzte er: „Habt Ihr Euch doch wieder an den alten Selbſtquäler gewandt?“

„Er will nichts mehr von mir wiſſen,“ erwiderte Mechthildis. „Da hört ſelbſt, was er ſagt: ‚Quis memorabitur Tui post mortem? Et quis orabit pro Te?‘ Das heißt zu deutſch: ‚Wer wird deiner gedenken, wenn du tot biſt? Und wer wird beten für dich?‘ Ich hoffe zu Gott, daß das auf mich nicht mehr paßt.“

Meiſter Baltzer blickte ihr liebevoll in das ſchöne Antlitz und ſchüttelte den Kopf. „Es hat nie auf Euch gepaßt,“ ſagte er. „Aber um ſo mehr habt Ihr und alle, die glücklich ſind, derer zu gedenken, auf die es paßt. Und ſo iſt es doch wohl ein gutes, nachdenkliches Wort und paßt zu dem, was ich Euch zu melden habe. Faßt Euch und laßt mich keine weiteren Umwege machen, ich kenne Euer tapferes Herz: Euer Vetter, der Junker Lambertus von Halveren, iſt heute nacht vor der Schwelle ſeines Hauſes erſchlagen worden.“

Mechthildis ließ das Buch fallen, ſie erfaßte zitternd den Arm ihres alten Freundes und ſtarrte ihm angſtvoll ins Geſicht. „Beſinnt Euch, Meiſter Baltzer!“ rief ſie. „Es iſt ſchrecklich, was Ihr da ſprecht.“

„Es wird noch ſchrecklicher dadurch, wie es geſchah,“

verſetzte Meiſter Baltzer. „Er iſt ehrenvoll gefallen, im Kampfe mit einem Böſewicht, den er ſeiner Pflicht getreu verhaften wollte, und ſein Tod war rühmlicher als ſein armſeliges Leben. Aber der, den er verhaftet, war der Spießgeſelle ſeines eigenen Vaters, Eures Oheims Sebaldus von Halveren; und durch das Geſtändnis dieſes Kerls iſt es nun klar und erwieſen, daß Herr Sebaldus von Halveren das ganze Hexengeſchrei angeſtiftet hatte, um den alten Rat zu ſprengen und ſich die Herrſchaft in der Stadt zu verſchaffen. Ich vermute, er hat ſolch grauſes Verbrechen nur gewagt, um ſeinen Sohn obenauf zu bringen; denn er ſelber war allezeit ein unluſtiger und weltſcheuer Herr, was hätte er für ſich von aller Herrſchaft dieſer Welt gebrauchen können? Nun iſt durch die unwiſſende Pflichttreue dieſes ſelben Sohnes das ganze dunkle Werk vernichtet, Herr Sebaldus, wenn er noch lebt, iſt ein verlorener und verfemter Mann, und ſein Sohn liegt auf der Totenbahre. Wer wird ſeiner noch gedenken, und wer wird beten für ihn?!“

Mechthildis hatte in angſtvoller Spannung zugehört, nun ſank ſie in einen Seſſel und verhüllte mit ihrem Tuche die weinenden Augen. „Kommt!“ ſagte ſie nach einer Weile aufſtehend.

„Wohin?“ fragte Meiſter Baltzer.

„Wohin?“ wiederholte ſie erſtaunt. „Habt Ihr mir doch eben ſelber mit Eurem Bericht den Weg gewieſen!“

„Habt Ihr denn vergeſſen, was Euch Euer Oheim angethan hat?“ fragte der alte Maler. „Zwar daß er auch die Gertrudis wider Euch ſelber aufgehetzt hat, das glaub' ich nicht. Wozu hätte es ihm nützen können? Er wollte ſein Leben lang nichts, als was ihm meßbaren

Nutzen verſprach, und das war ja wohl ſein Verhängnis. Aber mittelbar war er doch auch an Eurer Bedrängnis ſchuld, und ich meine —"

„Liebſter Meiſter," unterbrach ihn Mechthildis freundlich, „macht Euch doch nicht wieder einmal ſchlechter, als Ihr ſeid!"

Er blickte gerührt in die Augen, die ihm unter Thränen zulächelten. „Mein Gott, ja," erwiderte er etwas ſtockend, „was iſt an mir viel ſchlecht zu machen? Das Beſte, was ich von mir zu rühmen weiß, iſt, daß ich Euer Herz kenne, und drum ſag' ich nichts weiter, denn Euer Herz hat wieder mal recht. Aber wartet noch ein wenig. Mich dünkt, ich höre drunten Beſuch, der Euch Wichtiges bringt. Richtig! das iſt die Stimme des Domherrn, und dazwiſchen die ſpaniſche Excellenz. Nun, wahrhaftig, das iſt ein Kavalier! Ich weiß keinen beſſeren in der Welt, unbeſchadet natürlich des Vorrangs, den Ihr in Eurem Herzen ein für allemal einem anderen gegeben habt!"

„Wozu der Vorbehalt?" verſetzte Mechthildis, während ſie ſich anſchickte, den Gäſten entgegenzugehen. „Ich weiß mich mit meinem Herrn und Liebſten auch in der Verehrung für Don Gonſalvo einig. Wollte Gott, es wären viele von den Großen ſo!"

Cordova war am Abend vorher nach dem Mechterhofe zurückgeritten. Nun kam er, um Mechthildis zu melden, daß alles zur Abreiſe am Mittag bereit ſei. Unterwegs war er auf die Sänfte des Domhern geſtoßen, der in Begleitung eines kaiſerlichen Notarius erſchien, um den Kaufakt unterzeichnen zu laſſen, an dem er die halbe Nacht durch gearbeitet hatte. Ueber die Ereigniſſe im Hauſe Halveren wußte er wenig Neues. Dies Wenige

erzählte er, während er ſich mit einer gewiſſen Wehmut zum letztenmal von ſeiner ſchönen Nichte den Frühtrunk im Hauſe ihrer Ahnen kredenzen ließ. „Herr Sebaldus hat, wie es ſcheint, den Verſtand verloren, den er ſo zum Verderben ſeiner Standesgenoſſen und Angeſippten mißbrauchen wollte. Als ſie zu ihm kamen, um ihn zu verhaften, hat er unten im Saale geſtanden, immerfort Anordnungen zur Aufbahrung ſeines Sohnes gebend, und geſagt: ſie ſollten ihn in Ruhe laſſen, ſie ſähen doch, daß der Junker zum heiligen Apoſtel Thomas reiſen wolle, er habe keine Zeit zur Politik. Der Rat hat einſtweilen beſchloſſen, ihn im Hauſe bewachen zu laſſen. Vor und in dem Hauſe iſt ein ganzes Fähnlein Soldaten mit Piken und brennenden Lunten an der Muskete, um einen Angriff des Volkes abzuwehren. Im großen Saale haben ſie den armen Junker Lambertus aufgebahrt, und es iſt, als ob er noch in ſeinem Tode das Haus vor dem Verbrechen und deſſen Folgen wahre. Denn das muß man unſeren Bürgern laſſen, vor allem, was tot iſt, haben ſie Ehrfurcht, und ich glaube, ſolange die Bahre im Hauſe ſteht, braucht es das Fähnlein Soldaten gar nicht.“

Der Notar nickte beſtätigend. „Es iſt ordentlich rührend,“ ſagte er. „Die Führer vom Bürgerwachcorps ſind ja gleich heute früh zuſammengetreten und haben ſich verabredet, die Ehrenwache an der Bahre zu ſtellen. Mein Schreiber, der nach der Frühmeſſe dort war, hat geſehen, wie ſie antraten, ganz feierlich, mit der rotweißen Stadtſchärpe um den Leib, Schärpen und Degenkorb ſchwarz umflort. Wenn man nur auch etwas Näheres über die Schuld des Alten zu hören bekäme! Aber da weiß keiner etwas mehr, als der Schuft, der Feuerwächter, auf dem

Wege zum Rathaus seinen Wächtern vorgeprahlt hat. Denn der regierende Herr Bürgermeister hat den Kerl ja ganz unter vier Augen vernommen, und dann hat er ihn vier Bürgern zur Bewachung gegeben, die vorher schwören mußten, daß sie reinen Mund halten wollen. Mit dem Frauenzimmer, des Hieronymus Eheweib, haben sie's ebenso gemacht, und nun sitzt der Rat schon wieder seit zwei Stunden zu Verhör und Beratung im geheimen Audienzsaale, die Thüren sind alle doppelt verschlossen und besetzt, und es scheint wirklich, als ob diesmal nichts von dem, was sie beraten, herauskommen wird, wenn sie's nicht selber von Amts wegen bekannt machen."

„Das wäre denn unter all den Wundern dieser letzten Wochen wohl das allergrößte," bemerkte Meister Baltzer.

Der Notar lächelte vorsichtig und vertiefte sich in seine Akten.

Unterdes hatte sich Mechthildis mit den Stiftsdamen in ihren kleinen Wintergarten zurückgezogen. Dort wanden sie einen Kranz aus dunklen Cypressenzweigen, durchflochten mit Oleander und Sternblumen. Die beiden alten Damen erinnerten sich, wie sie vordem Mechthildis und ihre Gespielinnen unter den Buchenwipfeln von Marienforst diese Kunst gelehrt, sie verglichen jene schöne friedliche Zeit mit der Trauer und Aufregung der Gegenwart, und ihre Thränen flossen reichlich.

Nachdem sie zu den Herren zurückgekehrt, mußte Mechthildis eine gute Stunde lang Verlesung und Erläuterung der Kaufakten und Vollmachten über sich ergehen lassen. Endlich kam es zur Unterzeichnung. Der Notar bestand darauf, daß auch die Stiftsdamen unter-

ſchrieben, erſt ihren Kloſternamen und dahinter, mit beigefügtem „in der Welt“, ihren ererbten Stand und Namen. „Man kann nie genug Zeugen haben,“ meinte er. Mit großer Feierlichkeit, ein wenig zitternd, unterzogen ſich die beiden Damen dieſer Aufgabe. Es war ihnen, als ob ſie ſeit ihrer Profeßleiſtung keine ſo bedeutungsvolle Handlung mehr vollzogen hätten, und ſehr tröſtlich war es für ſie, daß der ſpaniſche General ſie auch hierbei nicht verließ und mit ſeinem ganzen, gut drei Zeilen füllenden Namen, Rang und Titel ihren Unterſchriften gewiſſermaßen das Kavaliergeleit gab.

Meiſter Baltzer ließ es ſich nicht nehmen, daß wenigſtens er und der Knabe Hendricus den Damen nach dem Trauerhauſe folgten, zum Schutze gegen etwaige Ausſchreitungen der Menge. Indes erwieſen ſich ſeine Befürchtungen als grundlos. Es war wohl erſtaunlich viel Leben und Aufregung auf den Straßen, aber das Geſindel, das ſie noch geſtern unſicher gemacht, fehlte völlig, vor dem Ernſte der plötzlichen Löſung war es in ſeine Schlupfwinkel zurückgekrochen, und in der Stimmung der anſtändigen Bürger waltete bei aller Neugier und Entrüſtung doch ein friedlicher, faſt freudiger Zug vor. Sie hatten einander und ſich ſelbſt ſo lange mit Argwohn und Angſt gequält, überall Verbrechen gewittert; nun, da das eine große Verbrechen ſich enthüllt und in ſeinen Abgrund alle Verdächtigungen zurückgekehrt waren, fühlten ſie einen wahren Hunger nach Verſöhnung und Freundlichkeit. Bereits waren mehrere der wochenlang verfemten Häuſer der Verdächtigten mit Abordnungen und Ständchen beſchickt worden. Wo die hohe, ſchöne Geſtalt Mechthildis' in ihrem dunklen Gewande, den Kranz in der Hand,

zwiſchen ihren ehrwürdigen, an dem grauen Straßenmantel der Ciſtercienſerinnen kenntlichen Begleiterinnen vorüberſchritt, begegneten ihr ehrfurchtsvolle Grüße und bewundernde Blicke, und Meiſter Baltzer hatte erſtaunlich viel Händedrücke im Vorbeigehen zu empfangen und zu erwidern.

Selbſt vor dem Hauſe Halveren zeigte die Menge keine Neigung zu Gewaltthat und Lärm. Die Wachmannſchaft unter dem Befehl des rotbärtigen Hauptmanns ſchien nur zur Parade dazuſtehen. Als Mechthildis ſich mit ihrem Geleit näherte, ſenkte der Hauptmann den Degen zum Gruße, und die Soldaten hielten ihre Piken präſentierend in beiden Händen vor ſich.

An der Thüre des Trauerſaales empfing ſie der alte Hausmeiſter, um ſie ſchweigend hinein zu geleiten, mit demſelben gefrorenen Anſtand, als ob er wieder die Gäſte zu einem patriziſchen Feſte zu empfangen habe; nur der lange Wimpel von ſchwarzem Flor, der von ſeiner rechten Schulter niederwehte, deutete an, welcher Feier es diesmal galt. Die Fenſter und Wände des Saales waren mit dunklem Tuch verhüllt, in der Mitte ſtand der Katafalk aufgebaut, ganz von brennenden Kerzen auf rieſigen Kandelabern und hohen Räucherpfannen umgeben. Auf dem Sarge lagen unter Blumen und immergrünen Reifern die Schärpe und der Degen, und zu Häupten, wo vier Führer von dem Bürgercorps in Paraderüſtung Wache hielten, lag ein Schild mit dem Halverenſchen Wappen, mitten durchgeſpalten. Eine dumpfe Luft von Pflanzenduft, ſchmelzendem Wachs und verglimmendem Räucherwerk füllte den Raum, nur ganz gedämpft drang von draußen durch die ſchweren Fenſterläden der Lärm

des Tages herein und mischte sich mit dem eintönigen Gemurmel zweier Mönche, die zu Füßen des Sarges ihre Gebete hersagten. „Quis memorabitur Tui post mortem? Et quis orabit pro Te?“ klang es in Mechthildis' Seele wieder. Das Murmeln der Kuttenmänner war ihr keine befreiende Antwort auf die Frage, und indem sie ihren Kranz am Sarge niederlegte, rannen Thränen unendlichen Mitleids aus ihren Augen auf die Cypressen.

An der Thüre wandte sie sich noch einmal zu dem Hausmeister um. „Wie geht es Eurem Herrn?“ fragte sie leise.

Der Alte sah sie seltsam verwundert an, dann zuckte er traurig mit den Achseln. „Der gestrenge Herr sitzt droben in seinem Zimmer,“ berichtete er, „man kann nicht sagen, wie es um ihn steht. Lange starrt er auf die Tischplatte, bewegt die Finger und murmelt, als ob er rechne; dann fährt er wieder auf und fragt, ob sein Sohn auch alles zur Reise gerichtet habe, spricht mit ihm, als ob er zugegen sei, und trägt ihm Grüße an den heiligen Apostel Thomas auf, das sei wohl ein geschickter Arzt. Er solle sich nur nicht nach ihm sehnen, er komme bald nach. Speise und Trank verschmäht er; die Aerzte schütteln den Kopf und meinen, es werde wohl nicht lange mit ihm währen.“ Er verstummte eine Weile und blickte nieder, wie wenn er noch etwas sagen wollte und sich's nicht getraute; plötzlich ergriff er die Hand Mechthildis' und drückte seine Lippen darauf: „Edles Fräulein,“ stammelte er, „Ihr seid der erste Mensch, der freundlich nach ihm gefragt hat. Ihr wißt nicht, wie wohl Ihr mir damit gethan habt, der liebe Gott gebe Euch viel, viel Glück und Segen dafür!“

Mechthildis drückte ihm freundlich die Hand und verließ das Trauerhaus.

Auf dem Heimwege, unfern des Hauses, in dem sie am Tage zuvor ihres Samariteramtes gewaltet, begegnete ihr ein Diener der Kannemanns, der einen gewaltigen, kostbaren Kranz trug. Ueberrascht blieb sie einen Augenblick stehen. Der Diener wollte mit devotem Gruße vorüber, aber Meister Baltzer hielt ihn auf: „Wohin bringt Ihr denn das, Mann Gottes?“ fragte er.

„Zu den Halverens,“ antwortete der Diener. „Er ist von unserer Frau. Sie kommt selber nach, jetzt hat sie noch einen Besuch bei dem Herrn Ratssyndikus da drüben abzumachen. Schon den ganzen Morgen sind wir auf dem Rundgang zu den freigesprochenen Herrschaften.“

Damit deutete er auf die Sänfte, die vor dem nun nicht mehr verfemten Hause hielt, und trollte sich weiter.

Mechthildis sah ihren alten Freund mit einem fragenden Blicke an.

„O,“ meinte der Meister Baltzer, „das wundert mich gar nicht. Das liegt so in der Natur. Wenn einer merkt, daß er eine gute Zeit mit Vorurteilen und müßigem Hochmut verplempert hat, dann bekommt er es auf einmal mit dem Gutthunwollen und möchte am liebsten gleich an einem Tage alles gerade machen helfen, was er vorher ruhig krumm sein ließ. Das braucht mich die schöne Frau Johanna gar nicht zu lehren, ich glaube, ich habe es schon früher an besseren Leuten gesehen.“

„Danke schön, Meister Baltzer,“ erwiderte Mechthildis. „Ihr versteht mit Eurem Hauch die dürren Blätter so trefflich vom Zweig abzustreifen, nun ist es doch auch

hübsch von Euch, daß Ihr sie ab und zu noch einmal ordentlich aufweht und am Boden rascheln laßt."

Meister Baltzer blinzelte sie mit einem Lächeln lieblicher Unschuld an und sagte nichts.

In diesem Augenblick kam ein Trupp junger Leute vorbei, ehrsame Bürgerssöhne, auch ein paar dienstfreie Stadtsoldaten waren darunter. Diese fröhlichen Jungburschen begnügten sich nicht, das Fräulein von Mechter stumm zu grüßen, sie schwenkten die Hüte und riefen ihr den Gruß zu, der in den Ohren eines liebenden Weibes so schön klingt wie kein anderer — das Lob dessen, den sie liebt; und alles Volk, das auf den Straßen war, stimmte ein. Der Oberst Hans Friso hatte sich während seines Besuches bei dem Volke der Stadt, der er vordem seine ersten bescheidenen Dienste gewidmet, ein gutes Andenken erworben. Nun, da der Ortsstolz durch das Verbrechen des Herrn von Halveren einen so empfindlichen Knacks erlitten, suchten sie sich an diesem Andenken wieder etwas zu erholen, sie kehrten sich so wenig an das ketzerische Bekenntnis ihres ehemaligen Turmwächters wie Mechthildis, mit fröhlichem Eifer schwenkten sie die Hüte und riefen seiner Braut zu: „Vivat der Herr Oberst Friso! Vivat unser holländischer Oberst!" Und ein verwegener Bursche, ein rothaariger Krauskopf mit zwei Augen wie Kohlen, rief zuletzt: „Vivat die schöne Frau Oberstin!"

„Ihr hört es," sagte Meister Baltzer zu Mechthildis, während sie befangen und tief errötend neben ihm weiterschritt. „Das Leben ruft Euch ‚Willkommen!' zu. Thut ihm Bescheid, und laßt die Toten ihre Toten begraben!"

Achtzehntes Kapitel.

Vollkommen bewies die Reichsstadt in den nächsten Tagen, daß sie sich auf das Totengräberamt verstand, das ihr Meister Baltzer zugewiesen. Mit einer Mäßigung, in der die Lehren des weiland Bürgermeisters Sebaldus von Halveren noch einmal einen vollen Triumph feierten, schied der Rat aus den Enthüllungen des lahmen Hieronymus und seiner Genossin alles aus, was geeignet schien, „das Ansehen der Obrigkeit beim gemeinen Mann zu schädigen". Man stellte der Bürgerschaft bereitwillig die in einem Versteck des Martinsturmes gefundene Verkleidung zur Ansicht aus, in welcher der lange Pilger den Doktor Sanatas gespielt hatte. Aber man verschwieg ihr, daß die Fäden des verbrecherischen Netzes über diesen Helfershelfer hinweg bis in die Geheimzimmer kaiserlicher und kurfürstlicher Räte und vielleicht auch in die Zellen klösterlicher Fanatiker führten. Diese Entdeckungen sparte man sich zu gelegentlicher diplomatischer Verwendung auf und ließ die gemeinen Werkzeuge als die eigentlichen Verbrecher erscheinen.

Es wäre bei aller Umsicht die größte Schwierigkeit für den Rat geblieben, ein Verfahren gegen den vornehmen Hauptschuldigen zu finden, das der Gerechtigkeit Genüge leistete und doch dem Ansehen des Standes nicht zu nahe trat. Aber diese Schwierigkeit löste Herr Sebaldus von Halveren selbst. Am zweiten Morgen, wenige Stunden nach der nächtlichen Beisetzung seines Sohnes, fanden ihn die Wachen entseelt in seinem Sessel. Man erinnerte sich seiner Worte, daß er dem Sohne bald

nachreiſen werde; und der Inhalt des Bechers, der zu Dreiviertel geleert vor ihm ſtand, bewies unſchwer, welchen Weg er gewählt habe. Der Rat gewährte ihm ein ſtilles Begräbnis und ein geweihtes Grab, auf die Verſicherung gefälliger Aerzte hin, daß der Selbſtmord im Wahnſinn geſchehen ſei; und er hatte auch nichts gegen ihre weiſe Vermutung einzuwenden, daß der Verſtorbene wohl ſchon längſt geſtörten Geiſtes geweſen ſei und in dieſem Zuſtande Thaten verſucht habe, die von ſeinem früheren ſegensvollen Streben ſo unerklärlich abſtächen. Somit konnte der Ratsſchreiber noch am Mittag vor Weihnachten das „Erkenntnis unſerer gnädigen Herren" veröffentlichen, wonach Herr Sebaldus von Halveren „in offenkundig erwieſenem Irrſinn", mit dem langen Pilger zuſammen den lahmen Hieronymus und deſſen Weib verleitet habe, durch ihre ſchändlichen Lügen viele hochweiſen, beziehungsweiſe tugend- und ehrenreichen Herren, Frauen und Fräulein ohne allen Grund eines Bündniſſes mit dem ††† Teufel zu bezichten und ſolchergeſtalt das Weſen und die Regierung hochpreislicher Reichsſtadt grauſam zu verwirren. Der Scharfrichter hatte dafür geſorgt, daß von dem lahmen Hieronymus und deſſen Weibe keine Ergänzung zu dieſem obrigkeitlichen Befund mehr zu befürchten war. Die von den Verbrechern verdächtigten Standesperſonen hatte der Rat natürlich feierlich allen Verdachtes ledig geſprochen und die auf ſie bezüglichen Akten verbrennen laſſen. Die Bürgerſchaft gab ſich mit dem Ausgange zufrieden. Dem Teufels- und Hexenwahn aber vermochte auch dieſer ſo merkwürdig aufgelöſte Hexenprozeß nichts anzuhaben. In der Auffaſſung des Volkes und ſeiner meiſten geiſtlichen Berater verwandelte ſich der

angebliche Irrſinn des Herrn Sebaldus ſogleich in Beſeſſenheit. Während die ehrſamen Hausfrauen ihren großen Weihnachtshausputz vollendeten und den Weihnachtsſchmaus rüſteten, vertieften ſich ihre Männer beim Abendtrunk in die traurige Entdeckung, daß der Teufel einen weiſen Ratsherrn und Altbürgermeiſter unvermerkt in Beſitz nehmen und zum Hexenriecher machen könne. Und der gelehrte Pater Kleutermann, der geiſtliche Hofhiſtoriograph des Teufels, ſchnitt ſich in ſeiner ſtillen Zelle eine friſche Feder und ſchrieb, großer Gedanken voll, den Titel einer neuen Unterſuchung nieder: „Diabolus se ipse accusans, das iſt kurze, doch gründliche Betrachtung, wasmaßen der Teufel einen klugen, frommen und angeſehenen Mann berücken und gleichſam verhexen kann, daß er überall Teufelswerk wittert und viele unſchuldige Seelen als vermeintliche Hexen in Leibes und Lebens Gefahr bringt.“ — —

So begruben die Toten ihre Toten, indes das reinſte Leben, aus ihrem Bannkreiſe erlöſt, neuen, ſeligen Küſten zuſtrebte. Wenige Stunden nach der Rückkehr von ihrem Trauerbeſuch hatte ſich Mechthildis mit ihren Reiſegefährten, im Geleite des Domherrn und der Stiftsdamen nach dem Mechterhofe hinausbegeben, wo Cordova ſie, feldmäßig ausgerüſtet, empfing. Dort, nachdem ſie von den Freunden und ihrem Dienſtvolk Abſchied genommen, wartete ihrer ein gedeckter, köſtlich mit Pelzwerk und Decken ausgepolſterter Schlitten, in dem ſie mit dem Meiſter Baltzer Platz nahm. Ein zweiter Schlitten trug, unter der Obhut des Hausmeiſters und des Knaben Hendricus, die wenige Habe des Meiſter Baltzers und Mechthilds Gepäck; was ihr ſonſt noch von ererbtem Hausrat und Andenken in die neue Heimat folgen ſollte, war unter

der Fürsorge der neuen Besitzerinnen ihres Hauses sicher verwahrt, bis es der Hausmeister bei bequemerer Gelegenheit abholte. Ein starker Trupp spanischer Reiter stand als Bedeckung der Schlitten bereit; mit Verwunderung gewahrte Mechthildis, wie auch Cordova zu Pferde stieg und sich anschickte, den Zug zu führen. „Was heißt dies, Excellenz?“ rief sie. „Ich habe Euch schon Lebewohl gesagt.“ Er salutierte mit einem ernsten Lächeln. „Ihr werdet nicht erwarten, Sennora, daß Cordova eine übernommene Geleitspflicht anderen überläßt,“ sagte er und gab das Kommando zur Abfahrt. „Laßt ihn,“ sagte Meister Baltzer. „Er ist, wie er sein will.“

Es war eine schnelle, glatte Fahrt über den gefrorenen Schnee, durch das weite, ebene, weißschimmernde Land, über Brücken und Brückchen; durch viele kleine Dörfer, aus deren Hütten furchtsame und verblüffte Gesichter dem klirrenden Geschwader nachstarrten; durch größere Dörfer und Städte mit spanischer Besatzung, wo man kurz Halt machte. Ueberall frische Pferde zum Vorspann und Aufmerksamkeit für jeden Wunsch der Reisenden: eine mächtige, sorgsame Hand hatte hier im voraus gewaltet, um Mechthildis die Reise leicht zu machen.

Im ersten Nachtquartier stand ein reichliches Mahl für Mechthildis und ihren Begleiter bereit; Hendricus wartete auf. „Ihr müßt ihm das schon erlauben,“ meinte Meister Baltzer, „er will zeigen, daß er es doch allmählich lernt, und er hat sich so darauf gefreut.“ — „Wo ist Cordova?“ fragte Mechthildis unruhig. Meister Baltzer zuckte die Achseln. „Er wird draußen speisen, bei seinen Küraſſieren, wenn er nicht vorzieht, allein mit Cervantes' Geist zu Nacht zu essen.“ — „Führt mich zu ihm und

laßt hier für ihn mitdecken," forderte Mechthildis. „Thun will ich es ja, aber helfen wird es Euch nichts," erwiderte er. Und es half wirklich nichts, ſo herzlich Mechthildis auch mit Worten und Blicken bat. „Möge mir Eure Gnade verzeihen, Sennora," erklärte Cordova. „Wenn ich einmal wieder unter Eurem Dache weilen darf, ſo werde ich es als die größte Ehre anſehen, Euch zu Tiſch geleiten zu dürfen, und ſollte Euch einmal Euer Weg auf eines meiner Schlöſſer in Spanien oder in meinen Palazzo zu Mailand führen, ſo bitte ich Euch, meine geringe Gegengabe nicht zu verſchmähen. Hier aber bin ich nur der Führer einer salva guarda, übel ſtände es mir, wollte ich meinen Reitern ein ſchlechtes Vorbild geben und mit der ſorglos plaudern und tafeln, deren Mahl und Ruhe ich zu bewachen habe." Dabei blieb er, und Mechthildis mußte ſich zufrieden geben, einen Reiſemarſchall zu haben, der für jeden ihrer Winke Erfüllung im voraus bereit hielt, aber ihren Dank, ja ihre Nähe ſorgſam mied.

Am dritten Tage, nach der Mittagsraſt, deutete Meiſter Baltzer vor dem Einſteigen nordwärts: „Da liegt unſer Ziel," ſagte er luſtig, „ein vier Meilen und drüber ſind's immer noch, aber könnt Ihr das Neſt nicht ſchon ſehen? Das Auge der Liebe ſieht ja ſo ausgezeichnet."

Mechthildis ſchüttelte betrübt den Kopf. Nun, ſo nahe dem Ziele, war es ihr beinahe unerträglich, zu warten. Sie ſtarrte hinaus in die weite Schneelandſchaft. „Iſt es das?" fragte ſie ein paarmal, wenn wieder ein Häuſerhaufe, ein Kirchturm vor ihnen auftauchte, und ſie ärgerte ſich faſt, daß Meiſter Baltzer bei ſeinem Nein immer noch ſo vergnügt lächeln konnte. Zuletzt, vom

Schnee geblendet, fielen ihr die Augen zu, ihr Haupt lehnte sich zurück und sie sank in einen tiefen, traumlosen Schlaf. Der alte Freund zog leise, sanft wie mit Mutterhänden, die Pelzdecke fester über ihre Kniee und betrachtete die schönen schlummernden Züge. So vieles hatte sie in diesen letzten Wochen erduldet und erlebt, so tapfer hatte sie stand gehalten; nun, in der Gewißheit des nahen Zieles, schlief sie ein wie ein müdes Kind, das vom ersten Ausflug heimkehrt und auf den Armen des Vaters entschlummert.

Der Tag neigte sich, in der Ferne, jenseits eines kleinen Flusses, wurden Mauern und Türme einer Stadt sichtbar. Von der anderen Seite näherte sich ein Trupp bewaffneter Reiter der Brücke, zwei, einer in glänzender Offizierstracht und ein Trompeter, lösten sich von der Masse ab und trabten bis in die Mitte der Brücke; auch Cordova war mit einem einzelnen Begleiter den Seinen voraufgesprengt. Es gab ein kurzes Zwiegespräch, der holländische Führer schien sehr überrascht, gerührt, der Spanier wehrte höflich, gemessen ab; dann ein Händereichen, ein kurzes Salutieren, noch ein Ruf von drüben: „Auf Wiedersehen!“ — „Im Felde, so Gott will!“ rief Cordova zur Antwort und ritt zurück, dem Schlitten entgegen, der sich in langsamerem Gange der Brücke näherte. Meister Balzer deutete auf die Schlafende. „Weckt sie nicht!“ raunte Cordova, „lebt wohl!“ Er deutete dem Fuhrmann hastig vorwärts, der Schlitten fuhr schneller, während die spanischen Reiter auf den Wink ihres Generals Kehrt machten und zurück trabten.

Jenseits der Brücke hielt der Schlitten. Mechthildis erwachte von dem Ruck. Schlaftrunken blickte sie um sich.

Sie hörte ein tiefes, wohllautendes Summen, das von den Türmen der Stadt herüberzog. „Ach, die Weihnachtsglocken!“ ſagte ſie. „Aber wo ſind wir denn, Meiſter Baltzer?“ Da erkannte ſie den Offizier, der von ſeinem Roß geſprungen war und vor ihr ſtand. Sie warf die Decken zurück, und mit einem hellen, ſeligen Rufe ſank ſie an die Bruſt des Geliebten: erlöſt nun, ganz erlöſt in ſeiner Liebe, aus der dumpfen, beklemmenden Schwüle, in die ſie Herkunft und Schickſal bisher gebannt hatten, — erlöſt vom heißen Stein.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Abseits.

Erzählungen von

Ernst Lenbach (Ernst Muellenbach).

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Urteile der Presse:

Unter unseren jüngeren Dichtern hat sich Lenbach schnell eine hervorragende Stellung erobert, die er durch lyrische Gedichte wie durch anmutige, humorvolle Erzählungen von Jahr zu Jahr mehr befestigt. Der Grundzug seines Wesens ist ein goldiger, an leichtem, aber sicherem Zügel geführter Humor, ein Zug tiefer, herzlicher Menschenfreundlichkeit, eine innige Liebe zur Schilderung intimen Lebens inmitten einer großen Stadt. Er charakterisiert die Schauplätze ziemlich deutlich, ohne aufdringlich zu sein. Zwei Erzählungen „Doktor Fläschlein" und „Berthold aus dem Thurm" spielen unzweifelhaft in der Universitätsstadt Bonn, und andere anscheinend nicht weit davon. Es ist eine wahre Freude, in unserer modernen Litteratur, in der unreife, unausgegorene Talente immer noch das große Wort führen, einer so ausgeglichenen, in ihrer Weltanschauung sicheren, litterarischen Persönlichkeit, wie sie Lenbach darstellt, zu begegnen. (Berlin. Post.)

Es ist schwer zu sagen, welche von den neun in diesem Buch enthaltenen Erzählungen die beste ist: Sie sind alle trefflich erfunden und ganz reizend erzählt. Der Kollektivtitel deutet an, daß es sich in ihnen um die Schicksale von Menschen handelt, die abseits des breiten Stromes der Allgemeinheit wandeln, sei es durch ihre Stellung, sei es durch ihre Ansichten: Einsiedler, Ausgestoßene, Sonderlinge, alte Jungfern, von der Lebensbahn Entgleiste und ähnliche Charaktere stehen im Mittelpunkt der Handlung der einzelnen Geschichten, von denen jene von „Lukas Heylandt" durch den historischen Hintergrund nicht minder anzieht als durch den romantischen Stoff, und von denen die von „Doktor Fläschlein" durch ihren erschütternden Abschluß einen tiefen Eindruck macht. Muntere Stoffe behandeln „Der edle Ferdinand", „Berthold aus dem Thurm", „Der Glücksmops", und satirisch angehaucht sind „Die Tragödie des Romulus" und „Andante fiero". (Prag. „Bohemia".)

Der Titel „Abseits" ist gewählt worden, weil hier von Menschen und Begebnissen erzählt wird, die außerhalb der großen Welt gelebt haben und geschehen sind. Wie man abseits von der Heerstraße aber die schönsten Blumen findet, so fand sie auch der Verfasser auf seinen Studiengängen in die Winkel der kleinen Welt. Die Geschichten sind in dem richtigen Erzählerton gehalten, schlicht, herzlich und mit einer Handvoll sinnigen Humors; neben den rosigsten Geschichten stehen andere voll erschütternder Tragik.

(Straßburger Post.)

Unter den jüngeren Erzählern ist Ernst Muellenbach, der bisher unter dem Namen Ernst Lenbach schrieb, einer der liebenswürdigsten. Er erzählt eben auch in erster Reihe und hat eine innere Lust am Fabulieren als solchem. Es fabuliert hier aber ein Glücklicher, dem ein freundliches Geschick das volle Verständnis gab für alle Freuden dieser Welt, die großen sowohl wie die kleinen, und ein talentvoller Dichter, der alles mit Dichteraugen sieht. Die Menschen, die er schildert, haben ihre Schrullen und Verschrobenheiten, aber sind im Grunde doch alle gut geartet, und die Sonne, die sie freundlich bescheint, braucht sich ihrer nicht zu schämen. Zu diesen heiteren Menschen gehört wohl auch noch ein Hündlein, das in seiner Art ebenso merkwürdig und liebenswürdig ist, wie seine Herren. Alle diese meist kurzen Erzählungen, die eben in zwei Sammlungen „Abseits" (Cotta, Stuttgart) und „Auf der Sonnenseite" (Ernst Keils Nachf., Leipzig) vorliegen, atmen ganz und gar die frohe, harmlose Lust der Rheinlande, in denen der Verfasser ja auch zu Hause ist. Wer diese Lust liebt, wird an den Muellenbachschen Erzählungen viel Freude finden. (Leipzig. Daheim.)

„Abseits" betitelt sich eine Sammlung anmutiger Erzählungen von Ernst Lenbach, welche soeben im Verlag der Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart erschienen ist. Die Mehrzahl derselben ist auf denselben liebenswürdig behaglichen Grundton gestimmt, welcher auch den gemütvollen humoristischen Geschichten, die der Autor bisher in der Gartenlaube veröffentlichte, ihren eigentümlichen Reiz verleiht. Der Titel der Sammlung ist bezeichnend für die ganze Art des rheinischen Humoristen. Abseits von der breiten Heerstraße liegen die Pfade, auf denen er mit nachdenklichem Sinne die Poesie sucht und findet, abseits von der lärmenden Welt des öffentlichen Lebens treiben die kreuzbraven Käuze und kernguten Sonderlinge, mit denen er es so gern hält, ihr Wesen, erblüht das idyllische Glück, dessen Wert er gegenüber den Glücksidolen der großen Menge preist. (Leipzig. Gartenlaube.)

Ein entschiedenes und dabei liebenswürdiges Talent bekunden die unter dem Titel „Abseits" gesammelten Erzählungen von Ernst Lenbach, neun teils ernste, teils humoristische Novellen, die niemand zu den alltäglichen rechnen wird. Schon die einfache Klarheit des Vortrags und Ausdrucks, stark unterschieden von dem herrschenden Plakatstil, wirkt wohlthuend, und in der Phantasie wie in der Empfindung des Verfassers scheint ein guter Kern wirklicher Entwicklungsfähigkeit vorhanden. Jedenfalls verdient das Buch „Abseits" Leser und Freunde, die auch abseits des Tagesstromes stehen.

(Dresdner Journal.)

Eine ganze Reihe ansprechender kleiner Erzählungen — neun an der Zahl — hat Ernst Lenbach unter dem Titel „Abseits" zu einem Buche vereint. Was diese Erzählungen anbelangt, so muten sie den Leser teils etwas märchenhaft an, durchzogen von romantischer Poesie, teils ist es der Vorzug schlichter Einfachheit, der sie auszeichnet. Ueberall aber macht sich die Frische des Tons, welchen der Plauderer anschlägt, angenehm bemerkbar, und so wird man dem, was er vorträgt, gern lauschen, wenn es auch nicht gerade tiefe Weisheiten und Wahrheiten sind, mit denen er aufwartet. (Hamburger Nachrichten.)

Der Dichter verfügt über eine ganz ungewöhnliche Gestaltungskraft, eine fortreißende Phantasie und sprachliche Darstellungskunst, wie sie seit Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer uns kaum begegnet ist. Dazu gesellt sich noch ein köstlicher Humor, der ungesucht und ohne Schärfe seine Wirkung erreicht. Wenn man unter den Erzählungen Wertunterschiede machen will, so steht zweifellos obenan die Geschichte vom „Doktor Fläschlein". Die Poesie des Studentenlebens, der alten Burschenherrlichkeit, wie des bis zum „Heulrausch" gesteigerten Katzenjammers bildet hier den Rahmen zur Schilderung eines in seiner Blüte gebrochenen Menschenschicksals, dessen düstere Tragik nur durch den wehmütigen Schluß ausgleichender Gerechtigkeit verklärt wird. . . . Besonders sei hier noch auf die stilistische Vollendung des Buches hingewiesen und die Fülle feiner, sententiös zugespitzter Bemerkungen, beides nur eine Frucht ernster Arbeit und reiflichen Erwägens. (Berlin. Vossische Zeitung.)

1943
Digitized by Google

834M918 Y

Muellenbach

Vom heissen stein

NOV 9 1950

834M918 Y